



Edgar
Wallace

Der Banknotenfälscher

SCANNED BY
CARA

Ganz London zittert vor dem »Fuchs« - dem berüchtigten Banknotenfälscher, der seit Jahren sein Unwesen treibt.

In Hertfordshire findet man Basil Hate im Park eines Schlosses erschlagen auf. In Sydenham wird der alte Rechtsanwalt Radlow erschossen.

Ist das die Handschrift des Banknotenfälschers?

ISBN 3-442-00067-X

Willhelm Goldmann Verlag, München

1982

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND



Dahinter
steckt immer
ein kluger Kopf

EDGAR WALLACE

Der Banknotenfälscher

THE FORGER

Kriminalroman

Wilhelm Goldmann Verlag



Aus dem Englischen übertragen von Mercedes Hilgenfeld
Herausgegeben von Friedrich A. Hofschuster

Made in Germany • 1/82 - 15. Auflage
© der deutschsprachigen Ausgabe by Wilhelm Goldmann Verlag,
München
Umschlagentwurf: Atlier Adolf & Angelika Bachmann, München
Umschlagfoto: Richard Canntown, Stuttgart
Satz: Presse-Druck, Augsburg
Druck: Mohndruck Graphische Betriebe GmbH, Gütersloh
Krimi 67
Lektorat: Friedrich A. Hofschuster
Herstellung: Peter Sturm
ISBN 3-442-00067-X

1

Der große Ordinationsraum im Hause Harley Street Nr. 903 war ein Mittelding zwischen Salon und Bibliothek. Überall lagen Bücher umher, und von der üblichen Ausstattung einer ärztlichen Praxis war kaum etwas zu bemerken.

In einer Ecke führte eine Tür aus poliertem Holz in einen gekachelten Raum, dessen Einrichtung schon eher auf eine medizinische Tätigkeit hindeutete: ein Tisch mit Glasplatte, gläserne Regale und verschlossene, verglaste Wandschränke, angefüllt mit langen Reihen von Flaschen aller Farben und Größen sowie sorgsam verdeckten Bakterienkulturen.

Peter Clifton, der seit vier Jahren regelmäßig Dr. Wells' Sprechstunden aufsuchte, hatte diese Tür noch nie geöffnet gesehen. Er saß auf der Armlehne eines schweren Klubsessels und blickte, ohne etwas wahrzunehmen, starr durchs Fenster hinaus. Peter haßte es, seine Gefühle zu zeigen, und gerade in diesem Augenblick wollte er niemandem sein Gesicht sehen lassen, nicht einmal Dr. Donald Wells.

Dann aber gab er sich einen Ruck und wandte sich dem Mann, zu, der breitbeinig vor dem Kamin stand und ihn durch die Rauchschwaden seiner Zigarette nachdenklich aus dunklen Augen musterte. Dr. Wells war ziemlich hager und erschien dadurch größer, als er wirklich war. Sein dunkles, melancholisches Gesicht mit dem gepflegten schwarzen Schnurrbärtchen hatte fast etwas Unheimliches, doch das war wie weggewischt, wenn er lächelte. Und jetzt lächelte der Arzt, als er dem Blick seines Patienten begegnete.

Peter holte tief Atem und erwiderte das Lächeln. »Es war wirklich ein außerordentlicher Glückstag für mich, als ich damals auf der Suche nach einem Zahnarzt versehentlich zu Ihnen gekommen bin!«

»Mein lieber Junge«, antwortete der Arzt kopfschüttelnd, »das beruht ganz auf Gegenseitigkeit; möglicherweise habe ich Ihnen geholfen, aber Sie waren der großzügigste Patient, den ich jemals hatte.«

Wieder lächelte Peter. »Sie haben mich damals aber nicht nur von meinen Zahnschmerzen befreit, sondern auch gleich den ganzen Menschen geheilt«, entgegnete er.

Der Arzt wurde ernst. »Ich habe lediglich Ihre Depressionen bekämpft. Doch Ihren Entschluß haben Sie auf dem Gutachten meines großen Kollegen Sir William Clewer aufgebaut. Ich selbst hätte es nicht gewagt, mich so bestimmt zu äußern wie er, und ich muß Ihnen leider sagen, daß ich Anfälle der befürchteten Art auch jetzt noch für nicht ganz ausgeschlossen halte. Die Hauptgefahr scheint allerdings beseitigt zu sein. Ich hielt es nicht für richtig, Sir William gegenüber meine Bedenken zu äußern, aber vielleicht konsultieren Sie ihn noch einmal?«

Peter schüttelte heftig den Kopf: »Ich werde in Zukunft einen weiten Bogen um die Harley Street machen. Das klingt zwar höchst undankbar, aber ...«

Der Arzt winkte ab. »Absolut verständlich«, erklärte er kurz. Dann ging er plötzlich auf ein anderes Thema über: »Wann wird denn die Feier stattfinden?«

Er sah, wie sich das Gesicht seines Patienten verdüsterte - eine merkwürdige Reaktion bei einem sehr reichen und sehr gut aussehenden jungen Mann, der im Begriff stand, das schönste Mädchen zu heiraten, das Dr. Wells jemals gesehen hatte.

»Um - um zwölf Uhr dreißig. Sie werden doch kommen? Der Empfang findet im ›Ritz‹ statt, und dann fahren wir nach Longford Manor hinaus. Ich glaubte, daß Jane eine Reise aufs Festland vorziehen würde, aber sie will unbedingt nach Longford.«

Eine Zeitlang herrschte Schweigen. Wells beobachtete aufmerksam das Gesicht seines Patienten, dann fragte er plötzlich: »Weshalb dieses Stirnrunzeln?«

Peter zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Mir ist nicht wohl bei alledem ... Es war eine so ungewöhnliche Brautwerbung ... Und Jane ist manchmal so eigenartig ... ›Kalt‹ wäre nicht das richtige Wort, »gleichgültig« auch nicht - vielleicht eher ›unnahbar‹. Ich weiß dann nie, was in ihr vorgeht; sie wird mir so fremd, und das erschreckt mich. Alles hat so seltsam angefangen ...«

Donald Wells' Lippen verzogen sich zu einem Lächeln.

»Damit, daß ich Sie ihr vorstellte«, meinte er.

»Das war die beste Tat, die Sie je vollbrachten. Ich liebe Jane! Aber ich weiß, daß es bei ihr anders ist. Alles kam so überstürzt. Ich bin ja ganz ungebeten in ihr ruhiges Heim hineingeplatzt und habe sie förmlich in eine Verlobung gedrängt, bevor sie noch Zeit hatte, mich besser kennenzulernen... Das war sicher keine Brautwerbung, wie sie ein junges Mädchen erhofft . . .« Er biß die Zähne zusammen, und auf seinem Antlitz zeigte sich wieder der gequälte, müde Ausdruck. »Ich habe sie einfach gekauft, Donald!« endete er nach einer kleinen Pause ruhig.

Der Arzt lachte kurz auf. »Sie lassen Ihrer Phantasie zu sehr die Zügel schießen, mein junger Freund! Wie hätten Sie denn das Mädchen kaufen können? Das ist doch wirklich Unsinn!«

Aber Clifton schüttelte traurig den Kopf.

»Natürlich habe ich nicht zu ihrem Vater gesagt, daß ich bereit wäre, hunderttausend Pfund für seine Tochter zu zahlen. Dann hätte er mich vermutlich hinausgeworfen. Aber ich fürchte, daß nur das Versprechen, ihr diese Summe zu überschreiben, Leith zu seiner Einwilligung veranlaßt hat. Dabei hatte ich Jane erst zweimal gesehen! Können Sie sich vorstellen, daß ich sie noch nie geküßt habe?«

»Dann würde ich damit aber noch heute beginnen«, meinte Dr. Wells trocken. »Ein Mädchen, das übermorgen einen jungen Mann heiratet, erwartet von ihm doch einige Zärtlichkeit.«

Peter fuhr sich durch das Haar. »Ich weiß - und es bedrückt

mich sehr. Aber ich hatte einfach Angst. . . Angst, daß sie etwas über mich gehört hat. Sie wissen, was ich meine . . . Und hinzu kommt noch, daß ich nicht sicher bin, ob ich mit meinem Antrag vielleicht irgendwelche ihrer Zukunftspläne durchkreuzt habe. Vielleicht ist die Freundschaft mit Hate für sie doch etwas mehr gewesen als nur Freundschaft!«

»Aber niemand hat Jane zu ihrem Jawort gezwungen«, widersprach der Arzt.

Ein leises Klopfen ließ sich vernehmen.

»Das ist meine Frau«, meinte Wells. »Kann sie hereinkommen, oder wollen Sie noch ungestört mit mir sprechen?«

»Ich habe schon genug gesagt«, antwortete Peter niedergeschlagen.

Er ging der schlanken jungen Frau entgegen, die hereinkam. Marjorie Wells war fünfunddreißig Jahre alt, sah aber um zehn Jahre jünger aus und hatte noch dunkleres Haar als ihr Gatte.

»Man sagte mir, daß Sie hier seien«, begrüßte sie ihn mit einem Lächeln, das ihre blitzenden Zähne sehen ließ. »Es lebe der Bräutigam! Die Braut habe ich heute auch schon gesehen: strahlend, wie eine Braut aussehen soll - nur war sie leider in Gesellschaft eines anderen Mannes!«

Falls sie den strafenden Seitenblick ihres Mannes wahrgenommen hatte, so ließ sie es sich nicht anmerken. Marjorie war dafür bekannt, daß sie jeden ihrer Aussprüche mit etwas Bosheit würzte. Diesmal war die Dosis allerdings ziemlich stark.

Wells ging auf ihre Stichelei ein »Wer wird das schon gewesen sein? Wahrscheinlich doch der verrückte Basil Hate?«

»Natürlich war es Basil... Der gute, alte Basil! Ich kann mir vorstellen, daß er sich recht elend fühlt. Aber ich bin eine boshafte Klatschbase, nicht wahr?«

Peter nahm seinen Hut und lächelte grimmig: »Jawohl, das sind Sie wahrhaftig! - Wie ist es, Wells, wollen Sie morgen abend mit mir speisen?«

Der Arzt nickte.

»Sehr gern, aber es muß ein Junggesellenabend ohne Damen sein.«

Er begleitete ihn zur Haustür und wartete, bis Peter Cliftons Rolls Royce um die Ecke der Wigmore Street verschwunden war. Dann kehrte er ins Sprechzimmer zurück.

»Was fehlt Peter eigentlich?« fragte seine Frau leichthin, als ob ihr erst jetzt seine häufigen Besuche aufgefallen seien. »Er sieht doch ganz gesund aus.«

»Du solltest doch wissen, daß ich über die Krankheiten meiner Patienten niemals spreche, nicht einmal im Schlaf«, fuhr er sie an. »Mach dir also auch über Peter keine Gedanken, verstehst du mich? - Ja, was gibt's?«

Ein Hausmädchen stand in der Tür und überreichte ihm auf silbernem Tablett einen kleinen, versiegelten Brief. Wells riß den Umschlag auf, zog eine Visitenkarte heraus und überflog die wenigen Worte, die darauf gekritzelt waren.

»Gut, lassen Sie Mr. Rouper eintreten.« Dann wandte er sich an seine Frau: »Laß uns bitte allein. Ich werde später noch mit dir über Peter - und etwas anderes - sprechen.«

Gleich darauf stand ein hochgewachsener, breitschultriger Mann im Zimmer. Sein Haar war grau, aber seine Haltung war aufrecht wie die eines Soldaten. Dr. Wells schloß die Tür und bat seinen Besucher, Platz zu nehmen.

Mr. Rouper, Inspektor bei Scotland Yard, legte bedächtig seinen Hut auf den Tisch, zog umständlich seine Lederhandschuhe aus und nahm eine dicke Briefftasche aus der Innenseite seines Rockes. Erst dann ließ er sich nieder.

»Es tut mir leid, daß ich Sie stören muß«, begann er. »Ich weiß, Sie haben viel zu tun, aber ich muß Sie unbedingt sprechen.«

Der Arzt blickte ihn erstaunt an.

»Hier ist sie ja«, fuhr der Inspektor fort und fischte aus seiner

Brieftasche einen zusammengefalteten Geldschein. »Das ist eine Fünfundzwanzigpfundnote, die auf der Rückseite den Abdruck Ihres Stempels trägt.« Er setzte seinen Kneifer auf und las: »Dr. Donald Wells, Mitglied der Königlichen Ärztesgesellschaft, Harley Street 903. Das sind Sie doch, nicht wahr?«

Der Arzt nahm die Banknote in die Hand und betrachtete genau den verblaßten Abdruck eines violetten Stempels.

»Ganz recht«, antwortete er, »das ist mein Stempel. Ich verwende ihn zu den verschiedensten Zwecken, aber ich kann mich nicht entsinnen, jemals Banknoten gestempelt zu haben.«

»Können Sie sich erinnern, diesen Geldschein in der Hand gehabt zu haben?«

»Nun, Fünfundzwanziger sind seltene Noten. Soviel ich weiß, habe ich in der letzten Zeit nur einen von Mr. Peter Clifton bekommen - das ist einer meiner Patienten. Und diesen Fünfundzwanziger habe ich beim Rennen in Kempton ausgegeben. Ich wette nämlich manchmal am Totalisator, da ich mich mit Buchmachern nicht einlassen will.«

Der Kriminalbeamte schmunzelte verständnisvoll. »Sie haben natürlich verloren?«

»Ganz im Gegenteil! Ich habe ein paar hundert Pfund gewonnen.«

Rouper kritzelte etwas auf die Rückseite eines Briefumschlages. »Peter Clifton«, murmelte er dabei vor sich hin. »Ich glaube, ich kenne den Herrn. Wohnt er nicht in einem Apartment auf der Carlton House Terrace?«

»Ja, aber was soll das eigentlich bedeuten?« fragte Wells. Dann fügte er gutgelaunt hinzu: »Sie glauben doch nicht etwa, daß er die Banknote gestohlen hat?«

Der Inspektor ließ sich Zeit mit der Antwort, bis er seine Notiz beendet hatte. »Das nicht, Doktor, aber diese Note ist gefälscht. Übrigens die schlechteste Arbeit, die der ›Fuchs‹ je geliefert hat! Das Papier hat ihn sofort verraten.«

Er brauchte nicht erst zu erklären, wer der ›Fuchs‹ sei, denn seit über fünf Jahren bereitete der Banknotenfälscher, der sich diesen Ehrennamen erworben hatte, den Behörden und der Geschäftswelt die größten Unannehmlichkeiten.

»Bisher hat er sich nicht mit britischen Banknoten befaßt«, fuhr Rouper fort. »Angefangen hat er mit der Bank von Südafrika, dann ist er auf die Schweizer Bundesbank übergegangen, danach hat er US-Dollar auf den Markt geworfen und schließlich Tausend-Francis-Noten gefälscht. Es war eine sehr unangenehme Überraschung für uns, als wir feststellen mußten, daß er neuerdings jedes patriotische Gefühl vermissen läßt!«

Er lachte über seinen eigenen Scherz und hustete.

»Sie haben keinen Schaden dabei, Doktor«, versicherte er dem Arzt, der etwas unangenehm berührt schien. »Für Sie ist die Angelegenheit erledigt; ich möchte nur den Mann fassen, der den Fünfiger gefälscht hat!«

Wells öffnete einen kleinen Wandschrank und nahm ein Kontobuch heraus. »Ich will mich doch noch einmal vergewissern, von wem ich die Banknote erhalten habe«, sagte er und blätterte die Seiten um. Nach kurzer Zeit hielt er inne. »Hier ist die Eintragung. ›Mr. Peter Clifton - 52 Pfund 10 Shilling in bar.‹ Er hat seine Rechnungen nie durch Scheck beglichen,«

»Haben Sie die Nummer der Banknote?«

Wells schüttelte den Kopf.

»Die Nummer habe ich nicht aufgeschrieben - warum sollte ich auch. Übrigens wäre das auch viel zu umständlich, denn fast alle meine Patienten bevorzugen Barzahlung.«

Der Kriminalbeamte warf einen Blick auf das Kontoblatt.

»Ich wollte nur das Datum sehen«, erklärte er. Dann zog er ein braunes Büchlein aus der Tasche und blätterte nach. »Stimmt! Das Rennen in Kempton fand am gleichen Tag statt. Danke, Doktor.«

Auch diesen Besucher brachte Wells bis zum Tor. Dann kehrte

er sehr nachdenklich ins Haus zurück. Er wußte ganz genau, daß er selbst diese Banknote nicht gestempelt hatte - aber wer konnte es getan haben? Und zu welchem Zweck?

»Hast du Peter heute gesehen?« John Leith blickte von seiner Abendzeitung auf, als hätte ihn darin etwas an Peter erinnert.

»Nein, Papa.«

Mr. Leith vertiefte sich wieder in seine Lektüre. Er war ein gutaussehender, kräftiger Mann mit langem grauem Bart. Seinen Beruf verriet der große, luftige Raum, in dem sie sich aufhielten. Schon die hohen Fenster ließen erkennen, daß es sich um ein Atelier handelte. Die Wände waren nahezu vollständig mit Bildern bedeckt: mit Landschaften, Skizzen und Kopien großer Meister von Leiths Hand. Er behauptete gern in etwas ironischem Selbstmitleid, daß nur seine günstigen Vermögensverhältnisse ihn darin gehindert hätten, ein großer Künstler zu werden. Auch an diesem Abend kam er wieder auf sein Lieblingsthema zu sprechen, nachdem er endlich die Zeitung weggelegt hatte.

Jane nahm dagegen keinen Anteil an Künstlerschicksalen - jedenfalls nicht jetzt. Sie hatte die Beine hochgezogen und kauerte in einer Ecke des bequemen Sofas. Mir ernstesten Augen sah sie ihren Vater an - den einzigen Menschen auf der Welt, den sie rückhaltlos liebte.

»Sag mal, Papa, wir sind doch sehr reich, nicht wahr?«

Er verzog ein wenig die Lippen.

»Es geht, mein Kind ...«

»Aus welchem Grunde soll ich dann Peter heiraten? Ich weiß, daß er ein großes Vermögen hat - und ich mag ihn ja auch ganz gern, obwohl manchmal ein Ausdruck in seinem Gesicht ist, der mich erschreckt... Aber ich glaube, er wäre mir sehr viel sympathischer, wenn nicht alles so Hals über Kopf ginge.«

Er streckte lässig seinen Arm aus und ergriff ihre Hand.

»Ich wünsche es aber, meine Liebe. Ich möchte dich gern ver-

sorgt sehen.«

Erschrocken fragte sie: »Du bist doch nicht krank, Vater?«

Sein lautes Lachen klang beruhigend.

»Nein, ich bin nicht krank«, antwortete er gutmütig. »Ich verheimliche dir wirklich nichts. Aber ich möchte dich eben gern verheiratet sehen, und Peter ist doch ein netter Bursche und wirklich außerordentlich reich.«

»Woher hat er denn sein Vermögen?« Sie hatte diese Frage nicht zum erstenmal gestellt. »Wenn er es geerbt hätte, wüßte doch jeder davon. Basil sagt...«

»Basil ist ein Schwätzer, der sich noch einmal ordentlich den Mund verbrennen wird. - Hast du denn heute noch gar nichts von Peter gehört?«

»Doch, er hat mich angerufen. Ein Kriminalbeamter ist bei ihm gewesen wegen einer gefälschten Fünfzigfundnote, auf der ein Stempel von Donald Wells war.«

»Sieh mal an, eine gefälschte Fünfzigfundnote! Gerade habe ich in der Zeitung gelesen, daß der ›Fuchs‹ wieder an der Arbeit ist. Hoffentlich wird er bald erwischt! Übrigens - Peter ist ein sehr geschickter Bursche, er könnte ein ganz großer Künstler werden, wenn er nicht so verdammt reich wäre. Seine Radierungen sind wirklich großartig. Auch die prächtigen Sachen, die er für dich gestochen hat...«

»Und die du verlegt oder verloren hast«, unterbrach ihn Jane.

»Ich kann mich wirklich nicht erinnern, wo sie abgeblieben sind. Ich weiß nur, daß ich sie eingesteckt habe, als ich verreiste. Möglicherweise sind sie im Zug verlorengegangen.«

Jane war mit ihren Gedanken schon weiter.

»Wenn wir schon vom Verlieren sprechen, Vater«, sagte sie niedergeschlagen, »solltest du eigentlich daran denken, daß du auch mich in achtundvierzig Stunden verlieren wirst! In achtundvierzig Stunden soll ich heiraten . . . Und ich bin gar nicht glücklich darüber!«

John Leith beugte sich über den Tisch, nahm aus einem Kästchen eine Zigarre und zündete sie hastig an.

»Die Jugend ist eben voller Illusionen«, begann er heftig paffend, »und eine davon ist, daß alle Bräute vor der Hochzeit im siebenten Himmel schweben müssen. In Wirklichkeit sind es aber gerade die wertvollsten Menschen, die nicht wie Trunkene in die Ehe taumeln, sondern eher zurückhaltend sind.«

»Ich bin so bedrückt«, antwortete sie, »weil ich Peter gegenüber nicht aufrichtig bin.«

In diesem Augenblick bewegte sich die Türklinke. Jane setzte sich auf, und Leith starrte den eintretenden Besucher kalt an.

»Sie, Basil? Ich habe mit Ihnen zu reden!«

»Nanu, das klingt ja ganz nach einer Strafpredigt«, erwiderte der junge Mann ungerührt. »Was habe ich denn angestellt?«

Basil wirkte etwas plump, aber auf seinem frischen, runden Gesicht lag fast ständig ein Lächeln, und er strahlte eine geradezu überwältigende Vitalität aus. Zuweilen fand Jane sein Selbstbewußtsein fast aufreizend; instinktiv fühlte sie, daß er hinter seinem unbekümmerten Auftreten eine gewisse Brutalität verbarg. Basil würde sich immer das nehmen, was er wollte - ohne Rücksicht auf andere.

Auch jetzt nahm er keine Notiz von dem Ärger in John Leiths Stimme und dem mißbilligenden Blick Janes.

»Was ist denn los? Warum dieser unfreundliche Empfang? Ich gehe auf den Künstlerball. Wollen Sie nicht mitkommen, Jane?«

»Meine Tochter wird weder auf den Künstlerball noch sonstwohin tanzen gehen. Ich habe jetzt ein Wörtchen mit Ihnen zu raden, Basil.«

Leith war aufgestanden und wies auf die Tür, die das Atelier mit seinem Arbeitszimmer verband.

»Großer Gott! Jetzt wird er mir die Leviten lesen!« stöhnte Basil und brach dann in ein schallendes Gelächter aus, »Lassen Sie es nicht zu, Jane! Sie sehen wieder hinreißend aus - und es ist

wirklich eine Sünde, daß Sie diesen langweiligen Tugendbold heiraten wollen ...«

»Hate!«

Wenn Mr. Leith ihn so rief, verging Basil das Witzemachen.

Kaum hatte sich die Tür des Arbeitszimmers hinter den beiden Männern geschlossen, hörte Jane die Türglocke anschlagen. Sie trat rasch ans Fenster und sah Cliftons Rolls-Royce vor dem Haus stehen. Bestürzt gestand sie sich ein, daß sie nur ein Gefühl der Langeweile empfand, wenn sie an den Mann dachte, den sie in achtundvierzig Stunden heiraten sollte. Doch sie nahm sich zusammen und begrüßte Peter so freundlich, daß er ganz überrascht war. Er war heute noch nervöser und wortkarger als sonst, und Jane war nicht selbstbewußt genug, um zu erkennen, daß sie selbst die Ursache seiner Befangenheit war. Dr. Wells hatte kaum übertrieben, als er sie eine der schönsten Frauen Londons nannte - und das Bezauberndste an ihr waren die großen, leuchtenden Augen.

»Ich habe dich heute gar nicht erwartet.«

»Eigentlich wollte ich auch gar nicht kommen.« Peters Stimme klang ein wenig heiser. »Aber ich habe viel nachgedacht...«

»Und worüber hast du nachgedacht?«

»Vor allem über dich. Ich fürchte, daß ich - wie soll ich es nur ausdrücken ...? Du weißt ja ...«

Jane wußte wohl, was er meinte, wollte ihm aber nicht zu Hilfe kommen.

»Nun, ich habe darüber nachgedacht, ob es überhaupt richtig ist, wenn ich dich heirate - es scheint so gar nicht dein Wille zu sein...«

»Bist du gekommen, um mit mir zu brechen, Peter?«

Was für eine Heuchlerin sie doch war! Jane war über sich selbst entsetzt, über den bewegten Ton, mit dem sie diese Worte ausgesprochen hatte.

»Wie kannst du das glauben? Ich möchte nur, daß du mir sagst.

. . Du weißt schon . . .«

»Soll ich die Verlobung lösen?«

Plötzlich erkannte sie, welch gefährliche Wendung das Gespräch genommen hatte, und lenkte ein.

»Sei doch nicht töricht! Es würde mir doch niemals einfallen, etwas so -« Sie hielt inne, um das richtige Wort zu finden, denn »Unvernünftiges«, wie sie hatte sagen wollen, schien ihr doch nicht recht zu passen. Glücklicherweise beendete er den Satz für sie - wenn man einen Seufzer der Erleichterung als Satzende gelten lassen will.

»Bitte verzeih! Ich bin heute abend ziemlich nervös. Ich sagte dir ja schon am Telefon, daß ein Beamter von Scotland Yard bei mir war - und die Leute von Scotland Yard haben für mich etwas Faszinierendes und Unheimliches zugleich - ähnlich wie Schlangen. Das stammt wohl noch aus der Zeit, in der ich als ganz junger Mann bei der Polizei in Rhodesien diente . . .«

»Und in Rhodesien hast du also eine Goldmine gefunden?« Diese Frage klang leichthin, verfolgte aber einen bestimmten Zweck. Peter Cliftons Verlegenheit machte Jane stutzig.

»Nein - natürlich nicht. Ich ... Ich habe mein Vermögen von - von meinem Vater geerbt.«

Jane sah ihn fest an und bemerkte erstaunt, daß seine Hand zitterte, als er sich über die Stirn fuhr.

»Welch merkwürdige Frage. Du glaubst doch wohl nicht, daß ich mein Geld gestohlen habe?« Er versuchte ganz offenbar, seine Aufregung zu erklären.

Janes Blick ließ ihn noch immer nicht los. »Aber ich habe doch nur gescherzt, ich weiß ja nicht einmal, ob es in Rhodesien überhaupt Goldminen gibt.«

Ein verlegenes Schweigen breitete sich aus, und Jane machte sich insgeheim Vorwürfe wegen ihrer Unaufrichtigkeit. Dabei gestand sie sich ein, daß Peter eigentlich ein Mann war, um den die meisten Mädchen sie beneiden würden. Sein Gesicht mit der

geraden Nase, dem starken Kinn und den großen, etwas tief liegenden Augen unter einer breiten Stirn, sowie sein athletischer Wuchs wirkten sehr anziehend. Wenn er dazu nur noch das selbstsichere Auftreten eines Basil Hate oder die weltmännische Gewandtheit eines Donald Wells besessen hätte!

John Leith kam aus seinem Arbeitszimmer zurück, und hinter ihm ein etwas gedemütigter Basil. Aber gleich fing er wieder an: »Also Jane, was soll dieses traurige Daheimhocken am letzten Tag Ihrer Freiheit? Der Künstlerball lockt, und Sie brauchen nur eine Minute, um in ein Kleid zu schlüpfen. Der alte Peter wird wohl nichts dagegen haben, wenn Sie mit mir kommen. Ich wette, er hat mit Papa etwas Geschäftliches zu besprechen.«

Sie blickte Peter fragend an. Seine Stirn hatte sich in Falten gelegt, so daß die starken Brauen fast zusammenstießen. Das ließ sie augenblicklich zu einem Entschluß kommen.

»Ich glaube, ich werde doch gehen, Papa«, sagte sie.

Mr. Leith zuckte mit den Achseln. - Als Jane wieder erschien, elegant in Grün gekleidet, war ihr Verlobter schon gegangen.

3

Als Peter vor der Kirche von St. George aus seinem Auto stieg, waren mehr als fünfzig Kameras auf ihn gerichtet. Ein Dutzend Stimmen baten ihn, einen Augenblick stillzustehen.

»Danke sehr, Mr. Clifton«, sagte ein Pressefotograf.

»Ich danke Ihnen«, erwiderte Peter mechanisch.

Wo, zum Kuckuck, kamen alle diese Leute her? Jeder Kirchenstuhl war besetzt, und zwar meist von Fremden - neugierigem Volk, das mitansehen wollte, wie ein Millionär eine Schönheit heiratete. In einem Kirchenstuhl sah er seinen Diener, in einem anderen seinen Butler mit Frau. Seine behandschuhten Finger spielten mit dem Rand seines Hutes. Hatte er auch den Ring? Er fühlte in seine Westertasche. Ja, er war da.

Marjorie Wells lächelte ihm aus einem der Kirchenstühle der vorderen Reihen zu. Sie sah elend aus; ihr Lächeln war gezwungen. Vielleicht wollte sie noch immer stumm dagegen protestieren, daß Donald sein Brautführer sein sollte. Sie hatte behauptet, es bringe Unglück, wenn man einen verheirateten Mann zum Brautführer nehme.

»Um des Himmels willen, wie lange müssen wir denn noch warten?« fragte Peter gereizt. Dr. Wells blickte auf seine Uhr.

»Sie sind noch nicht fünfzig Sekunden hier. Nervös?«

»Ja, ein bißchen. Ich wünschte, ich hätte Jane gestern noch gesehen. Ich war ziemlich verärgert, weil sie mit Hate tanzen war, und hätte sie gern um Entschuldigung gebeten.«

Wells' dünne Lippen preßten sich zusammen. Seiner Ansicht nach hatte Jane Prügel verdient. Die ganze Stadt klatschte bereits über diese Geschichte.

Plötzlich Unruhe - alles reckte die Hälse. Der Geistliche und sein Gefolge schritten der Braut entgegen. Da war Jane am Arm ihres Vaters, fremde Mädchen in Weiß folgten ihr. Er kannte

kaum eine von ihnen und starrte und starrte, bis Wells ihn am Arm packte und auf seinen Platz schob.

Sie sah ihn nicht ein einziges Mal an und nahm auch nicht seinen Arm, als sie nach der Trauungszeremonie in die Sakristei gingen. Er war so betroffen, daß er fast eine halbe Minute mit dem Federhalter in der Hand zu unterschreiben zögerte.

Wieder klickten die Verschlüsse der Kameras. Menschen drängten sich neugierig bis an die Tür des Wagens. Endlich war das Auto aus der Menschenmenge heraus.

»Gräßlich - nicht wahr?« seufzte sie.

»Ja ... Es ist mir gar nicht so zum Bewußtsein gekommen.«

Sie waren allein, aber es war nicht anders, als wenn er sie aus dem Theater oder von einer Abendgesellschaft nach Hause gebracht hätte.

Unvermutet sagte er: »Ich werde immer gut zu dir sein.«

Jane zog sich in ihre Wagenecke zurück - das war wirklich das Banalste, was er sagen konnte! Zum erstenmal seit ihrer Bekanntschaft mit Peter fühlte sie sich unsicher.

Zu Hause angekommen, ging sie in ihr Zimmer, um sich umzukleiden und sich ein wenig zu sammeln. Ihre Zofe sagte:

»Sie sollten bald hinuntergehen, gnädige Frau.«

»Gnädige Frau! Richtig, sie war ja nun Mrs. Peter Clifton, und es war nicht die Zeit, darüber nachzugrübeln. Die Zofe fuhr fort:

»Porter hat mir erzählt, daß er von Mr. Clifton eine schlechte Fünfpfundnote bekommen habe. Ich sagte ihm, die Sache werde schon in Ordnung gebracht werden ...«

»Eine schlechte Fünfpfundnote? Meinen Sie eine falsche Banknote?«

»Ja, gnädige Frau. Er wollte damit Briefmarken kaufen, und auf der Post fragte man ihn, woher er die Banknote habe und dergleichen mehr. Und Porter sagte, er könne doch all das Geld nicht einbüßen.«

Eine falsche Fünfpfundnote! Wie merkwürdig! Und gestern

hatte es Unannehmlichkeiten wegen einer Fünzigpfundnote gegeben!

Jane zog einen Schein aus ihrer Handtasche.

»Hier ist eine andere Fünfpfundnote - sagen Sie Porter, er soll sich beruhigen. Man muß Mr. Clifton diese Fälschung in die Hand gespielt haben.«

Sie ging hinunter, mußte aber fortwährend an die falschen Banknoten denken. Jetzt war jedoch nicht der richtige Augenblick, die Sache mit Peter zu besprechen. Sie fand es schon schwierig, überhaupt mit ihm zu sprechen.

Als das Auto mit dem jungen Paar über die Heide von Hampstead rollte, schüttelte Jane die Haare zurück und sah ihren Gatten an. Er hatte den Arm aufgestützt und starrte nachdenklich auf den Weg. Sie wollte ihn fragen, ob er glücklich sei, brachte diese Heuchelei aber doch nicht über die Lippen. Dann erinnerte sie sich der Fünfpfundnote. Sie sagte es ihm zweimal, denn sie glaubte, er habe sie nicht richtig verstanden.

»Porter? Ja, ich gab ihm das Geld. Es war falsch? Wie unachtsam von mir!«

»Unachtsam« war nicht das Wort, das sie zu hören erwartet hatte. Sie merkte plötzlich, daß sie brennend wünschte, er möge mit ihr plaudern.

»Longford Manor war übrigens deine Idee, Jane«, sagte er unvermittelt.

»So?« Jane konnte sehr herausfordernd sein.

»Ich hätte jedenfalls alles andere als Longford Manor vorgeschlagen. Als ich dir das Haus zeigte, hatte ich den Eindruck, daß es dir nicht gefiel.«

»Ist es dein Haus?« fragte sie ausweichend.

»Nein - ich habe es vor drei Monaten gemietet. Der Besitzer lebt auf dem Festland und benützt es nicht mehr. Die Umgebung ist sehr hübsch, und die einsame Lage gefällt mir.«

»Ich finde die Einsamkeit auch sehr schön«, sagte sie eigen-

sinnig, doch dann fuhr sie fort: »Verzeih, ich bin heute so nervös. Eine Hochzeit ist doch sehr anstrengend. Hast du übrigens Marjorie in der Kirche gesehen? Diese Frau ist in dich verliebt, Peter.«

Er war zu erstaunt, um zu widersprechen.

»Doch, Peter, ich bin ganz sicher. Sie hat mich mit einem wahren Basiliskenblick angesehen. Eigentlich finde ich das komisch!«

»Aber das ist doch unmöglich, du irrst dich«, wehrte er beinahe heftig ab.

Jane zuckte nur die Achseln. Sie hatten die Hauptstraße von Tottenham passiert und befanden sich auf dem Weg nach Epping. Peter kam wieder auf die alte Streitfrage zurück - wo sie ihre Flitterwochen verleben wollten.

»Wir könnten ja auch später noch ins Ausland fahren«, schlug er vor. »Vielleicht nach New York oder sonstwohin. Ich kenne eine Menge nette Leute in den Vereinigten Staaten. Im vorigen Jahr bin ich mit Bourke dort gewesen - er ist einer der besten Leute von Scotland Yard.«

Jane wunderte sich, daß Peter Freundschaft mit Kriminalbeamten hatte, aber sie sagte nicht mehr viel. Ihr Herz begann zu klopfen, als sie vom Kamm des Hügels über Newport die Schornsteine von Longford Manor in der Ferne auftauchen sah. Noch ehe sie sich über ihre Gefühle im klaren war, rollte der Wagen schon durch das Gittertor.

Im Hausflur warteten die beiden Diener, taube alte Männer, die schon jahrelang im Dienst des Besitzers standen. Eine alte Haushälterin brachte Jane eine Tasse Tee in ihr Wohnzimmer, aus dem eine Tür in Peters Schlafzimmer, eine andere in ihr eigenes führte. Die Abendsonne schien durch die Fenster, und Peter sagte:

»Komm, ich zeige dir den Garten und das Alpinum.«

Jane freute sich auf den Spaziergang, aber als Peter ihren Arm

nahm, blieb sie so abweisend, daß er ihn wieder freigab..

Die Zeit wollte nicht vergehen, und Jane war ganz abgespannt, als sie sich schließlich in Ihr Zimmer begab, um sich für das Dinner umzukleiden.

Der Abend schien kein Ende nehmen zu wollen. Sie saßen in der riesigen Bibliothek, die einen ganzen Flügel des Herrenhauses einnahm.

Peter versuchte einige Male, ein Gespräch anzuknüpfen, fiel aber nach wenigen Sätzen wieder in Schweigen. Am liebsten wäre Jane davongelaufen - zu ihrem Vater zurück. Doch als Peter jetzt begann, über ihre künftige Haushaltsführung zu sprechen, setzte sie sich gerade auf.

»Du kannst alle Schecks selbst unterschreiben, ich werde ein gemeinsames Konto eröffnen lassen. - Aber wir wollen jetzt nicht über Geld reden, das ist kein passendes Thema für Jungvermählte, nicht wahr?«

»Du bist sehr freigebig gewesen«, antwortete sie steif.

»Ach, das war ja nichts«, schüttelte er den Kopf, »die hunderttausend Pfund, meine ich ... Geld ist eine Waffe, mit der man großes Unheil anrichten kann. Manchmal frage ich mich, ob ich mich ihrer nicht schon in recht grausamer Weise bedient habe.«

»Nun, es verschafft einem, was man will.« Eine Welle von Zorn stieg in ihr auf, und Peter konnte nicht ahnen, daß sie nur ihre Angst überspielen wollte.

»Es machte es möglich, dich zu bekommen.«

Jane sprang auf und sah mit blitzenden Augen auf ihn herab.

»Du willst sagen, du hast mich gekauft!«

»Aber Jane, ich bitte dich ...«

»Doch - so war es. Es war bequemer, mich zu kaufen als um mich zu werben! Du kannst doch wohl nicht glauben, daß ich dich liebe?«

Peter wurde weiß.

»Ich hatte es gehofft. Aber ich habe es nicht geglaubt.«

»Du hast doch nicht erwartet, daß du mehr von mir haben wirst, als man mit Geld erkaufen kann? Handel bleibt Handel - ich werde meinen Teil einhalten. Gut, ich bin deine Frau. Aber ich liebe dich nicht. Du kannst mich küssen - aber es wird mir gräßlich sein. Wenn du damit zufrieden bist - hier bin ich!«

Er sah sie an; aus seinem Gesicht war jeder Ausdruck gewichen.

»Ich verstehe«, sagte er schließlich leise. »Aber ich will nicht haben, wofür ich gezahlt habe. Ich will nur das, was du mir freiwillig gibst.«

»Das ist gar nichts«, rief sie heftig.

Peter nickte.

»Dann müssen wir eben - einen Monat irgendwie noch zusammen verbringen«, sagte er ruhig.

In diesem Augenblick wurde so heftig gegen die Haustür geklopft, daß die leere Steinhalle dröhnte. Füße schlurften über die Fliesen und Sicherheitsketten rasselten.

Peter wartete gespannt, den Blick auf die Zimmertür gerichtet. Die öffnete sich plötzlich, und Inspektor Rouper erschien auf der Schwelle.

»Ich bedauere, Sie stören zu müssen, Mr. Clifton.«

Sein Ton war beinahe schroff. Er legte eine kleine Aktentasche auf den Tisch und öffnete sie. Jane beobachtete ihn verblüfft und vergaß dabei fast die unangenehmen letzten Minuten.

Rouper nahm ein Bündel Banknoten aus der Mappe und legte sie daneben.

»Dieses Geld wurde in einer Aktentasche gefunden, die Sie gestern morgen im Gepäckaufbewahrungsraum der Victoria Station abgegeben haben«, sagte er. »Ich möchte eine Erklärung von Ihnen, Mr. Clifton.«

»Was fällt Ihnen ein?«

»Ich glaube, daß alle diese Banknoten gefälscht sind«, sagte der Inspektor.

Peter Clifton blickte auf das zusammengebundene Päckchen.

»Ich habe niemals in der Victoria Station eine Aktentasche abgegeben«, sagte er in bestimmtem Ton.

»Aber ich sage Ihnen«, begann der Inspektor mit erhobener Stimme.

»Werden Sie nicht anmaßend!« Jane riß die Augen auf, erstaunt über den herrischen Ton, den er anschlug. »Ich habe Ihnen eben gesagt, daß ich niemals eine Aktentasche in der Victoria Station deponiert habe.«

Etwas ruhiger behauptete Rouper: »Es befand sich ein Zettel mit Ihrer Adresse daran.«

Der Anflug eines Lächelns huschte über Peters Gesicht.

»Man hängt doch wohl im allgemeinen nicht seine Anschrift an Taschen, die gefälschte Banknoten enthalten. Ich würde gern die Ansicht Ihres Vorgesetzten darüber erfahren. Aus Ihrem Benehmen muß ich schließen, daß Sie mich verdächtigen, ich hätte gefälschte Banknoten in Umlauf bringen wollen. Die Bank von England wird Ihnen eine Million achthunderttausend Gründe anführen können, warum ich eine solche Dummheit nicht begehen würde. Haben Sie diese Aktentasche mitgebracht?«

Rouper wandte sich einem der beiden Männer zu, die an der Tür stehengeblieben waren, und gab ihm einen Befehl. Gleich darauf brachte dieser eine funkelneue Tasche aus Rindler herein. Am Griff baumelte ein Schild, auf dem gedruckt stand:

PETER CLIFTON
175, CARLTON HOUSE TERRACE

»Ich habe diese Tasche noch nie gesehen«, erklärte Peter. »Würde ich Sie zum Verrat von Amtsgeheimnissen verleiten, wenn ich Sie fragte, auf welche Weise Sie erfuhren, daß sich diese Tasche in der Victoria Station befand?«

»Das tut nichts zur Sache«, erwiderte Rouper. »Ich bin hierher-

hierhergekommen, um die näheren Umstände festzustellen. Da ist noch etwas...«

»Ja, ich gab heute morgen meinem Diener eine gefälschte Fünfpfundnote, und gestern wurde festgestellt, daß ich auch eine falsche Fünzigpfundnote in Umlauf gesetzt haben soll.«

Peter zog eine lederne Brieftasche aus seiner Jacke. Er öffnete sie und zog langsam eine Note nach der anderen heraus.

»Das ist eine echte Zwanzigpfundnote, und diese hier auch«, fuhr er fort, »aber diese« - er hob eine andere gegen das Licht - »ist gefälscht. Das Wasserzeichen ist schlecht. Sie sollten sie an sich nehmen. Diese aber« - er betastete sie sorgfältig - »ist echt, und diese - nein, das ist eine Fälschung. Ich brauche sie gar nicht erst anzusehen, ich fühle es gleich.«

Er prüfte eine Note nach der anderen.

»Haben Sie die Scheine von Ihrer Bank bekommen?«

»Einige schon, aber ich gehe sehr selten auf die Bank. Meistens wechsele ich bei meinen Lieferanten. Mein Schneider zum Beispiel löste mir vorige Woche einen Scheck für hundert Pfund ein.«

Jane hörte verdutzt zu. Angenommen, er war schuldig, so war das eine vollkommen einwandfreie Erklärung.

Auch Rouper war verwirrt. Er kam wieder auf das Bündel Banknoten zurück.

»Die können Sie doch nicht alle in einem Laden eingewechselt haben«, bemerkte er triumphierend.

Peters Stimme klang verächtlich.

»Ich habe Ihnen schon gesagt, daß sie mir nicht gehören. Auch die Aktenmappe nicht. Das einzige, was wie mein Eigentum aussieht, ist der Anhänger. Ein Feind will mich hereinlegen.«

»Haben Sie denn Feinde?«

Peter lächelte.

»Soviel ich weiß, nur Sie, Rouper!«

Das Gesicht des Krimmalinspektors wurde rot vor Wut.

»Ich bin nicht Ihr Feind - ich bin erstaunt, daß ein Gentleman wie Sie so etwas sagen kann. Ich tue nur meine Pflicht.«

Peter schüttelte den Kopf.

»Sie haben mich einen Monat lang beobachtet.«

Der Ärger siegte über des Inspektors gewohnte Zurückhaltung.

»So, habe ich das? Dann werden Sie vielleicht die Güte haben, mir noch einige Aufklärungen zu geben. Wer ist die Frau, die Sie Abend für Abend in Ihrer Wohnung besucht hat? Sie betrat das Haus durch eine Seitentür, und ich weiß nicht, wann sie es wieder verließ.«

»Das ist eine Lüge!« Jane war über sich selbst erstaunt, daß sie so heftig reagierte. »Und wenn es auch wahr wäre, so hätten Sie nicht das Recht...«

»Es ist wahr.« Peter war die Ruhe selbst. »Ich habe in meiner Wohnung öfter den Besuch einer Dame empfangen, die gewöhnlich nicht länger als eine Stunde bei mir blieb und das Haus immer auf demselben Weg verließ, auf dem sie gekommen war. Ihr Alter ist, glaube ich, fünfundsechzig Jahre. Ihren Namen und ihre Adresse werde ich nicht angeben ...«

»Ist sie eine Freundin von Ihnen?«

Wieder lächelte Peter.

»Nichts weniger als das - sie haßt mich. Sie ist - oder war vielmehr - eine Köchin, und ich muß hinzufügen, eine sehr schlechte Köchin. Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe.«

Rouper rieb sich erregt das Kinn.

»Darüber muß ich einen Bericht machen«, bemerkte er.

»Das werde ich selbst berichten.« Peter blickte auf das Telefon.

Der Inspektor zögerte. »Darf ich es einmal benutzen?«

»Nein, das dürfen Sie nicht. Kein Gesetz gibt Ihnen das Recht, mein Telefon zu benutzen.«

Roupers Überraschung wirkte beinahe komisch.

»Gut, Mr. Clifton. Ich bedauere, Sie belästigt zu haben. Ich

habe dem Scotland Yard über diese Angelegenheit noch nicht berichtet...«

»Und auch nicht der Polizeibehörde von Essex«, warf Peter ein. »Von allen Personen hier im Zimmer sind Sie, Rouper, in der größten Verlegenheit! Sie sind ohne behördlichen Auftrag hier eingedrungen. Sie haben unbefugterweise zwei Ihrer Leute mitgebracht - Sie müssen mich also schon sehr höflich bitten, wenn ich diese Sache nicht dem Scotland Yard melden soll.«

Rouper sah ihn mißtrauisch an.

»Sind Sie womöglich selbst Polizeibeamter?« Peter schüttelte den Kopf.

»Nur ein aufmerksamer Beobachter«, erwiderte er. Dann schien er sich erst wieder der Anwesenheit seiner Frau zu erinnern. »Jane, willst du uns bitte einen Augenblick entschuldigen. Ich möchte noch mit dem Inspektor sprechen.«

Sie ging in das dunkle Wohnzimmer und schaltete das Licht ein. Der Raum erinnerte an eine große Scheune. Feuchte Luft durchzog ihn, so daß es sie fröstelte, obwohl die Nacht warm war. Sie schaltete den elektrischen Ofen ein, der in den Kamin eingebaut war. Nur leises Stimmengemurmel drang an ihr Ohr. Das neue Erlebnis hatte alles Vergangene in den Hintergrund gedrängt. Zuerst hatte sie Furcht empfunden, dann Erleichterung, ja beinahe ein Glücksgefühl, als die Anklage in sich zusammenfiel. Ein wenig bestürzt erinnerte sie sich, daß sie sogar Peters ruhige Verachtung geteilt hatte. Er erschien ihr jetzt in einem ganz neuen Licht. Der nervöse, schweigsame Peter, den sie kannte, war wie verwandelt. Spielte er nur eine Rolle? Ihr schauderte bei diesem Gedanken. Wenn seine zwei Millionen nur ein Märchen waren? Die Hunderttausend, die er ihr überschrieben hatte, waren jedenfalls da. John Leith hatte die Summe genau überprüft.

Jane hörte, wie die Haustür geschlossen wurde. Gleich darauf kam Peter herein. Sie hatte erwartet, daß er lächelte, aber er war

sehr ernst.

»Die Bluthunde sind fort«, sagte er.

»Wer ist eigentlich dieser Rouper?«

»Ein Kriminalinspektor von Scotland Yard. Im allgemeinen haben sie da anständige Leute. Sie sind zwar schlecht bezahlt, aber über jeden Verdacht erhaben. Doch hier und da ist auch ein Windhund darunter, der auf eigene Faust hinter den Hasen her setzt. Solch einer ist Rouper - er ist sehr für Nebengeschäfte zu haben.«

»Aber er ist doch schon ein älterer Mann ...«

»Ja, er wird dieses Jahr in Pension gehen. Ich kenne die Verhältnisse im Yard ziemlich gut. Ich habe mir dort ein- oder zweimal Rat holen müssen ... Nein, ich bin kein Polizeibeamter, der sich als Millionär verkleidet hat! Ich bin nur - es macht sich eben für mich bezahlt, mit Scotland Yard in Fühlung zu bleiben.«

»Aber dieser Mann bespitzelt dich.«

Peter schmunzelte.

»Ich habe ihn in Wut gebracht, und da kam es heraus. Ja, er hat mich bespitzelt.« Er sah auf die Uhr. »Du solltest jetzt aber schlafen gehen. Und schließ lieber die Tür ab, sonst legt womöglich jemand ein paar gefälschte Fünfer unter dein Kissen.«

Zum erstenmal an diesem Tag lachte sie von Herzen.

»Hat Longford Manor noch andere Überraschungen zu bieten? Etwa ein Familiengespenst?« Jane war förmlich aufgetaut.

»Ich erlaube meinen Familiengespenstern nicht, mich auf meinen Reisen zu begleiten«, antwortete er. Dann nickte er ihr zu und ging zur Tür.

Auf diese Weise wurde Jane Clifton in ihrer Hochzeitsnacht endgültig verabschiedet. Belustigt, aber auch ein wenig gekränkt stieg sie die breite Treppe hinauf. Sie hatte sich während des Tages viele unangenehme Möglichkeiten ausgemalt, aber daß er sie derart verlassen würde, hatte sie nicht gedacht.

Als sie den Treppenabsatz erreichte, schrak sie zusammen. Eine matte, kugelförmige Lampe erhellte ihn nur spärlich. Jane hatte bereits einen Fuß auf die nächste Stufe gesetzt, als sie sah, daß sich im Dunkeln eine Gestalt bewegte.

»Sind Sie es, Anna?« rief sie aus.

Die alte Haushälterin trat unter die Lampe.

»Ja, gnädige Frau, ich habe auf Sie gewartet.«

Sie folgte Jane in ihr Schlafzimmer, das trotz der eingeschalteten Lampen düster wirkte.

»Kommt Mr. Clifton häufig her?« fragte Jane, während sie sich entkleidete.

»Man erwartet von uns, daß wir nicht über anderer Leute Angelegenheiten sprechen«, antwortete Anna einfach.

»Hat Sie Mr. Clifton angestellt?«

»Wir gehören zum Haus und werden mit dem Haus vermietet«, lautete die rätselhafte Antwort.

»Aber das Haus gehört doch nicht Mr. Clifton«, sagte Jane.

Anna blieb bei ihrer Antwort und fügte noch hinzu, daß Jinks & Jinks alles besorgten, woraus Jane schloß, daß die Firma Jinks die Hausverwaltung hatte.

Das Bett war überraschenderweise sehr bequem - auch die Lichtschalter befanden sich in Reichweite. Jane machte die Lampe aus und kuschelte sich behaglich in die Kissen. Schon halb im Schlaf fiel ihr ein, daß sie die Tür nicht versperrt hatte. Sie hielt das aber doch für zu dramatisch, und so schlief sie ein, ehe sie diesen Gedanken zu Ende gedacht hatte.

Anna sah im hellen Morgenlicht sehr verwittert aus.

»Guten Morgen, gnädige Frau.«

Gnädige Frau - wie merkwürdig das klang!

Jane wartete, bis die alte Frau das Zimmer wieder verlassen hatte, schlüpfte dann in den Morgenrock und in die Pantoffeln und ging zum offenen Fenster. Sie blickte auf einen kurzgeschnittenen Rasen hinab, der durch ein schadhafes Eisengitter vom Park getrennt war. Niemand war zu sehen, aber als sie vom Fenster zurücktreten wollte, tauchte plötzlich Peter auf, und zu ihrer Überraschung ging ein Fremder an seiner Seite. Peter schien sehr gut gelaunt zu sein, denn sein Gelächter tönte bis zu ihrem Fenster herauf.

»... Der arme alte Rouper ... Da hat man ihm wieder einen Streich gespielt...«

Sie wußte nicht recht, ob sie sich über seine Fröhlichkeit freuen oder ärgern sollte. Vielleicht machte er sich doch nicht sehr viel aus ihr?

Jane trank den Tee, den Anna ihr brachte, nahm ein Bad und packte dann ihre Koffer aus. Als sie später zu den beiden Männern auf dem Rasen trat, war Peters gute Laune verflogen, Er war ernst, fast düster, und zum erstenmal seit jener Szene in der Bibliothek wieder verlegen wie früher.

»Ja, das ist Mr. Bourke - ich habe dir schon von ihm erzählt.«

Das war also Chefinspektor Bourke! Ein untersetzter Mann mit breitem, jovialem Gesicht und einem Doppelkinn stand ihr gegenüber. Eigentlich sah er gar nicht wie ein Mann von Scotland Yard aus - aber als Jane in seine harten, forschenden, skeptischen Augen sah, konnte sie sich vorstellen, daß er alle Eigenschaften eines Kriminalbeamten besaß.

»Ich hoffe, daß der alte Rouper Sie gestern abend nicht zu sehr

belästigt hat, Mrs. Clifton. Er ist ein ganz guter Kerl, aber etwas voreilig in seinen Folgerungen.« Bourke wandte sich wieder Peter zu. »Könnte es vielleicht der Gärtner gewesen sein, Mr. Clifton?«

Peter schüttelte den Kopf.

»Der Gärtner würde bestimmt nicht in seine eigenen Blumenbeete treten, und er hat auch kein Auto, soviel ich weiß.«

Jane spitzte die Ohren.

»Was ist denn los?« fragte sie neugierig.

Peter schien nach Worten zu suchen.

»Letzte Nacht muß sich jemand im Park herumgetrieben haben. Wir wissen nicht, wer es war, aber einer der Dienstboten hat ihn gesehen.« Er wies auf ein Blumenbeet unter dem Fenster. »Da sind noch seine Fußspuren. Aber du brauchst dich nicht zu beunruhigen. Bourke ist auch nicht deshalb hierhergekommen, wir haben nur eben davon gesprochen.«

Jane merkte, daß er nicht länger bei diesem Thema bleiben wollte, und zog sich daher zurück.

Sie hatte erwartet, daß Bourke mit ihnen das Mittagessen einnehmen werde, aber zu ihrer Überraschung fuhr er schon bald wieder fort und sie saß wieder mit Peter allein bei Tisch.

Auch jetzt schien er keine Lust zu haben, über den nächtlichen Eindringling zu sprechen.

»Wahrscheinlich ein Landstreicher«, sagte er kurz. »Diese Burschen wissen, daß das Haus die meiste Zeit leer steht. Vermutlich hat er ein offenes Fenster gesucht.«

»Wie kommst du eigentlich zu diesen Freundschaften mit Leuten von Scotland Yard, Peter?« fragte Jane, als sie nach der Mahlzeit auf den sonnigen Rasen hinaustraten.

Diese Frage übte eine merkwürdige Wirkung auf ihn aus. Der kühle Weltmann wurde fast zum verlegenen Schulbuben.

»Sie sind einmal sehr anständig zu mir gewesen - haben mir sehr geholfen, besonders Bourke. Und natürlich ist es immer

vorteilhaft, dort gut angeschrieben zu sein . . .«

»Bei Scotland Yard? Warum?« fragte sie rasch.

Er gab eine ausweichende Antwort, dann wechselte er das Thema.

Den Nachmittag verbrachten sie mit Golfspiel. Als der Tag zur Neige ging, empfanden beide wieder etwas von der Gegnerschaft des vorigen Abends. Peter wurde immer einsilbiger, und schließlich schwieg auch Jane. Schweigend nahmen sie in Anwesenheit des alten asthmatischen Dieners, der gleichzeitig Butler war, das Abendessen ein.

Danach ging Jane ins Wohnzimmer. Peter folgte ihr und wartete - wie ihr schien, mit unterdrückter Ungeduld -, bis der Kaffee kam. Dieses gemeinsame Kaffeetrinken hatte fast etwas Zeremonielles an sich; die junge Frau im Abendkleid und der Mann, der straff aufgerichtet in einem riesigen Klubsessel saß, empfanden dabei keinerlei Entspannung.

Plötzlich erhob er sich.

»Ich werde in der Bibliothek sein, falls du etwas von mir wünschen solltest«, sagte er in einem Ton, der ihr zu verstehen gab, daß er nicht gestört sein wollte.

Um zehn Uhr warf sie einen Blick in die Bibliothek. Er saß am Schreibtisch, vor sich einen leeren Bogen Papier, und spielte mit seinem Füllfederhalter. Bei ihrem Anblick sprang er verwirrt auf, als habe sie ihn ertappt.

»Ich gehe jetzt schlafen«, teilte sie ihm mit und war schon zur Tür hinaus, ehe er auch nur ein Wort hervorgebracht hatte.

Jane war müde, aber es dauerte lange, bis sie zur Ruhe kam. Kaum hatte ihr Kopf die Kissen berührt, fiel ihr der nächtliche Eindringling ein. Sie sprang wieder aus dem Bett, ging zum Fenster und sah hinaus. Der Mond war noch nicht aufgegangen. Mit dem ruhigen Wetter war es anscheinend vorbei. Ein Wind war aufgekommen, und irgendwo grollte ein Gewitter. Jane zog die Vorhänge vor das offene Fenster, legte sich wieder hin und

versuchte zu schlafen. Aber erst nach einer Stunde fiel sie in einen unruhigen Schlummer. Gewöhnlich schlief sie traumlos, aber in dieser Nacht folgte ein beängstigendes Traumbild dem anderen.

Plötzlich schreckte sie auf. Jemand hatte den Arm um ihre Schultern geschlungen, und heiße Lippen preßten sich auf ihre Wange. Mit einem Aufschrei fuhr sie in die Höhe und versuchte, den Mann von sich zu stoßen, der sie umklammert hielt.

Ihre Hand berührte ein Kinn. Da erinnerte sie sich eines Judo-Griffes, den sie einmal gelernt hatte, und drückte das fremde Kinn mit aller Macht nach oben. Sie fühlte, wie der Arm, der ihre Schultern umfing, nachgab. Mit einem Ruck hatte sie sich vollends losgerissen und sprang aus dem Bett. Zu atemlos, um zu schreien, und zu erschrocken, um denken zu können, rannte sie blindlings auf die Tür zu und stürzte in den kleinen Salon, Im Dunkeln stolperte sie über einen Stuhl, griff nach einem Halt und hielt eine Türklinke in der Hand. Die Tür sprang auf.

»Wer ist da?«

Eine Flut von Licht erfüllte plötzlich den Raum. Peter war aus dem Bett gesprungen. Sie starrte ihn halb betäubt und überrascht an. Dieser offensichtlich eben erst aus dem Schlaf gerissene Mensch konnte nicht der nächtliche Besucher in ihrem Zimmer gewesen sein; sie hatte deutlich einen rauen Tweedanzug gefühlt.

»Jane, was ist dir?«

Sie konnte nur auf die dunkle Türöffnung hinter sich weisen und eine unzusammenhängende Schilderung ihres Erlebnisses hervorstammeln. Doch bevor sie alles berichtet hatte, war Peter schon an ihr vorbeigerast. Jane taumelte zu seinem Bett und ließ sich niedersinken. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie erfahren, was Furcht heißt. Und sie zitterte - vor Aufregung und vor Kälte.

Als Peter zurückkam, fand er sie, eine Daunendecke um sich

gewickelt, auf seinem Bett sitzen.

»Dein Fenster steht weit offen, und an der Mauer darunter lehnt eine Leiter. Und jetzt erzähl einmal in aller Ruhe, was geschehen ist.«

Er setzte sich neben sie und lauschte ihrer noch immer etwas zusammenhanglosen Geschichte. Er wurde dabei nicht zornig, wie sie erwartet hatte, vielmehr lag ein ruhiger Ernst in seinem Ton, der sie zuerst überraschte, dann aber fast ein wenig kränkte, weil sie ihn für Teilnahmslosigkeit hielt.

»Bist du sicher, daß der Mann angezogen war?«

»Freilich war er angezogen«, sagte sie ein wenig ungeduldig, »ich habe doch den rauhen Stoff seiner Jacke gefühlt.«

Er schwieg nachdenklich. Dann fragte er weiter: »Und er hat gar nichts gesprochen? Hatte er Schuhe an? Ich muß ja furchtbar fest geschlafen haben, daß ich dich nicht schreien hörte . . .«

»Ich habe nur einmal aufgeschrien, dann war ich vor Schreck ganz außer Atem ... Ich dachte, du seist es!«

Peter hatte seinen Kopf erhoben und lauschte. Auch sie hörte jetzt aus der Ferne das Brummen eines Autos.

»Das ist er«, stellte er fest.

Vielleicht war es nur Einbildung, aber es kam ihr vor, als ob er erleichtert sei.

»Warum hast du ihn denn nicht verfolgt?«

Sie hatte das vorwurfsvoll sagen wollen, aber es gelang ihr nicht, denn in Wirklichkeit war sie ja froh, daß er sie nicht allein gelassen hatte.

»Weißt du, ich war mir nicht recht klar, was eigentlich geschehen war«, erwiderte er ein wenig verlegen. »Ich dachte, du hättest vielleicht nur einen bösen Traum gehabt. Aber auch wenn ich den Kerl verfolgt hätte, wäre es mir wohl kaum gelungen, ihn noch einzuholen.«

Er nahm seine Kleider auf den Arm und wandte sich zur Tür.

Jane fragte: »Möchtest du, daß ich wieder hinübergehe?«

Peter schüttelte den Kopf: »Nein, ich werde mich ankleiden. Es ist schon fast vier Uhr, und ich habe lange genug geschlafen. Du bleibst am besten hier und läßt das Licht an, bis ich wieder zurückkomme.«

Nach wenigen Minuten war er wieder da, nahm die kleine Taschenlampe von seinem Nachttisch und sagte: »Ich werde jetzt über die Leiter hinuntersteigen und mich ein wenig umsehen. Du kannst dich inzwischen wieder schlafen legen oder dich ankleiden oder auch bleiben, wo du bist.« Dabei lächelte er flüchtig, und Jane hatte den Eindruck, daß er sich über irgend etwas freute. Sie hörte die Sprossen der Leiter unter seinen Füßen knarren, sprang aus dem Bett, eilte in ihr Schlafzimmer und schaute zum Fenster hinaus. Peter stand auf dem Kiesweg unter ihr. Sie sah, wie er mit dem Lichtkegel seiner Lampe die Rabatten absuchte. Er mußte sie gehört haben, denn er sprach plötzlich zu ihr herauf.

»Da sind neue Fußspuren«, rief er.

Während sie das Fenster schloß, die Vorhänge zuzog und das Licht andrehte, sagte sie sich, daß es eigentlich seltsam war, mit welchem Gleichmut er diesen Vorfall aufnahm.

Kaum hatte sie sich angekleidet, war Peter schon zurück, schaltete den elektrischen Ofen ein und holte heißen Tee und einen Teller mit Zwieback. Als ob er ihre Gedanken hätte lesen können, kam er auf das zu sprechen, was sie überrascht und gleichzeitig ein bißchen gekränkt hatte.

»Du wirst vermutlich denken, daß ich die Sache sehr ruhig hingenommen habe. Aber eigentlich ist mir erst jetzt voll zum Bewußtsein gekommen, was sich ereignet hat. Wenn ich nicht noch halb im Schlaf gewesen wäre, als du zu mir kamst, wäre ich dem Burschen nachgelaufen und hätte ihm das Genick gebrochen!«

Die Wut in seiner Stimme schien echt zu sein. Auch sie fühlte erst jetzt die ganze Brutalität dieses Erlebnisses. Die Hand, die

sie nach der Teetasse ausstreckte, zitterte zwar nicht, aber der Schreck saß ihr noch in allen Gliedern.

»Wir wollen lieber die Schlafzimmer tauschen«, schlug er vor. »Ich kann die unteren Fensterflügel geschlossen halten; es genügt, wenn die Oberfenster offenbleiben. Ich glaube aber nicht, daß der Kerl seinen Versuch wiederholen wird. Hast du übrigens nachgesehen, ob dein Schmuck noch da ist?«

Jane nickte. Alles war noch da.

Das Gespräch versandete nun allmählich. Leider hatten sie nur wenige gemeinsame Bekannte und wußten kaum etwas von den Interessen des anderen. Jane sprach von ihrer eigenen Hochzeit, als ob dieses Erlebnis sie nur am Rande etwas angehe. Sie erwähnte, daß sie Marjorie Wells zwar in der Kirche, aber nicht mehr beim Empfang gesehen habe.

»Gefällt sie dir eigentlich?« fragte sie gespannt und hörte mit Genugtuung, daß Peter anscheinend keine große Sympathie für sie hegte.

»Ich finde sie ziemlich arrogant - oder vielmehr boshaft«, antwortete er.

»Was - dir gegenüber auch?« fragte sie rasch.

Peter lachte. »Nein, ich komme ihr wahrscheinlich zu unwichtig vor, als daß sie mich mit ihrer Abneigung beehren würde.«

Die Ereignisse der Nacht hatten die beiden einander nähergebracht und eine Atmosphäre der Vertraulichkeit geschaffen, die Jane Gelegenheit bot, eine Frage auszusprechen, die sie schon seit Roupers Besuch bewegte.

»Ja, das ist richtig - diese andere Dame hat mich häufig aufgesucht«, antwortete Peter. »Sie war vor vielen Jahren einmal Köchin.« Er schmunzelte erst, aber dann runzelte er die Stirn und verharrte einige Zeit schweigend. »Sie glaubt, daß ich ihr Unrecht getan habe«, meinte er schließlich. Weiter erzählte er ihr nichts über diese Frau, außer daß sie Anderson heiße und Schwedin sei.

Die Sonne war an einem wolkenlos blauen Himmel emporgestiegen, und der Garten lud zu einem Spaziergang ein. Um sieben Uhr aber wurde Jane trotz des Tees wieder schläfrig; sie nickte förmlich im Gehen ein. Sie wollte sich nur für ein Stündchen niederlegen, aber erst der Gong, der zum Mittagessen rief, weckte sie auf.

Sie warf einen Blick durchs Fenster und sah Peter mit einem Mann, der sie an Chefinspektor Bourke erinnerte, dem Gartentor zuschreiten.

»Ich hatte den Leuten Anweisung gegeben, nicht den Gong zu schlagen«, begrüßte er sie später bei Tisch. »Du hast so fest geschlafen, daß ich dich nicht wecken lassen wollte.«

»War das nicht Bourke, mit dem du eben durch den Garten gegangen bist?«

Peter nickte. Er hatte Bourke kommen lassen, und dieser war der Meinung, daß der nächtliche Eindringling der gleiche Mann war, der auch schon in der vorangegangenen Nacht um das Haus geschlichen war. Peter gab keine näheren Erläuterungen dazu, sondern fuhr fort: »Ich habe übrigens Dr. Wells bitten lassen, mich hier aufzusuchen, und hoffe, daß du nichts dagegen hast. Ich wollte dich auf keinen Fall alleinlassen, sonst wäre ich zu ihm in die Stadt gefahren.«

Jane sah rasch von ihrem Teller auf.

»Wozu brauchst du den Arzt? Fühlst du dich nicht wohl?«

»Doch, ich fühle mich ganz wohl. Und sicher wird Donald uns auch nicht gern während unserer Flitterwochen stören!«

Etwas wie ein Lächeln lag in seinen Augen.

»Wird er Marjorie mitbringen?«

»Nein«, schüttelte Peter den Kopf.

»Aber warum soll er denn herkommen, wenn du nicht krank bist?« drängte sie, erhielt jedoch keine Antwort. Peter tat, als ob er ihre Frage gar nicht gehört hätte.

Der Nachmittag brachte Jane eine zweite Überraschung. Peter

saß in der Bibliothek und las, und Jane hatte einen vergeblichen Versuch gemacht, sich mit dem alten, wortkargen Gärtner zu unterhalten. Schließlich war sie ins Haus zurückgekehrt. Bei ihrem Eintreten blickte Peter auf und verbarg rasch sein Buch - eine Geste, die ihre Neugierde erregte.

»Du hast recht gehabt, Peter«, klagte sie, »ich langweile mich wirklich hier. Wie lange werden wir noch in Longford bleiben?«

Er lächelte verständnisvoll. »Ich habe schon ein Appartement im ›Ritz-Carlton‹ bestellt.«

Jane war glücklich über die Aussicht, bald aus der unheimlichen Umgebung befreit zu werden.

»Wir wollen es meinem Vater aber nicht gleich mitteilen«, bat sie. »Er würde es wahrscheinlich nicht verstehen. Wann können wir abreisen?«

Peter antwortete, daß das Appartement erst am übernächsten Tag zur Verfügung stehe.

»Was liest du gerade?« forschte sie.

Wie ein erpatterter Schuljunge reichte er ihr das Buch hin. Es war ein französisches Werk über die Radierkunst. Sie hatte ganz vergessen, daß das sein Steckenpferd war, und sagte es ihm auch.

»Ich verdanke dieser Vorliebe sehr viel«, lächelte er, »denn ich hätte dich wohl nie kennengelernt, wenn ich für meine Privatausstellung nicht den Rat deines Vaters eingeholt hätte.«

»Armer Papa! Er war so aufgeregt, als deine Platten verlorengegangen waren!«

Peter mußte zugeben, daß auch er den Verlust seiner Arbeiten als sehr schmerzlich empfand. Er hatte damals in einer Aufwallung impulsiver Künstlerfreundschaft seinem zukünftigen Schwiegervater die Platten geliehen, die für ihn einen unersetzlichen Wert darstellten. Es waren seine Meisterwerke, keines von ihnen war größer als eine Postkarte.

»Ich werde wohl kaum noch einmal so gute Sachen fertigbrin-

gen«, sagte er nachdenklich. Doch dann lachte er kurz auf: »Und da sagt man, daß wir Engländer kein Kunstverständnis hätten! Nicht mal für einen Finderlohn von tausend Pfund sind sie wieder aufgetaucht - irgendwer hat sie behalten!«

Jane saß in einem niedrigen Sessel auf der anderen Seite des Kamins, stützte den Kopf in die Hände und schaute ihn unverwandt an.

»Ich glaube, dieser Mann - wie wird er doch genannt? Ach ja, der ›Fuchs‹ - dieser Mann muß doch auch ein großer Künstler sein! Mein Vater sagte, daß nur ein Meister so arbeiten könne. Vater besitzt nämlich einige dieser Fälschungen.«

»Der Meinung bin ich auch.« Peters Stimme klang gleichgültig. Offenbar interessierte er sich nicht sehr für die künstlerischen Fähigkeiten des bekannten Fälschers. Aber die bloße Erwähnung des ›Fuchses‹ schien seine gute Laune vertrieben zu haben, und er hüllte sich in Schweigen.

Nach einer Weile erhob sich Jane und ging in die Halle hinaus. Sie stand an der Terrassentür und blickte über den Park, als ein seltsames Auto herangefahren kam. Die knallrote Karosserie war altmodisch, und der Mann am Lenkrad steckte in einer Livree, die genau darauf abgestimmt war.

Der Wagen hielt an; der Chauffeur sprang heraus und riß den Wagenschlag auf. Eine hochgewachsene, umfangreiche Dame mit ziemlich verrunzelten Zügen stieg aus. Aber auch in diesem aufgedunsenen, fast abstoßenden Gesicht konnte Jane noch die Spuren einstiger Schönheit erkennen. Jetzt freilich sah dieses Antlitz mit der dicken, weißen Puderschicht, den rotgeschminkten Lippen und den geschwärzten Brauen wie eine Maske aus.

Sie trug keine Handschuhe, dafür aber steckten an den dicken Fingern unzählige Ringe. In den Ohren trug sie große Brillantboutons und um den Hals an einer Platinkeite einen riesigen, glitzernden Anhänger.

Die Dame blieb stehen und sah die junge Frau mit düsteren

Blicken an.

»Sind Sie seine Frau? Ich bin Mrs. Anderson.«

Anderson - die Köchin! Das also war die geheimnisvolle Person, von der Peter fast täglich besucht worden war. Ihre Stimme klang rauh und gewöhnlich.

»Ja, ich bin Mrs. Clifton.«

Die dicke Frau atmete schwer. Sie schien erregt zu sein. Jane erwartete einen Wutausbruch, war aber eher neugierig als beunruhigt.

»Er hat keinen Anspruch auf das Geld, das er Ihnen gegeben hat«, fauchte die Besucherin sie an, »es gehört dem rechtmäßigen Erben...«

Einen Augenblick war Jane verblüfft. Sie fand diesen Auftritt wie eine Szene aus einer Schmierenkomödie, aber ihre Neugierde war geweckt.

»Dem rechtmäßigen Erben? Wer soll denn das sein?«

Mrs. Anderson nahm die Haltung einer beleidigten Königin an.

»Wer sonst als Cliftons Bruder - mein Sohn«, erklärte sie.

5

Peters Bruder? Peter war doch das einzige Kind seines Vaters; das hatte er ihr einmal gesagt, und viel mehr wußte sie von ihm auch nicht.

»Sie müssen sich irren . . .«

»Gestatte!« Peter war aus der Bibliothek gekommen und hatte sich geräuschlos genähert.

»Gestatten? Was soll ich dir gestatten?« zischte die dicke Dame ihn an. »Was willst du ihr denn sagen? Das wird dir alles nichts nützen, denn du kannst die gerechten Ansprüche deines Bruders nicht aus der Welt schaffen!«

Trotz der selbstbewußten Haltung klang aus ihrer rauhen Stimme etwas wie Unsicherheit, als sie sich an Peter Clifton wandte. Sie schien seinem Blick nicht standhalten zu können, rieb sich nervös die juwelengeschmückten Hände und blinzelte mit den gefärbten Wimpern.

»Ich bin hergekommen, um die Sache endlich in Ordnung zu bringen«, fuhr sie mit schriller Stimme fort. »Ich habe keine Angst vor dir. Und wenn du mir mit denselben Ausreden kommen willst wie dein Vater, werde ich dich niederknallen wie einen tollen Hund!« Mit zitternden Händen öffnete sie ihre Handtasche und zog einen vernickelten Revolver hervor. »Bei Gott, das werde ich! Ich verlange mein Recht und werde mich von dir nicht einschüchtern lassen!«

Peter musterte sie gelassen, seine Augen waren fest auf die ihren gerichtet.

»Kommen Sie herein, Mrs. Anderson«, forderte er sie auf und öffnete die Tür zur Bibliothek.

Jane hatte wie gebannt auf die beiden geschaut - sie glaubte einen phantastischen Traum zu träumen. Sie sah, wie die Frau mit argwöhnischem Blick auf Peter, die glänzende Waffe in der zit-

ternden Hand, mit unsicheren Schritten rückwärtsgehend, Peter voran, den Raum betrat.

Jane ging auf die Terrasse hinaus. Was hatte das alles zu bedeuten? Wie sollte sie sich das Auftauchen dieser grotesken, mit Schmuck überladenen alten Frau, ihre Drohungen, ihren Revolver und ihre geheimnisvollen Anspielungen erklären?

Als sie langsam über den Rasen schlenderte, hörte sie plötzlich von der Einfahrt her das Geräusch eines sich nähernden Autos. Gleich darauf erkannte sie Dr. Donald Wells in seinem blauen Wagen und winkte ihm zu.

»Ich mache mir wirklich Vorwürfe, Ihre Einsamkeit zu stören«, begrüßte sie der Arzt mit einem Lächeln, das alle seine Zähne zeigte.

»Aber ich freue mich, daß Sie gekommen sind«, antwortete sie eifrig. Und obwohl sie bisher weder mit Donald noch mit seiner Frau besonders vertraulich verkehrt hatte, erzählte sie ihm sogleich die Geschichte des unheimlichen nächtlichen Besuches. Seine Reaktion war verblüffend. Er blieb wie versteinert stehen und blickte sie starr an.

»Um Himmels willen!« rief er aus. Dann fragte er rasch: »Haben Sie den Mann erkannt?«

Seine Aufregung wirkte fast komisch. Dann sah sie, wie er die Augen weit aufriß. Er hatte die vor dem Tor stehende »Prunkkarosse« von Mrs. Anderson entdeckt.

»Was? Ist Mrs. Anderson etwa hier?« Sein Gesicht war aschfahl geworden, und Jane blickte ihn erstaunt an.

»Kennen Sie denn die Person, Doktor? Wer ist sie eigentlich?« Doch bevor sie noch zu Ende gesprochen hatte, war Wells schon dem Haus zugeeilt.

Mrs. Anderson erschien gerade unter dem Vordach. Ihr Gesicht war trotz der dicken Puderschicht gerötet. Mit herrischer Gebärde winkte sie dem dienstbeflissenen Fahrer, und der mächtige Wagen rollte heran.

Dr. Wells war bei ihrem Anblick stehengeblieben und regte sich erst wieder, als das pompöse Gefährt mit seiner würdevollen Insassin davongefahren war.

»Wie lange ist sie hier gewesen?« fragte er fast barsch die mittlerweile näher gekommene junge Frau.

»Nur ein paar Minuten«, antwortete Jane verwundert. »Sagen Sie doch, wer ist sie denn?«

Wells seufzte erleichtert - wie ein Mann, dem ein Stein vom Herzen gefallen war.

Sein Ton wurde wieder höflich.

»Sie ist ein Frauenzimmer, das Peter immer wieder belästigt«, warf er kurz hin. Dann fragte er rasch: »Haben Sie auch mit ihr gesprochen? Was hat sie zu Ihnen gesagt?«

»Sie werden immer geheimnisvoller, Donald. Wir haben tatsächlich ein paar Worte gewechselt, und sie hat mir erklärt, daß ihr eigener Sohn Peters Bruder und der rechtmäßige Erbe des Vermögens sei.«

Wieder verdüsterte sich Donalds Miene.

»Die Person ist völlig verrückt! Kein normaler Mensch würde in einer solchen Prunkbarke herumgondeln! Ich hoffe, daß Sie dieses närrische Geschwätz nicht ernst genommen haben?«

Jane schüttelte den Kopf.

»Ich hatte noch gar keine Zeit, darüber nachzudenken.«

Der Arzt fuhr fort: »Peter hat niemals einen Bruder gehabt. Diese Frau ist nicht normal; sie hat die fixe Idee, daß ihr Sohn der eigentliche Erbe des Peter zugefallenen Vermögens ist.«

»Nun, arm scheint sie gerade nicht zu sein«, meinte Jane und dachte an den funkelnden Schmuck.

Wells nickte.

»Sie ist tatsächlich eine reiche Frau, um so weniger kann man sich ihr Benehmen erklären.« Er schien ungemein bemüht, sie von der Verrücktheit dieser Frau zu überzeugen - allzu bemüht, sagte sie sich nachdenklich.

»Peter hätte sie schon längst festnehmen lassen sollen. Er ist nur viel zu gutmütig . . . Hallo, Peter, alter Junge!«

Clifton war, die Hände tief in den Taschen seiner Flanelljacke vergraben, auf den Lippen ein halbes Lächeln, aus dem Haus gekommen. Ohne ein weiteres Wort zu der jungen Frau zu sagen, stürzte Donald Wells auf Peter zu, packte ihn am Arm und zog den - wie es Jane schien - Widerstrebenden in die Bibliothek zurück.

Das Leben hier wird immer geheimnisvoller, sagte Jane zu sich selbst, während sie sich in den ungemütlichen kleinen Salon zurückzog. Kaum eine Jungverheiratete Frau mochte sich je so unverheiratet und so überflüssig vorgekommen sein! Keiner schien ihrer Gesellschaft zu bedürfen, niemand schien sich in ihrer Nahe wohl zu fühlen.

Sie traute ihren Ohren nicht, als sie schon eine Viertelstunde später Donalds Wagen wieder abfahren hörte. Die Geschichte wurde immer sonderbarer, und kopfschüttelnd hörte sie Peters Erklärung, - daß der Arzt es sehr eilig gehabt habe, wieder in die Stadt zu kommen.

»Warum war er denn überhaupt hier?« fragte sie mißtrauisch.

»Weil ich ihn darum ersucht habe . . . Was sagst du zu der Dame?«

Jane ging in die Bibliothek. Er folgte ihr und schob ihr einen Sessel hin, Jane blieb aber neben dem großen Tisch stehen und trommelte gereizt mit den Fingern auf die Platte.

»Hast du noch mehr derartige Überraschungen für mich?« erkundigte sie sich. Er lachte belustigt auf.

»Ich bedauere den Vorfall sehr«, entschuldigte er sich, schien aber durchaus nicht bedrückt zu sein. »Mrs. Anderson ist aber doch wirklich sehenswert, nicht wahr?«

»Was hat sie denn nur gemeint, als sie von deinem angeblichen Bruder gesprochen hat?«

Peter lächelte leise.

»Das ist eines meiner Familiengespenster, aber eines der unwichtigsten. Vielleicht bin ich etwas unmoralisch, doch der Seitensprung meines Vaters, der dieses Gespenst ins Leben gerufen hat, beeindruckt mich nicht sehr.«

»Ach, ich verstehe«, sagte sie etwas verlegen.

»Ja - es tut mir leid, daß du es erfahren hast. Mrs. Anderson, richtiger gesagt Miss Anderson, hat ihre eigene Rechtsauffassung. Sie bildet sich ein, daß ihr Sohn der rechtmäßige Erbe des Vermögens ist.« Forschend blickte er sie an, als ob er ihre Meinung ergründen wollte.

»Ziemlich peinliche Geschichte!« murmelte sie, aber in Wirklichkeit war Jane durchaus nicht entrüstet; sie war eher erleichtert, daß nicht mehr dahintersteckte.

Peter räusperte sich. »Na ja ... Übrigens habe ich Bourke heute zum Abendessen gebeten. Hoffentlich ist es dir recht?«

»Den Chefinspektor? Warum hast du eigentlich so eine Vorliebe für Kriminalbeamte?«

Diese Frage belustigte Peter offensichtlich.

»Ich habe es dir doch schon einmal erklärt«, lachte er. »Ich kann nur wieder dasselbe sagen: Bourke hat sehr viel für mich getan. Aber wenn du ihn nicht sehen willst, sage ich natürlich ab.«

Doch Jane war ganz einverstanden mit diesem Besuch, sie erhoffte sich davon eine Entspannung der Atmosphäre.

»Wird er über Nacht bleiben?«

Peter schüttelte den Kopf.

»Nein, er will gleich nach dem Abendessen wieder zurück nach London fahren.«

In was für einer seltsamen Situation sie sich doch befanden, dachte Jane. Peter hatte sich erstaunlich gut hineingefunden - sie konnte es fast nicht begreifen. Manchmal dachte sie, sie müsse plötzlich erwachen und feststellen, daß ihre ganze Ehe nur ein Traum gewesen sei - ein gar nicht unangenehmer Traum, ge-

stand sie sich ein.

Mit der Nachmittagspost kam ein Brief von Basil Hate. Sie schnitt nachdenklich den Umschlag auf - was konnte Basil ihr zu sagen haben? Er schrieb ihr, daß er erst am Morgen von Bournemouth nach London zurückgekehrt sei, und ein Blick auf den Poststempel zeigte Jane, daß der Brief mit der ersten Lee- rung befördert worden war.

*»Ich frage mich, wann man Euch einen Anstands-
besuch abstatten kann. - Ihr Vater war am Abend Ih-
rer Abreise so unausstehlich schlechter Laune, daß
ich noch mit dem Nachtzug nach Bournemouth ge-
fahren bin. Ich weiß eigentlich gar nicht, warum.«*

Dann folgte noch eine Aufzählung belangloser persönlicher Erlebnisse.

Basil war ziemlich unverfroren, rücksichtslos gegen andere, mit einer losen Zunge, aber stets unterhaltend; ein angenehmer, manchmal glänzender Gesellschafter, den man wohl gelegent- lich in seine Schranken verweisen mußte, der einen aber niemals langweilte.

Lässig drehte sie den Briefbogen um, da sah sie, daß Basil noch eine Nachschrift angefügt hatte:

*»Ich bin wirklich in Sorge um Sie. Ich weiß nicht,
ob ich richtig gehandelt habe - und ob wir alle rich-
tig gehandelt haben. Diese verdammte Sucht nach
Geld...«*

Jane blickte in den Umschlag, ob nicht noch irgendwo ein Zet- tel mit einer Fortsetzung war - vergeblich. Dagegen machte sie eine andere Entdeckung: die Klappe des Briefumschlages rollte sich auf, und der Klebgummi darunter war noch feucht. Irgend

jemand hatte also den Brief geöffnet und gelesen - und das konnte nur Peter gewesen sein! Sie fand ihren Mann in der Bibliothek und brachte ohne Umschweife ihre Anklage vor. Peter gab alles ruhig zu.

»Was? Du hast meinen Brief geöffnet? Wie kommst du dazu? Ist das eines der Vorrechte, die dir unsere Heirat eingeräumt hat?«

»Bisher habe ich noch nicht bemerkt, daß mir unsere Heirat überhaupt irgend welche Vorrechte verschafft hat«, erwiderte er mit einem Lächeln, das sie in Wut versetzte.

»Willst du mir bitte erklären« - sie bemühte sich, ruhig zu bleiben, »was dich zu diesem ungewöhnlichen Vorgehen veranlaßt hat? Ein Zufall war es doch wohl nicht - sonst hättest du es mir wahrscheinlich gesagt.«

»Nein, es war kein Zufall«, gab er kühl zurück. »Ich wünsche nicht, daß Basil Hate mit dir korrespondiert. Ich wollte dir das eines Tages sagen - aber ich habe mir natürlich nicht träumen lassen, daß er so unverschämt sein würde, dir während unserer Flitterwochen schon zu schreiben.«

Jane kochte vor Zorn, aber sie war auch verdutzt, denn bisher hatte sie angenommen, daß Peter und Basil gute Freunde seien.

Als ob er ihre Gedanken erraten hätte, fuhr er schnell fort:

»Du darfst nicht glauben, daß ich eifersüchtig bin. Aber Hate und ich sind zu verschieden; ich kann ihn nicht ausstehen und mißtraue ihm.«

»Und warum mißtraust du ihm?«

Peter zuckte die Achseln.

»Man kann seine Abneigungen nicht immer erklären. Es tut mir leid, Jane, ich hätte den Brief nicht öffnen sollen, aber ich hatte nur dein Bestes im Sinn.«

Die letzten Worte kamen etwas zögernd heraus, und Jane war durchaus nicht überzeugt. Aber wenn sie nicht mit ihm streiten wollte, war es am gescheitesten, die Angelegenheit jetzt auf sich

beruhen zu lassen.

»Es ist ja nicht so wichtig«, sagte sie obenhin. »Ich war nur ein bißchen verärgert.«

»Natürlich - ich bedauere es aufrichtig.«

Dieser Zwischenfall hatte wieder einen Graben zwischen ihnen aufgerissen, und ihre Beziehungen waren beinahe eisig, als Mr. Bourke erschien. Der Chefinspektor war in bester Laune, und Jane taute auf und begann . . . sich für Verbrecher zu interessieren. Für Bourke aber existierte zur Zeit anscheinend nur ein einziges Exemplar dieser Gattung, und das war ein besonders durchtriebener Bösewicht.

»Ich bin ein armer Mann, aber ich würde sonst was drum geben, wenn ich ihn in die Hände bekäme«, brummte er. »Diesen Mann kann man nicht in die Kategorie der übrigen Banknotenfälscher einreihen. Er hat Komplizen, aber keiner hat ihn je verraten. Und warum? Weil ihn niemand kennt!«

»Und wodurch unterscheidet er sich von den anderen Fälschern?« fragte Jane neugierig. Ihr Interesse für den ›Fuchs‹ war nicht geheuchelt, der geheimnisvolle Fälscher beschäftigte schon seit langem ihre Phantasie.

Bourke fuhr mit der Hand in seine Rocktasche und zog eine dicke Brieftasche hervor. Aus einem der vielen Fächer nahm er eine Hundertdollarnote.

»Sehen Sie sich das mal an«, sagte er. »Sie sind zwar kein Fachmann, aber selbst ein Fachmann könnte diese Note kaum von einer echten unterscheiden. Es sind viele schlechte Fälschungen im Umlauf, die man für billiges Geld bekommt. Aber wenn jemand die Arbeit des ›Fuchses‹ kaufen will, muß er gut dafür bezahlen - er bezahlt damit ja auch seine eigene Sicherheit.«

Peter, den das Gespräch bisher kaum zu interessieren schien, stellte plötzlich eine Frage.

»Was würde diese Hundertdollarnote kosten, wenn man sie di-

rekt vom Fälscher kaufte?«

»Zwanzig Dollar«, erwiderte Bourke, ohne zu zögern. »Besser gesagt, das kostet sie wahrscheinlich bei dem Agenten, der bei diesem Handel fünf Dollar verdienen würde. Das ist nicht gerade billig - aber wie schon gesagt, der Käufer kann mit diesen Dollarnoten seelenruhig durch die Vereinigten Staaten reisen.«

Bourke berichtete weiter, daß der »Fuchs« für den Vertrieb seiner Banknoten außerordentlich geschickte Methoden anwende. Man hatte in Paris, Berlin und Chicago Agenten verhaftet, aber sie konnten nur aussagen, daß ihnen die Fälschungen gewöhnlich nachts zu einer verabredeten Stunde und auf offenen Plätzen ausgehändigt worden waren und daß sie sofort bar bezahlen mußten. In dem Paket mit den Banknoten lag immer ein maschinengeschriebener Zettel, auf dem mitgeteilt wurde, wohin man sich wegen der nächsten Lieferung zu wenden habe. Die Adresse war nie dieselbe. Die Polizei hatte festgestellt, daß es sich um eine Deckadresse bei einem kleinen Annoncenbüro handelte. Immer holte ein zu diesem Zweck von der Straße aufgelesener Junge die Briefe ab, die dann vermutlich noch durch zwei oder drei Hände gingen, ehe sie bei dem Fälscher landeten.

»Er hat noch niemals den Fehler begangen, den Markt mit seinen Banknoten zu überschwemmen«, fuhr Bourke fort. »Manchmal bringt er fast ein Jahr lang gar nichts heraus. Bisher wissen wir nur, daß er sehr wenige Agenten beschäftigt.«

»Er muß dabei ja ungeheuer viel verdienen«, staunte die junge Frau.

Bourke nickte.

»Jährlich sechzigtausend Pfund. Das ist viel Geld.«

Peter hatte während dieses Gesprächs mit seinem Messer gespielt, den Blick starr auf das Tischtuch geheftet. Jane wunderte sich, daß ihn Bourkes Bericht anscheinend nur wenig zu fesseln vermochte, obwohl er sich doch sonst so sehr für Kriminalistik interessierte.

Sie vermutete, daß er sich gern mit Bourke unter vier Augen unterhalten hatte. Daher erhob sie sich bald darauf und ließ die beiden allein. Sie ging in ihr Wohnzimmer hinauf, fachte das glimmende Feuer im Kamin ein wenig an und suchte auf dem kleinen Bücherbrett nach geeigneter Lektüre. Da standen einige Romane, ein vor fünfzig Jahren erschienenenes Werk über Archäologie, ein mit Eselsohren versehenes Schulbuch und zu ihrer Überraschung auch ein moderner Band in deutscher Sprache. Sie konnte zwar kein Deutsch, aber die Bilder in dem Buch ließen über das Thema keinen Zweifel. Es war eine Abhandlung über die Radierkunst.

Gehörte das Buch Peter? Jemand mußte es sehr sorgfältig durchgearbeitet haben, das bewiesen die zahlreichen Unterstreichungen. Peter las also auch deutsch - sie entdeckte bei ihm wirklich jeden Tag neue Fähigkeiten. Doch dann empfand sie ihre Ironie selbst als ungerecht. Man mußte wirklich vieles an Peter bewundern und achten.

Es war zehn Uhr, als Mr. Bourke sich von ihr verabschiedete.

Jane stand neben ihrem Gatten und wartete, bis die roten Rücklichter des Autos verschwunden waren. Dann ging sie, ein wenig verlegen, mit ihm in die Bibliothek.

»Hast du dich gut mit ihm unterhalten?« fragte sie.

Doch auch Peter schien etwas unsicher zu sein, er murmelte nur ein paar Worte, und dann herrschte wieder ungemütliches Schweigen. Jane sagte etwas hastig gute Nacht und ging in ihr Zimmer hinauf.

In dieser Nacht schloß sie die Tür ab, zog die Vorhänge vor und sah nach, ob auch die Fensterriegel gut eingehakt waren. Dann erst entkleidete sie sich. Sie war nicht im geringsten müde - aber sie fühlte sich entsetzlich deprimiert. Unruhig drehte sie sich von einer Seite auf die andere, bis sie schließlich nach einer Stunde in einen nervösen Halbschlaf fiel.

Plötzlich wachte sie auf, ihr Herz schlug heftig. Was sie ge-

weckt hatte, wußte sie nicht. Doch dann war es ihr klar: Es war das Geräusch von Schritten unter ihrem Fenster gewesen.

In einer Sekunde war sie aus dem Bett, schlüpfte in ihren Morgenrock und spähte zum Fenster hinaus. Zuerst konnte sie gar nichts sehen, doch dann . . .

Es war keine Einbildung. Im Schatten sah sie etwas Dunkles sich bewegen - die Gestalt eines Mannes.

Sie preßte die Hand auf den Mund, um einen Schreckensschrei zu unterdrücken! Mit zitternden Händen riß sie die Tür zum Wohnzimmer auf und lief in Peters Schlafzimmer hinüber. Das Bett war leer! Und beim Schein der kleinen Nachttischlampe konnte Jane auch erkennen, daß es noch gar nicht benutzt worden war.

Sie blickte auf den kleinen Reisewecker: zwei Uhr. Jane ging die Treppe hinunter. Die Tür zur Bibliothek stand offen, aber der Raum war dunkel. Nur durch einen Spalt unter der Eßzimmertür drang ein Lichtschimmer hervor. Sie ging hinein - aber hier war niemand. Doch ein sonderbares Geräusch war zu hören - wie das Surren einer Maschine.

Wo war das Bild, das an der Wand gehangen hatte? Es war verschwunden, und an seiner Stelle gähnte eine Öffnung. Jane erkannte, daß das Bild und ein Teil der Tafelung eine Tür bildeten, die jetzt offenstand.

Leise schlich sie hin und lugte hindurch. Ein Anblick bot sich ihr, den sie wohl nie mehr vergessen würde!

Sie sah einen langgestreckten, schmalen, staubigen Raum vor sich, in dem nur ein großer Tisch in der Mitte und ein kleinerer an der Wand stand, auf dem das Handwerkszeug eines Radierers lag. Doch ihre Blicke hafteten wie gebannt auf der Maschine inmitten des Zimmers, von der das leise Surren ertönte - es war eine Druckerpresse . . .

Und dann erkannte sie voller Entsetzen, daß die Papierstreifen, die durch die Presse gezogen wurden, sich in Banknoten ver-

wandelten. Und der Mann, der davor stand und die Arbeit der Presse beobachtete, war ihr Ehemann.

Jane war wie betäubt. Sie sah den ›Fuchs‹ bei der Arbeit...

Vor Schrecken war sie wie gelähmt. Sie war mit einem Fälscher verheiratet, mit dem berühmtesten Banknotenfälscher der Welt, den die Polizei Europas und Amerikas suchte. Es konnte doch nicht wahr sein! Aber da stand er und prüfte eine der Noten, die er aus der Maschine genommen hatte.

Er wandte ihr auch noch den Rücken zu, als sie wieder von der Tür fortschlich. Jane war bereits in der Halle und hatte schon einen Fuß auf die Treppe gesetzt, als sie sich wieder an den Mann auf dem Rasen erinnerte. Der Schrecken darüber war durch das eben Erlebte völlig zurückgetreten - doch als sie oben angekommen war und vor ihrer Schlafzimmertür stand, überfiel sie wieder die Angst vor dem Eindringling. Sie beugte sich über das Treppengeländer und rief Peter.

»Ja, Jane, was gibt es?« fragte er.

»Ein Mann ist draußen - auf dem Rasen.«

Jane bemühte sich, ruhig zu sprechen, doch ihre Stimme bebte. Sie lauschte und hörte, wie Peter das Eßzimmer betrat, wie eine Tür sich leise schloß und wie ein Riegel metallisch einschnappte. Dann lief Peter in die Halle und machte die Sicherheitskette an der Haustür los.

Von ihrem Fenster aus sah sie ihn einen Augenblick lang in dem Lichtschein, der aus der Halle drang, dann verschwand er im Dunkeln.

Sie setzte sich hin. Eine verzweifelte Ruhe war über sie gekommen. Die fürchterliche Entdeckung hatte sie anfangs betäubt, aber jetzt arbeitete ihr Verstand wieder. Sie erinnerte sich gewisser kleiner Einzelheiten und betrachtete sie mit einer seltsam leidenschaftslosen Distanz. Hier also war die Quelle von Peters Reichtum, das war die Erklärung für die angebliche Erbschaft. Peter war der ›Fuchs‹, und dieses Haus, das er angeblich

nur gemietet hatte, war sein Hauptquartier.

Jane zog die Vorhänge wieder vor und schaltete das Licht ein. Dann hörte sie Peters Schritte auf der Treppe, und schon stand er im Zimmer.

»Ich konnte niemanden entdecken«, stieß er atemlos hervor.

Doch dann blickte er sie bestürzt an. Sie wußte wohl, daß sie bleich sein mußte - aber wie farblos und verzerrt ihre Züge waren, ahnte sie nicht.

»Meine Liebe, du siehst schrecklich aus! Wenn ich den Kerl erwische, bringe ich ihn um!«

»Welchen Kerl?« Sie hatte die Gestalt auf dem Rasen fast vergessen. »Ach ja! Du hast ihn also nicht gefunden?«

Er ging nicht darauf ein - seine Hauptsorge war jetzt Jane.

»Morgen fahren wir in die Stadt zurück«, versprach er ihr, und als sie stumm den Kopf schüttelte, fragte er überrascht: »Warum denn nicht?«

»Ich weiß es nicht. Morgen werde ich es dir sagen. Jetzt bin ich sehr müde.«

Jane war nicht nur müde, sie war geistig und körperlich erschöpft. Lange noch lag sie wach, starrte ins Dunkel und versuchte, sich über ihre künftige Einstellung zu Peter klarzuwerden. Einmal hörte sie, wie er das Haus verließ. Wahrscheinlich ging er von neuem auf die Suche nach dem Eindringling. Vielleicht war es gar kein Verbrecher - vielleicht war es jemand von der Polizei, der Peter beobachtete! Möglicherweise hatte Bourke sein Geheimnis erraten?

Endlich fiel sie in tiefen Schlaf. Sie erwachte erst, als die Sonne schon hell ins Zimmer schien und die alte Anna sie fragte, ob sie gut geschlafen habe. Jane setzte sich im Bett auf und sah verwirrt um sich. Vielleicht hatte sie nur einen schweren Traum gehabt?

Doch dann fragte Anna, ob sie in der Nacht hinuntergegangen sei. Einer ihrer Pantoffeln habe in der Halle gelegen.

So war es doch Wirklichkeit! Jetzt erinnerte sie sich, daß sie den Pantoffel verloren hatte, als sie die Treppe hinaufhastete.

Als Jane ihren Tee trank, kam ihr ein Gedanke.

»Anna, wem gehört eigentlich dieses Haus?« fragte sie, Anna schüttelte den Kopf.

»Ich kann es nicht sagen. Es gehörte einem alten Herrn, der im Ausland lebte. Vielleicht ist er jetzt schon tot. Aber der Verwalter kommt manchmal her. Er heißt Blonberg und hat sein Büro in West End, Knowlby Street. Gesehen habe ich ihn aber niemals, denn er schickt uns immer in Urlaub und bringt seine eigenen Diensthofen mit.«

Jane starrte die alte Frau verblüfft an.

»Wo gehen Sie denn hin, wenn der Verwalter hier ist?«

»Zu meinem Bruder nach London. Wir bekommen alle unser volles Gehalt, wenn Mr. Blonberg uns fortschickt, und keiner von uns bleibt in der Nachbarschaft, außer dem Gärtner. Der arbeitet dreimal in der Woche im Garten, darf aber das Haus nicht betreten.«

Jane dachte nach. Wer konnte dieser Mr. Blonberg sein, der es offensichtlich vermeiden wollte, erkannt zu werden? Es mußte Peter selbst sein. Dies war Peters eigenes Haus und Blonberg war sein Deckname - also konnte ihn, wie Bourke erzählt hatte, keiner seiner vielen Komplizen je verraten; sie kannten seinen richtigen Namen nicht.

Sie war jetzt vollkommen ruhig, nur sehr traurig. Sie hatte Peter gern! Plötzlich wurde ihr klar, in welcher Gefahr er schwebte, und wie einsam er war. Und sie dachte daran, mit welcher Güte er sie immer behandelt hatte.

Was sollte sie nur tun? Ihrem Vater schreiben und ihm alles erzählen? Jane schüttelte den Kopf. Nein, es mußte ihr Geheimnis bleiben - sie mußte etwas ersinnen, das das Unheil abwenden konnte, welches ihn bedrohte.

Die Polizei hatte schon Verdacht geschöpft. Das Netz wurde

langsam zusammengezogen. Rouper wußte, wer Peter war, und wahrscheinlich wußte es auch Bourke. Er benutzte seine freundschaftlichen Beziehungen zu Peter nur dazu, um ihn in Sicherheit zu wiesen.

Jane gehörte zu den Frauen, deren Kräfte im Unglück wachsen, und sie war beinahe heiter, als sie unter der Dusche stand und das eisige Wasser an sich herunterrieseln ließ.

Peter war im Garten. Er wanderte auf dem Rasen auf und ab, und Jane erschrak, als sie ihm ins Gesicht blickte. Er war bleich, hatte eingesunkene Augen und schien niedergeschlagen zu sein.

»Ich habe schlecht geschlafen«, erklärte er. »Das Landleben ist nichts für mich. Aber ich fürchte, wir werden noch eine Nacht in Longford Manor verbringen müssen - unsere Hotelzimmer werden erst morgen frei.«

Seine Stimme klang unsicher. Jane hatte ihn noch nie so nervös und gereizt gesehen.

»Könnten wir nicht noch die ganze Woche hierbleiben?« fragte sie.

Ihr Vorschlag schien eine Last von ihm zu nehmen, dann aber bewölkte sein Gesicht sich wieder.

»Könntest du wohl voranfahren? Ich wäre ganz gern noch einen oder zwei Tage allein hier.« Und dann fuhr er schnell fort: »Ich weiß, daß das ein ungewöhnlicher Vorschlag ist. Aber ich habe noch etwas zu erledigen. Ich habe auch daran gedacht, Dr. Wells zu bitten, heute abend zu uns zu kommen. Ich möchte etwas mit ihm besprechen.«

Jane war erstaunt, daß er Donald Wells einladen wollte. Sollte er als Freund oder als Arzt kommen? Peter mußte in einer schrecklichen Verfassung sein!

»Natürlich, lade ihn nur ein. Aber ich kann unmöglich allein in die Stadt zurückkehren, Peter. Die Leute würden darüber reden.« Sie hakte sich bei ihm unter und wanderte neben ihm her. »Peter, ich war immer so selbstsüchtig - verzeih mir. Ich möchte

dir wirklich helfen - ich meine, in allen Dingen.«

Er lachte leise.

»Du kannst gar nicht ahnen, wie sehr du mir in diesem Augenblick hilfst - und ich hoffe, daß du es auch nie erfahren wirst.«

Bevor sie noch etwas sagen konnte, fuhr er, fort:

»Ich glaube, wir werden einander noch sehr nötig haben.« Er lächelte sonderbar auf sie herab. »So Gott will, werden dir hoffentlich große Aufregungen erspart bleiben - aber du mußt wissen, daß unter all dem Sumpf, durch den wir hindurch müssen, doch fester Grund ist,«

»Was meinst du mit - Sumpf?«

Sie hatte sich zu dieser Frage zwingen müssen. Ihre Stimme klang heiser. Vielleicht würde er ihr die Wahrheit sagen und sie um ihre Hilfe bitten. Sie wußte, er liebte sie, und diese Erkenntnis bewegte sie tief. Mit angehaltenem Atem wartete sie auf seine Antwort.

»Allerlei Widrigkeiten. Aber ich kann es dir nicht erklären.«

Beim Frühstück war er schweigsam. Einmal sah sie ihn auf das Bild an der getäfelten Wand starren. Trotz aller Selbstbeherrschung zuckte sie zusammen. Glücklicherweise bemerkte er es nicht.

Jane bemühte sich, ein Gespräch in Gang zu bringen. Sie begann, von der überspannten Mrs. Anderson zu reden - ein Thema, dem sie beide bisher ausgewichen waren. Aber jetzt ging er darauf ein.

»Wirklich eine merkwürdige Frau. Sie könnte in guten Verhältnissen leben, aber ich vermute, daß ihr Sohn all ihr Geld durchbringt. Ich habe ihr schon mehrere Male geholfen - in den letzten vier Jahren habe ich ihr an die zehntausend Pfund gegeben.«

Dann entschuldigte sich Peter wegen seiner Absicht, Dr. Wells über Nacht einzuladen.

»Eigentlich hat er selbst es vorgeschlagen, er fand, ich sehe sehr abgespannt aus. Hast du auch wirklich nichts dagegen?«

Noch am vergangenen Abend hatte sie seine Absicht gebilligt. Aber jetzt? Wenn sie mit Peter allein blieb, gelang es ihr vielleicht, sein Vertrauen zu gewinnen.

»Wann wird er denn kommen?«

»Heute abend - aber wenn du willst, telefoniere ich ihm ab.«

Sie schüttelte den Kopf.

Noch am gleichen Vormittag machte sie eine Entdeckung. Peter war ins Dorf gegangen, und Anna hatte ihre Koffer ausgepackt und den Inhalt in verschiedenen Schränken und Kommoden untergebracht. Jane suchte Ihre Taschentücher und klingelte der alten Dienerin.

Anna überlegte und zog die Stirn in Falten. »Ach ja, ich habe alle Taschentücher in eine Schublade von Mr. Cliftons Schrank

gelegt. Ich werde sie gleich holen.«

»Bemühen Sie sich nicht - ich werde sie schon finden.«

Jane ließ sich Zeit. Erst nach einer halben Stunde ging sie in Peters Zimmer. Das eine Schubfach war verschlossen, aber der Schlüssel lag auf dem Tisch. Sie nahm ihn und öffnete die Lade. Das erste, was sie sah, war ein Haufen kleiner Kupferplatten. Sie nahm die oberste heraus und erkannte sofort, daß es eine von der Sammlung war, die ihr Vater angeblich verloren haben sollte. Peter mußte sie hier aufbewahrt und dann vergessen haben. Sie dachte nach, wann die Platten vermißt worden waren. Richtig, am 1. April. Ihr Vater hatte noch einen Witz wegen des Datums gemacht. Er hatte abgestritten, die Platten je gehabt zu haben, und das Ganze für einen Aprilscherz Peters ausgegeben.

Als die alte Dienerin das Zimmer betrat, fragte Jane, wann Mr. Blonberg zuletzt in Longford Manor gewesen sei. Anna erinnerte sich, daß er Anfang April da war.

Ja, es paßte alles zusammen. Peter hatte Anfang April London verlassen, um angeblich nach Paris zu reisen.

Anna fuhr fort:

»Mr. Blonberg schläft aber nicht immer hier. Manchmal kommt er nur für einen Tag und fährt abends wieder zurück.«

Jane seufzte. Dann wollte sie aber an etwas anderes denken und sagte Anna, daß Dr. Wells erwartet würde.

»Sicher gibt es noch ein weiteres Schlafzimmer im Haus?«

»Noch drei, gnädige Frau. Kommt der Herr allein?«

»Ich nehme an, daß er allein kommt.« Sie wollte nicht glauben, daß sie vielleicht Marjorie Wells unterhalten mußte.

Donald Wells kam wirklich allein.

»Kein Grund zur Besorgnis vorhanden«, erklärte er auf ihre Frage. »Peter ist nur erschöpft - ich kann mir nicht denken, warum. Als er London verließ, war er frisch wie ein Fisch im Wasser. Hoffentlich hat ihn nicht das Weib, die Anderson, so fertiggemacht. - Wie es Marjorie geht? Gut«, gab er kurz zur Ant-

wort.

Jane hatte den Eindruck, daß er nicht gern über seine Frau sprach. Sie ahnte, daß die Beziehungen zwischen Donald und seiner Frau nicht die besten waren, denn Basil Hate hatte ihr einmal erzählt, daß es nicht leicht sei, mit Mrs. Wells zu leben. Aber Basil hatte eine böse Zunge.

Wells war noch keine Stunde im Haus, als Jane seine Gegenwart schon als lästig empfand. Er war ein Hindernis für die Entwicklung eines besseren Verstehens zwischen Peter und ihr. Gegen Ende des Tages jedoch geschah etwas, das sie fürchten ließ, es werde niemals ein gegenseitiges Vertrauen geben.

Vor dem Tee war Jane einige Minuten mit Peter allein. Sie erinnerte sich ihres Fundes. Vielleicht wußte Peter gar nicht, daß die angeblich verlorenen Platten in seinem Schrank lagen.

»Ich habe ganz vergessen, dir zu erzählen, daß deine Platten in der Schublade sind - die Platten, von denen du glaubst, daß Papa sie verloren habe . . .«

Sie brach plötzlich ab. Sein Gesicht war aschfahl geworden.

»Woher weißt du das - was suchst du in meinem Schrank?«

Seine Stimme war scharf, fast zornig. Sein Ton überraschte sie.

»Ich wollte mir Taschentücher holen - aber warum bist du so böse, Peter? Ich dachte, du schätztest diese Radierungen sehr . . .«

Er war sichtlich bemüht, sein Gleichgewicht zurückzugewinnen.

»Verzeih - ich bin so heftig. Also in der Schublade sind sie? Wie gedankenlos von mir. Und vermutlich ließ ich auch noch den Schlüssel auf dem Tisch liegen? Ich brauche anscheinend eine Kinderfrau!«

Die Farbe war wieder in sein Gesicht zurückgekehrt, aber er schien über ihre Entdeckung ganz unglücklich zu sein. Sie wußte, daß er gelogen hatte - sehr ungeschickt gelogen hatte.

»Wie unangenehm - und ich habe deinen Vater beschuldigt, sie verloren zu haben. Jane, bitte, behalte die Sache für dich. Ich

möchte nicht, daß dein Vater erfährt, wie töricht ich war!«

»Aber er würde doch verstehen . . .«

»Nein, wirklich. Es liegt mir sehr viel daran, daß du zu niemandem darüber sprichst!«

Mit gezwungenem Lächeln versprach es Jane.

Als sie am Nachmittag ihrem Vater einen vollkommen nichts-sagenden Brief schrieb, erwähnte sie nichts von den verlorenen Platten. Auch an Basil Hate schrieb sie. Was er wohl sagen würde, wenn er wüßte, daß sein Brief geöffnet worden war?

Um acht Uhr sollte zu Abend gegessen werden. Um sieben Uhr saßen Peter und Donald noch zusammen in der Bibliothek. Jane kleidete sich um und kam herunter. Noch immer waren die beiden in ein Gespräch vertieft. Sie ging in den Garten. Der Frieden des Abends wirkte beruhigend auf sie - auch Jane war schon nervös geworden.

Da rief jemand im Flüsterton ihren Namen. Jane zuckte zusammen, sah sich mit klopfendem Herzen um, konnte aber niemanden entdecken. Schon wollte sie davonlaufen, als dieselbe Stimme, etwas lauter, noch einmal ihren Namen rief.

Es war Basil Hate, der auf einem niedrigen Gartensessel unter den herabhängenden Zweigen einer Weide saß und kaum zu sehen war.

»Basil! Was machen Sie denn hier!« stieß Jane bestürzt hervor. Er kam vorsichtig aus seiner Deckung hervor, ein breites Grinsen auf seinem roten Gesicht.

»Habe ich Sie erschreckt?« kicherte er. »Wo ist Ihr Mann - mit Donald zusammen?«

In seinem Ton lag etwas, was mißfiel. Sie hatte seine anmaßende Art schon vergessen gehabt und fühlte sich nun unangenehm berührt.

»Ja - sie sind in der Bibliothek. Wollen Sie zum Essen bleiben?«

Hate schüttelte den Kopf.

»Nein - ich habe meinen Wagen unten stehenlassen. Ich bin auf dem Rückweg in die Stadt und hatte gedacht: Vielleicht kannst du einen Blick auf die glückliche junge Frau werfen.«

Jane lächelte leise. Sie konnte Basil nicht böse sein.

»Ich war bei Gericht, um der Verhandlung gegen Worth beizuwohnen«, fuhr er fort. »Ein verrückter Arbeiter, der seine Frau mit einer Hacke erschlagen hat.«

Basil war Anwalt, übte aber seinen Beruf nicht aus. Er hatte jedoch ein wissenschaftliches Interesse an Mord - und anderen Greuelthaten. Jane interessierte sich nicht dafür, sie hatte aber am Nachmittag zufällig in der Zeitung eine Notiz gelesen, daß die Verhandlung gegen Worth vertagt worden sei. Gerade wollte sie Basil ironisch ihr Bedauern ausdrücken, daß er die Reise vergeblich unternommen hatte, als er sagte:

»Ich war den ganzen Tag über bei Gericht . . .«

»Aber die Verhandlung ist doch vertagt worden?«

Er schien ihre Worte als einen guten Witz zu betrachten.

»Wie komisch, daß Sie das wissen, Jane! Sie werden noch eine Sachverständige für Mordfälle werden. Ja, die Verhandlung wurde vertagt - und damit entfällt der Vorwand, unter dem ich bei Ihnen eindringen wollte. - Übrigens, erinnern Sie sich des Falles Alexander Welerson?«

Jane sah ihn verblüfft an.

»Wovon sprechen Sie, Basil? Haben Sie . . .«

»Getrunken? Nein. Aber ich möchte Ihnen etwas über Welerson erzählen. Alexander Welerson war ein sehr reicher Mann, der kaltblütig zwei seiner Diener umbrachte. Er war natürlich verrückt. Die ganze Familie war nicht normal. Sein Vater war im Irrenhaus gestorben und er selbst schließlich in Dartmoor. Es gab nicht ein Mitglied dieser Familie, das nicht erblich belastet gewesen wäre.«

»Und was geht mich das an?« lächelte Jane.

»Wells ist doch hier, nicht wahr? Er ist schon seit Jahren Peters

Arzt. Und warum ist er jetzt hier? Weil Peter fühlt, daß er einen Anfall bekommen wird, obwohl Donald ihm einen Gesundheitspaß für seine Heirat gegeben hat.«

Jane war vor Schreck wie versteinert.

»Basil - was soll das heißen?«

Hate sah, daß sie verstanden hatte, und nickte.

»Peter ist wahnsinnig. Ich habe Sie zu gern, um Sie im unklaren zu lassen. Sie sollen die Gefahr kennen, die Ihnen droht. Peter ist der Sohn Alexander Welersons, eines irrsinnigen Mörders, und es ist Zeit, daß Sie erfahren, an wen Sie Ihr törichter Vater verheiratet hat!«

Jane starrte ihn ungläubig an.

»Das ist nicht wahr! Es ist abscheulich von Ihnen, so etwas zu behaupten!«

Hate war jetzt ganz ernst.

»Ich will Ihren Vater nicht tadeln. Wells hatte ihm gesagt, daß Peter geheilt sei, und darauf haben alle gebaut. Aber Sie spielen mit Ihrem Leben, Jane . . .«

Er hörte einen schnellen Schritt auf dem Kiesweg und wich zurück.

»Was machen Sie hier?« Peter stellte diese Frage in hartem, befehlendem Ton. Basil sah ihn mit halbzugekniffenen Augen an.

»Ich kam ganz zufällig vorbei und wollte Jane besuchen. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen?«

Peter blickte die beiden aufmerksam an. Janes Züge waren bleich und verzerrt. Das Zittern ihrer Glieder sagte ihm alles.

»Was haben Sie ihr erzählt?« fragte er leise.

Basil machte einen jämmerlichen Versuch, gelassen zu erscheinen.

»Nur Klatsch aus London, alter Junge ...«, begann er, aber Peter wandte sich mit einem Ruck seiner jungen Frau zu.

»Was ist geschehen, Jane? Was hat er dir erzählt?«

»Nichts«, murmelte sie und versuchte, an ihm vorbeizuschauen.

»Was hat er dir erzählt?« Seine starken Hände umfaßten ihre Schultern. Er sah ihr ins Gesicht.

Sie gab keine Antwort, und er wandte sich wieder Basil zu.

»Ich habe zwei Rechnungen mit Ihnen zu begleichen, Hate«, sagte er langsam. »Mit der einen werde ich noch warten.«

»Ich fürchte, ich verstehe Sie nicht.« Basil lächelte, aber es fiel sogar Jane auf, wie unsicher seine Stimme war.

»Sie sind in der zweiten Nacht unseres Aufenthaltes hier in das Haus und in das Zimmer meiner Frau eingebrochen. Dafür wollte ich Sie töten. Und wenn Sie Jane etwas Bestimmtes erzählt haben, so gehen Sie mir besser aus dem Wege, Hate!«

»Drohen Sie mir nicht!« knirschte Basil.

»Ich habe Sie gewarnt«, sagte Peter.

Was jetzt folgte, kam so unerwartet und geschah so schnell, daß Jane später nur noch eine verworrene Erinnerung daran hatte. Sie sah, wie Basil Hate sich duckte, hörte einen dumpfen Schlag, als Peters Faust ihm unter das Kinn fuhr, und in der nächsten Sekunde wälzte sich Hate in einem Busch Zwergrosen. Peter hob Jane über die Hecke.

»Ich glaube, du solltest lieber ins Haus gehen«, meinte er und wandte sich nach dem Wütenden um, der nun seinerseits mit erhobenen Fäusten auf Peter zustürzte.

Madame Anderson wohnte in einem finsternen alten Häuschen in Hampstead. Es war ein niedriges einstöckiges Gebäude, das hinter einer Wand eingepflanzter hoher Bäume lag. Die Zimmer im Erdgeschoß waren von jenem modrigen Geruch erfüllt, der manchen alten Häusern eigen ist.

Aber das Haus gefiel Mrs. Anderson. Ein schmaler Salon mit stillosen, modernen Möbeln und allerlei kitschigen Reiseandenken ausgestattet, war für sie das Vorbild eines elegant ausgestatteten Raumes. Ihr Hauspersonal bestand aus zwei Dienstmädchen und einem Chauffeur.

Mrs. Anderson saß in ihrem Salon an einem für jegliche Schreibearbeit völlig ungeeigneten Schreibtisch und rechnete die Zahlen in ihrem abgegriffenen Notizbuch zusammen. Das Endresultat war klar: Mrs. Anderson hatte wieder einmal mehr ausgegeben, als sie hatte.

Sie verfügte über ein Einkommen, von dem sie sehr gut hätte leben können, aber an ihre Geldbörse wurden allzu oft Anforderungen gestellt, die ihre Mittel überstiegen.

Mrs. Anderson warf einen Blick auf ihre juwelenbesetzte Armbanduhr, erhob sich seufzend und ging in ihr Schlafzimmer hinauf. Als sie wieder herunterkam, war sie mit einem unauffälligen Mantel und einem einfachen Hut bekleidet, was ihr Aussehen nur günstig beeinflusste - wenngleich sie sich wahrscheinlich sehr geärgert hätte, wenn es ihr jemand gesagt hätte.

Sie verließ das Haus, ohne dem Personal etwas zu sagen, eilte in die Edgeware Street und bestieg dort einen Autobus. Es war neun Uhr, als sie an der Ecke Marylebone Lane und Knowlby Street ankam.

Higgsons Haus war ein schmales, hohes Gebäude mit Büroräumen. Es stand, ein Schandfleck der Gegend in einer Straße,

die sonst nur schöne Bauten aufwies, und reichte tief in den dahinter befindlichen, schmutzigen Hof hinein. Am Tor waren mehrere Namensschilder befestigt, von denen eines ›Blonberg, Finanzier‹ lautete.

Das Haustor war versperrt. Mrs. Anderson drückte auf einen Klingelknopf; sogleich war ein leises Knacken zu hören, und das Tor ging auf. Mrs. Anderson schritt durch eine düstere enge Vorhalle und begann, die Treppe hinaufzusteigen. Im dritten Stockwerk war ein Absatz, auf den zwei Türen führten. Entschlossen ging sie auf die eine zu, drückte die Klinke herab und betrat einen dunklen, kleinen Vorraum, den eine einzige verstaubte Lampe nur notdürftig erhellte.

»Herein!« schnarrte eine Stimme aus einem der inneren Zimmer. Es war nicht beleuchtet, doch fiel vom Vorzimmer genug Licht herein, um einen kleinen, anscheinend an eine Wand gerückten Tisch erkennen zu lassen. Mrs. Anderson, die sich atemlos vom Treppensteigen daran niederließ, wußte aber sehr gut, daß diese Wand nichts anderes war als ein aus einem sehr feinmaschigen, weißgestrichenen Drahtnetz hergestellter Vorhang, hinter dem der Mann saß, den sie suchte.

»Ich habe Ihre Mitteilung erhalten«, ließ sich die unnatürlich hohl klingende Stimme aus dem Dunkel hinter dem Vorhang vernehmen. »Sie wollen ja schon wieder eine Menge Geld haben.«

»Ich bin ja auch eine Menge Geld wert«, antwortete sie heiser. »Wenn mir mein Recht wird, werde ich Millionen haben . . .«

»Ich kümmere mich nicht um das, was Sie Ihr Recht nennen«, sagte die Stimme, »dagegen habe ich Ihnen etwas anderes zu sagen. Sie kommen mir gerade sehr gelegen, Mrs. Anderson. Teilen Sie Ihrem Sohn mit, er möge eine Wiederholung seiner Besuche in Longford Manor gefälligst unterlassen, wenn ihm sein Leben lieb ist!«

»Ich weiß wirklich nicht, wovon Sie sprechen, Mr. Blonberg«,

stammelte Mrs. Anderson. »Mein Sohn ist doch gar nicht in Longford gewesen. Ich selbst bin dort gewesen. Aber ich hätte ebensogut zu einem Stein sprechen können wie zu Clifton: Er will meine Rechte nicht anerkennen. Und dabei schwimmt er nur so im Geld, und ich muß jeden Penny dreimal umdrehen, bevor ich ihn ausbebe . . .«

»Ihr Sohn ist gestern nacht in Longford Manor gewesen«, unterbrach sie die Stimme schroff. »Er ist in das Schlafzimmer von Mrs. Clifton eingedrungen. Warnen Sie ihn, es nicht wieder zu tun. Er müßte mir auf den Knien danken, daß ich ihm Gelegenheit gab, etwas zu verdienen. - Und wieviel brauchen Sie?« letzte Frage klang barsch.

»Tausend Pfund, Mr. Blonberg. Und was meinen Sohn angeht, so möchte ich -«

»Tausend können Sie nicht bekommen, soviel habe ich nicht hier. Ich werde Ihnen fünfhundert geben und den Rest durch die Post schicken. Haben Sie den Schuldschein vorbereitet?«

Sie kramte in ihrer Handtasche, zog ein Papier hervor und ließ es durch einen Schlitz im Drahtnetz fallen. Gleich darauf horte sie das Knistern von Banknoten, und ein dünnes Bündel von Geldschemen lag vor ihr auf dem Tisch.

»Öffnen Sie das Schnappschloß am Haustor und achten Sie darauf, daß es hinter Ihnen wieder einschnappt«, befahl Mr. Blonberg. »Aber warten Sie erst wie gewöhnlich im Vorzimmer, bis Sie mich klingeln hören.«

Mrs. Anderson erhob sich.

»Ich wollte Ihnen nur noch sagen, daß mein Sohn bestimmt nicht fähig ist, etwas Unrechtes zu tun. Er ist ein geborener Gentleman . . .«

»Besser ein geborener Gentleman als ein toter«, unterbrach sie die unheimliche Stimme. »Warten Sie jetzt im Vorraum!«

Sie hing hinaus. Bald darauf hörte sie das Einschnappen eines Schlosses und einen leisen, summenden Laut, der nach einiger

Zeit erstarb. Wenige Sekunden später ertönte eine schrille Glocke. Mrs. Anderson eilte die Treppe hinab und verließ das Haus. Gehorsam überzeugte sie sich davon, daß sich das Tor hinter ihr geschlossen hatte.

Diesmal benutzte sie nicht den Autobus. Es regnete, und sie bestieg das erste Taxi, dem sie begegnete. Während der ganzen Fahrt war sie intensiv mit dem Gedanken an die Gefahr, die ihrem Sohn drohte, beschäftigt. Sie bemerkte gar nicht, daß sie noch immer das Bündel Banknoten in der Hand hielt.

Was wußte Blonberg von ihrem Sohn? Sie fürchtete sich entsetzlich vor diesem unheimlichen Menschen - sie malte sich ein groteskes und grausiges Bild von dem Unhold in seinem Drahtkäfig aus, der schon gelegentlich ihres ersten Besuches bewiesen hatte, daß er alle ihre Geheimnisse kannte.

Aber er würde doch ihrem Jungen kein Leid zufügen - ihrem großen Jungen, dem sie alles, fast alles geopfert hatte! Mit diesem Gedanken ging sie einigermmaßen beruhigt schlafen.

Am nächsten Morgen brachte ihr das Hausmädchen den Kaffee und die gewohnte Morgenzeitung. Mit einem Gefühl gesicherten Behagens schlürfte sie den würzigen Trank; jetzt hatte sie wieder genug Geld, um allen Forderungen gerecht zu werden. Er war ja doch ein lieber Junge und jedes Opfer wert, sagte sie sich im stillen.

Das Mädchen zog die Vorhänge auf und reichte ihr die Lesebrille. Mrs. Anderson griff nach der Zeitung. Das erste, was ihr in die Augen fiel, war eine fettgedruckte Überschrift:

**MYSTERIÖSER MORD IN HERFORDSHIRE!
BASIL HALE IM PARK EINES HISTORISCHEN
SCHLOSSES ERSCHLAGEN AUFGEFUNDEN**

Das Mädchen hörte einen gellenden Aufschrei, drehte sich erschrocken um und sah, wie die alte Frau mit der Zeitung in der

Hand aus dem Bett sprang.

»Mein Sohn, mein Sohn!« schrie sie. »Mein Sohn ist ermordet worden!«

Jane Clifton erkannte, daß sie die Fähigkeit besaß, sich in zwei Wesen zu spalten. Augenblicklich war sie jedenfalls nicht ihr eigentliches Ich, denn sie vermochte in Gesellschaft ihres Mannes und Donald Wells' beim Abendessen zu sitzen und ein lebhaftes Gespräch über allerlei Bekannte zu führen, ja sogar Interesse für das Wohlergehen und die kleinen Sorgen Marjories zu heucheln, die sie doch von ganzem Herzen verabscheute.

Donald Wells schien von der in der Luft liegenden Spannung nichts zu bemerken. Das Zusammentreffen im Rosengarten war vor ihm nicht erwähnt worden. Jane wußte auch nicht, was aus Basil geworden war. Peter hatte eine Schramme auf der Wange, und einer seiner Finger war verbunden. Er erzählte Wells während des Essens, daß ihn ein Hund gebissen habe, wehrte sich aber lachend gegen sein Angebot, die Wunde zu untersuchen.

Doch kaum hatte Jane die beiden Männer allein gelassen, als Wells die Frage stellte, die ihm die ganze Zeit auf der Zunge gelegen hatte.

»Was ist nur mit Ihnen los, Peter?«

Peter schüttelte den Kopf.

»Gar nichts«, antwortete er abweisend.

»Machen Sie mir doch nichts vor! Ich sehe doch, daß irgend etwas Sie aufgeregt hat.«

Peter zauderte eine Weile, dann erzählte er in kurzen Sätzen, was sich im Garten ereignet hatte. Bei der Erwähnung Basils erhob sich der Arzt halb vom Sessel.

»Basil?« fragte er ungläubig. »Was hat der denn hier zu suchen? Und was hat er Jane gesagt?«

Peter zuckte mit den Schultern.

»Können Sie sich das nicht denken?« fragte er bitter. »Der Kerl weiß doch, wer ich bin - und was ich bin!«

Wells starrte ihn an.

»Sie meinen, daß er Jane erzählt hat. . .? Aber das ist doch ganz unmöglich!«

»Haben Sie denn meine Frau nicht beobachtet? Ihr Verhalten zeigt doch, daß sie alles weiß.«

Donald kniff in seine Unterlippe.

»Großer Gott! Das kann doch nicht möglich sein. Woher kann er denn wissen . . .?«

Peter zuckte abermals mit den Schultern.

»Ich habe keine Ahnung. Ein solcher Kerl kommt doch hinter alle Geheimnisse. Einen Augenblick hatte ich gedacht, daß Sie . . .«

»Ich? Was fällt Ihnen ein!« fuhr Wells empört auf. »Das wäre ein Bruch meines Berufsgeheimnisses! Selbst wenn Hate mein bester Freund wäre, was er aber durchaus nicht ist, hätte ich ihm kein Wort gesagt!«

Peter blieb eine Weile schweigend sitzen und starrte vor sich hin; sein Gesicht trug einen gespannten, gequälten Ausdruck.

»Wells, glauben Sie, daß die Gefahr eines Anfalls besteht?« fragte er plötzlich. »Der Mann hat mir wirklich Angst gemacht; ich bin so erschrocken wie ein Kind im Dunkeln.«

Donald Wells griff nach Peters Handgelenk und fühlte ihm den Puls. Beunruhigt sah Peter, daß sich die Stirn des Arztes in Falten legte.

»Sie sind ziemlich erregt, nicht wahr?« fragte Wells, nachdenklich an seiner Unterlippe nagend. »Ich bin erstaunt, daß Ihnen diese Begegnung so nahegeht. Ich werde Jane fragen, ob sie einverstanden ist, daß ich die Nacht hierbleibe.«

»Aber erschrecken Sie sie ja nicht!« Peters Stimme klang rau. »Gott, mein ganzes Vermögen gäbe ich hin, wenn ich das ungeschehen machen könnte! Was für ein Narr war ich doch, was für ein Narr!«

Donald Wells verstand ihn falsch.

»Ich kann mir vorstellen, daß Sie ihn ordentlich durchgeprügelt haben. Das ist doch ganz richtig . . .«

»Ich spreche nicht davon, sondern von meiner Heirat«, brachte Peter langsam hervor. »Ich hatte mich auf Sie verlassen . . . Aber ich mache Ihnen keinen Vorwurf, ich weiß ja, daß Sie sich auf das Gutachten des Spezialisten gestützt haben. Sie müssen mir aber ehrlich sagen: Glauben Sie, daß die Gefahr eines Rückfalls besteht?«

Donald schüttelte den Kopf.

»Sie können doch keinen ›Rückfall‹ erleiden, wenn sie überhaupt noch nie Krankheitssymptome gezeigt haben! Und was die Möglichkeit des Ausbruchs der Krankheit bei Ihnen betrifft - ich möchte das fast völlig ausschließen«, erklärte er, aber seinen Worten fehlte die Überzeugungskraft. »Heute abend bekommen Sie ein leichtes Beruhigungsmittel. Ich werde Marjorie anrufen und ihr sagen, daß ich nicht nach Hause kommen kann.«

Als er sich erhob, hörte man ein Auto vorfahren. Die beiden Männer sahen sich an.

»Erwarten Sie noch Besuch?« fragte Donald.

»Höchstens eine Dankvisite Mr. Hates«, antwortete Peter grimmig, »und etwas Besseres könnte ich mir bei meiner jetzigen Stimmung gar nicht wünschen!«

Auch Jane hatte die Ankunft des Wagens gehört. Sie war in die Halle getreten, während der alte Diener öffnete. Überrascht trat sie einen Schritt zurück, als sie den Besucher erkannte: es war Marjorie Wells.

»Ich komme, um Donald abzuholen«, lächelte Marjorie entschuldigend. »Hoffentlich sind Sie nicht allzu böse, daß ich Ihnen mitten in Ihre Flitterwochen platze?«

»Alle Welt scheint es darauf abgesehen zu haben, unsere Flitterwochen zu stören«, antwortete Jane gutgelaunt. »Aber ich bin Ihnen gar nicht böse, Marjorie, im Gegenteil, ich möchte Ihnen für Ihr Kommen am liebsten um den Hals fallen.«

»Was! Langweilen Sie sich schon?«

»Was willst du denn hier«, rief Donald Wells, der seinen Ärger kaum verbergen konnte.

»Hallo, Liebling!« erwiderte Marjorie spöttisch. »Ich bin eben eine liebevolle und aufmerksame Frau, die weiß, wie sehr du einsame Fahrten haßt. Darum dachte ich, daß du dich freuen würdest, wenn ich dich abhole.«

Donald sagte nichts mehr. Trotz des düsteren Lichts in der Halle konnte Jane erkennen, daß er sich nur mühsam beherrschte.

Sie war nicht sehr überrascht, denn sie hatte ja schon von Basil gehört, daß Marjorie und Donald nicht gerade im besten Einvernehmen lebten.

»Ich werde heute abend nicht zurückfahren«, erklärte Wells mit mühsamer Höflichkeit seiner Frau. »Peter fühlt sich nicht ganz wohl, darum werde ich über Nacht hierbleiben.«

Marjorie ertrug seinen durchbohrenden Blick mit Gelassenheit. »Nur gut, daß ich auch an diese Möglichkeit gedacht hatte - darum habe ich dein Nachtzeug mitgebracht. - Ach Peter, würden Sie so nett sein, den Taxifahrer abzufertigen? Donald wird immer gleich wütend, wenn ich Geld von ihm haben will.«

Jane war froh, daß die Gesellschaft sich mit Marjories Ankunft vergrößert hatte. Sie führte sie in eines der Gastzimmer hinauf, und Marjorie fragte, wo Donald untergebracht sei.

Jane geriet einen Augenblick in Verlegenheit.

»Tut mir leid, ich weiß es nicht. Ich habe ja eben erst erfahren, daß er hierbleiben wird. Aber dieses alte Haus hat verschiedene Gästezimmer; Anna wird eines für den Doktor herrichten.«

»Hoffentlich möglichst weit weg von meinem«, sagte Marjorie kühl. »Donald kann sehr heftig werden - aber ich will Sie mit meinen Familienangelegenheiten verschonen. Dieses Zimmer ist wirklich reizend.« Sie trat zur Tür und prüfte das Schloß. »Und ein Schlüssel ist auch vorhanden. Wissen Sie, es gibt kaum et-

was Unangenehmeres für eine Frau, als einen Ehemann, der die halbe Nacht hindurch im Zimmer auf und ab läuft und seiner Frau eine vollständige Liste ihrer Fehler vorhält mit ausführlichen Anweisungen, wie sie diese in Zukunft vermeiden soll.«

»Peter würde so etwas niemals tun!«

»Nun, Sie stehen ja auch erst am Anfang Ihrer Ehe und haben sicher noch keine Fehler begangen.«

»Basil ist heute hier gewesen.«

Jane konnte später nie begreifen, warum sie gerade in diesem Zusammenhang davon gesprochen hatte. Es war ihr ganz ungewollt entschlüpft, und gleich darauf hätte sie viel dafür gegeben, wenn sie diese Worte hätte zurücknehmen können.

Marjorie hatte vor dem altmodischen, hohen Stehspiegel gestanden und sich das Haar gerichtet. Jetzt fuhr sie herum und starrte Jane an:

»Was - Basil? War er hier? Was wollte er denn?« fragte sie rasch. »Aber Sie haben ihn natürlich nicht danach gefragt?«

Jane antwortete mit einer Gegenfrage.

»Wissen Sie etwas über Peter, Marjorie?« Plötzlich zerbrach ihre Gelassenheit, und sie konnte ihre Angst nicht mehr verbergen. »Was ist mit Peter? Sie kennen ihn doch so viel länger als ich ... Ist es wahr, was Basil über ihn gesagt hat? Ich wollte Donald fragen, aber ich wagte es nicht.«

Sie fühlte zu ihrem Erstaunen, daß sie heftig zitterte. Marjorie Wells packte sie bei den Schultern, drückte sie in einen Lehnstuhl und blickte sie forschend an.

»Was soll ich denn von Peter wissen?« fragte sie. »Was ist mit Ihnen los, Jane? Hat das alles etwas mit Basils Besuch zu tun?«

Die junge Frau nickte.

Marjorie fragte weiter: »Und er hat Ihnen etwas über Peter erzählt, was Sie noch nicht wußten?«

Wieder nickte Jane. Ihre Stimme schwankte, als sie zu sprechen begann.

»Basil sagte, Peters Vater und Großvater seien wahnsinnig gewesen, und der Irrsinn sei in dieser Familie erblich. Und dann ist da auch noch etwas anderes, Marjorie. Ich weiß nicht, warum ich ein solcher Schwächling bin, aber ich fürchte mich - ich fürchte mich entsetzlich!«

»Vor Peter?«

»Nein, ich habe nicht Angst *vor* ihm, sondern *um* ihn. Sie wissen, daß ich ihn nicht aus Liebe geheiratet habe, sondern weil mein Vater es wollte. Aber jetzt mache ich mir große Sorgen um ihn.«

Marjories dunkle Augen waren fest auf Jane gerichtet.

»Also Peters Vater war irrsinnig«, murmelte sie nachdenklich. »Jetzt wird mir manches klar. Wie töricht bin ich doch gewesen!« Und nach einer Pause fragte sie unvermittelt: »Ist Peter vielleicht der ›Fuchs‹?«

Jane fuhr auf.

»Nein, nein, nein!« keuchte sie atemlos. Aber dann nahm sie sich zusammen und fragte ruhiger: »Wen meinen Sie denn mit dem ›Fuchs‹? Etwa der Banknotenfälscher?«

»Jawohl, den meine ich«, antwortete Marjorie unerbittlich. »Den Mann, von dem ganz London spricht.«

Jane schwieg. Nach einer Weile erklärte Marjorie nachdenklich:

»Jetzt verstehe ich alles . . . Und wer hat Ihnen gesagt, daß Peter der ›Fuchs‹ ist?«

Erst jetzt kam es Jane zu Bewußtsein, was für einen schweren Fehler sie begangen hatte. In einem Augenblick erbärmlicher Schwäche hatte sie ausgerechnet die Person ihre Geheimnisse erraten lassen, der sie am wenigsten traute.

Gewaltsam versuchte sie, das Gespräch wieder in normale Bahnen zu lenken. »Was reden Sie da für einen Unsinn? Ich habe Ihnen doch nur erzählt, was Basil über Peter gesagt hat. Ich vermute, daß Sie das schon vorher gewußt haben.«

Marjorie schüttelte den Kopf.

»Donald erzählt mir niemals etwas aus seinem Beruf«, erklärte sie mit hartem Lächeln. »Aber ich kann manches erraten. Doch niemals hätte ich vermutet, daß Peter verrückt sein könnte - und das hat Basil wohl behauptet?« Sie legte ihren Arm um die bebenden Schultern der jungen Frau. »Ich beginne, Ihnen gegenüber fast mütterlich zu empfinden«, fuhr sie fort, aber Jane fühlte den Spott aus ihren Worten heraus und entzog sich der Umarmung, »obwohl ich Sie nie leiden konnte und Sie mich bisher immer verabscheut haben. Ich nehme an, Sie wissen, daß ich in Peter verliebt bin?«

Das klang leichthin gesagt wie im Scherz, doch ein Blick in Marjories Augen verriet Jane, daß sich hinter dem harmlosen Ton die Wahrheit verbarg.

»Dieses Bekenntnis einer verheirateten Frau wird Ihnen sehr unangehörig vorkommen«, lächelte Marjorie, »aber es ist wirklich wahr: Ich bin in Peter verliebt . . . Natürlich innerhalb gewisser Grenzen!«

Jane blickte entsetzt zu der vor ihr stehenden Frau auf. Einen Augenblick flammte Empörung in ihr auf, die aber bald wieder verebbte.

»Glücklicherweise lieben Sie ihn nicht«, meinte Marjorie, »denn sonst würden Sie mich jetzt wohl am liebsten ermorden. Aber Sie haben ihn gern und sorgen sich um ihn - das heißt, daß Sie im Begriff stehen, sich in ihn zu verlieben.« Sie seufzte auf. »Peter hat Ihnen natürlich niemals erzählt, wieviel boshafte Bemerkungen ich schon über Sie gemacht habe - aber der liebe Kerl hat sie vermutlich gar nicht verstanden!«

Donalds Frau trat wieder zum Spiegel und zog ihre Lippen nach.

»Ich kann es noch immer nicht fassen! Welche Überraschung! Sie nickte ihrem Spiegelbild freundlich zu. »Und Basil hat es Ihnen gesagt? Er hat gewiß nicht gelogen, er lügt nie, wenn er

einem weh tun will.« Ihre Stimme wurde seidenweich. »Eigentlich bedauere ich Basil sehr. Er ist zwar nicht viel wert, aber so ungemein unterhaltend.«

»Und weshalb bedauern Sie ihn?« fragte Jane.

Marjorie wandte sich nicht um, sondern fuhr in ihrer Beschäftigung mit dem Lippenstift fort.

»Weil ich fürchte«, sagte sie langsam und unbewegt, »daß Basil nicht mehr lange leben wird!«

Jane starrte sie verwundert an.

»Was soll denn das heißen?«

»Nun, er hat es Ihnen doch gesagt, nicht wahr? Und Peter weiß es. . .«

Jane hatte das Gefühl, daß Marjorie im Begriff stand, eine Behauptung von fürchterlicher Tragweite aufzustellen, doch im letzten Augenblick brach sie ab und lachte nur leise vor sich hin.

Marjorie Wells war zwar tatsächlich in Peter verliebt, aber sich selbst liebte sie doch weitaus mehr. Und jetzt war ihr klargeworden, daß sich völlig neue Möglichkeiten für sie boten, ihr Leben zu gestalten. Es waren ihr Dinge zur Kenntnis gekommen, die sie vom Platz des Beobachters auf den eines Teilnehmers an einem so raffinierten Spiel gerückt hatten, daß sie dessen wirkliche Bedeutung erst jetzt begreifen konnte.

Sie hörte ebenso plötzlich zu lachen auf, wie sie begonnen hatte, und neigte angestrengt lauschend ihren Kopf.

»Ich höre den lieben Donald in der Halle. Er wird sich fragen, welch unheimliche Patientengeheimnisse ich Ihnen inzwischen verraten haben mag. Lassen Sie uns hinuntergehen. Ich möchte mir Peter gut anschauen . . . Und vergessen Sie nicht, daß ich ganz närrisch in ihn verliebt bin!«

»Ich sehe in Ihnen trotzdem keine Nebenbuhlerin«, bemerkte Jane zweideutig.

Marjorie sah sie mit einem unergründlichen Blick an. Dann gingen sie in die Halle.

Dr. Wells Feingefühl für Situationen grenzte nahezu an Hellscherei. Seine Frau hatte das schon oft bemerkt und hatte nun wieder Gelegenheit, sich über diese Gabe zu wundern.

Er warf nur einen einzigen Blick auf Janes Gesicht und sagte dann, sichtlich zum Verdruß Peters: »Hate ist hier gewesen und hat eine Menge dummes Zeug über Peter geschwätzt.«

Marjorie strengte sich erst gar nicht an, Erstaunen zu heucheln. Sie hatte es früher manchmal versucht, aber es war ihr nie gelungen, ihn zu täuschen.

»Jane hat es mir eben erzählt«, bemerkte sie. »Ich wußte, daß dieses betrunkene Subjekt sich früher oder später unangenehm bemerkbar machen würde.«

Doch dann wechselte sie geschickt das Thema, womit auch Donald offensichtlich ganz einverstanden war, und es wurde nur noch über Nichtigkeiten geplaudert.

Als Jane sich in ihr Schlafzimmer zurückzog, dessen Tür sie diesmal abschloß, fand sie, daß der ereignisreiche Tag einen nichtssagenden Abschluß gefunden hatte. Schon im Laufe des Abends hatte sie den Entschluß gefaßt, ihrem Vater über alles zu berichten. Glücklicherweise war ein gehöriger Vorrat an Briefpapier in ihrem Zimmer, denn sie begann ihren Brief mindestens ein halbdutzendmal, um ihn immer wieder zu zerreißen.

Jane war gewöhnt, ihrem Vater alles anzuvertrauen, was sie bewegte, aber diesmal fiel es ihr nicht leicht. Sie wollte ihm gar nichts verschweigen; er sollte so erschüttert sein, daß ihm gar nichts anderes übrig blieb, als sie abzuholen und nach Hause mitzunehmen. Gab es denn noch einen anderen Ausweg aus ihrer Lage? War sie nicht mit einem Fälscher verheiratet, auf den eine lebenslängliche Haftstrafe wartete? Und dennoch erschien ihr dies, während sie schrieb, noch verhältnismäßig bedeutungslos neben der viel größeren und schrecklicheren Gefahr, die bereits ihre Schatten vorausgeworfen hatte. Sie schrieb:

». . . Ich weiß nicht, Papa, was Du anderes tun könntest, als mich heimzuholen. Peter wird es wohl verstehen. Er ahnt, daß ich alles weiß, und er war mir gegenüber stets sehr liebevoll und fürsorglich. Ich komme mir jetzt, da ich davonlaufen will, wie ein Feigling vor. Aber noch eine Woche eines solchen Daseins, und meine Nerven sind für alle Zeiten ruiniert . . . <

Sie saß bis ein Uhr nachts an ihrem Schreibtisch, dann nahm sie den Brief und verbrannte ihn im Kamin. Peter und Dr. Wells waren inzwischen zu Bett gegangen; sie hatte gehört, wie Peter

seine Tür schloß und dem anderen eine gute Nacht wünschte. Ihr war im Kopf ganz wirr, sie war vollkommen erschöpft. Nur wenige Sekunden nachdem sie das Licht ausgemacht hatte, fiel sie in tiefen Schlaf.

»Tap, tap, tap!« Es pochte leise, aber ausdauernd an ihrer Tür. Sie erwachte sofort und richtete sich mit fliegenden Pulsen auf.

»Wer ist da?« fragte sie leise.

»Ich bin es - Marjorie. Lassen Sie mich ein!«

Die geflüsterten Worte klangen überaus dringlich. Jane schlüpfte aus dem Bett, sperrte die Tür auf und ließ die Frau ein.

»Schließen Sie wieder ab!«

Die Hand, die sich auf Janes bloßen Arm gelegt hatte, war eiskalt und zitterte.

»Was gibt es denn?«

Marjorie mußte gefühlt haben, daß Jane nach dem Schalter ihrer Nachttischlampe griff, denn sie hielt sie zurück.

»Kein Licht machen! Ich habe nur einen meiner Anfälle von Nervosität und kann nicht schlafen! Das ist ja ein fürchterliches Haus!«

Sie hatte offenbar ihren Schlafrock über dem Arm mitgebracht, denn Jane hörte das Knistern von Seide.

»Wo schläft eigentlich Peter?«

»Im Zimmer hinter dem kleinen Salon. Wollen Sie mit ihm sprechen?«

Einige Zeit kam keine Antwort, dann sagte Marjorie:

»Es ist doch sehr dunkel hier. Sind die Vorhänge dicht, oder kann man von draußen sehen, wenn hier Licht gemacht wird?«

»Sicher nicht«, wunderte sich Jane.

»Gut. Dann drehen Sie bitte doch das Licht an.«

Im warmen Schein der Lampe erschien Marjories Gesicht sehr bleich und abgespannt.

»Und wo schläft Donald? Ich habe mir nicht einmal die Mühe gemacht, ihn danach zu fragen.«

»Donalds Zimmer ist an der Rückseite des Hauses«, erklärte Jane, und die fröstelnde Frau seufzte erleichtert auf.

»So kann er nicht hören, wenn wir miteinander sprechen. Er würde dann bestimmt hereinkommen - aber ich habe gar keine Lust, Donald heute nacht noch zu begegnen.«

Sie trat an das Fenster, untersuchte die Vorhänge und schien befriedigt.

»Wie spät ist es?« Mit ihren kurzsichtigen Augen blinzelte sie auf die kleine goldene Uhr, die auf dem Nachttischchen lag. »Zwei Uhr dreißig. Und ich bin um elf Uhr zu Bett gegangen.«

Jane warf noch etwas Holz auf das ausgehende Kaminfeuer. Sie fragte sich, wie lange Marjorie wohl bleiben wollte, doch empfand sie ihre Gesellschaft eher angenehm als lästig.

Donalds Frau hatte einen Lehnstuhl ans Kaminfeuer gezogen und sich hineingekauert. Einige Zeit wärmte sie sich schweigend die Hände, dann begann sie wieder zu sprechen.

»Sie müssen mich wohl für verrückt gehalten haben, als ich Sie nach dem ›Fuchs‹ fragte. Hoffentlich haben Sie Peter nichts davon erzählt.«

»Ich habe Peter noch gar nicht allein sprechen können«, antwortete Jane beherrscht. »Wer ist denn dieser Fälscher? Haben Sie eine Vermutung?«

Sie hatte alle Kraft zusammennehmen müssen, um diese Frage unauffällig vorzubringen. Marjorie zuckte nur die Achseln.

»Ich weiß nicht«, meinte sie gleichgültig. »Es wird so viel geredet. Donald besaß einmal eine seiner Fälschungen. Jedenfalls muß der Mann außerordentlich reich sein.« Sie warf einen forschenden Blick auf die junge Frau, aber das geschah so schnell, daß Jane es kaum wahrnahm. »Nun, einmal wird er schon erwischt und lebenslänglich eingesperrt werden.«

Jane schauderte bei dem giftigen Ton, mit dem diese Worte hervorgestoßen wurden. Es klang geradeso, als hege die Frau persönliche Haßgefühle gegen den Fälscher. Aber dann ging

Marjorie in ihrer sprunghaften Art unvermittelt auf ein anderes Thema über.

»Hat sich Basil eigentlich sehr niederträchtig benommen? Ein schrecklicher Kerl! Aber Sie haben ihn doch recht gut leiden können, nicht wahr?«

Jane nickte. »Er ist immer so unterhaltend.«

»Unterhaltend?« fuhr Marjorie Wells auf. »Gewiß - aber immer auf Kosten anderer.«

»Kennen Sie ihn schon lange?« Eigentlich war Jane das ganz gleichgültig, aber irgend etwas mußte sie doch sagen.

»Ich habe ihn schon vor vielen Jahren kennengelernt, als wir noch in Nunhead lebten.« Marjorie stellte fest, daß der Ortsname Jane gar nichts sagte. »Sie wissen wahrscheinlich gar nicht, daß Donald ursprünglich eine Armeleutepaxis im Süden Londons ausübte. Und wenn Sie glauben, daß er seinen Aufstieg seiner ärztlichen Tüchtigkeit verdankt, muß ich Sie leider enttäuschen. Donald war einmal so nahe am Rande des Abgrunds, daß nur sehr wenig fehlte, und er wäre erledigt gewesen ... Und manchmal wünschte ich, es wäre so gekommen!« fügte sie kalt hinzu.

Jane schaute sie verwundert an; Marjorie schien eine seltsame Genugtuung darin zu finden, dunkle Geschichten aus Donalds Leben zu erzählen.

»Donald war in eine sehr unangenehme Sache verwickelt. Es kam zu einer Untersuchung, und fast wäre er verhaftet worden. Dann aber fand er einen reichen Patienten . . . Aber es war nicht Peter, Sie brauchen nicht zu erschrecken. Es war ein gewisser Herr Looker, ein Hypochonder, der Vertrauen zu Donald gefaßt hatte. Von ihm rührt die Pracht und die Herrlichkeit unserer Wohnung in Harley Street und unser Einzug in die Gesellschaft her. In Nunhead lebten wir in einer kleinen Wohnung oberhalb der Praxis, die nichts anderes war als ein umgestalteter Gassenladen. Ich will nicht behaupten, daß Donald nicht geschickt ist; in mancher Hinsicht besitzt er sogar hervorragende Fähigkeiten.

Er ist mehr Plauderer als Psychiater, aber das ist bei einer Praxis im Westend eigentlich die Hauptsache. Die alten Damen von Bayswater schworen auf ihn, und seine Art, mit ihnen umzugehen, ist wirklich bewundernswert. Er schickt alle alten Herren nach Torquay und alle alten Damen nach Bath. In früheren Zeiten pflegte er auch manchmal jemand nach Wiesbaden zu schicken, aber die deutschen Ärzte heilten die Leute, so daß wir Patienten verloren. Seither rät Donald niemandem mehr, ins Ausland zu gehen.«

»Ist er denn wirklich Spezialist für Nervenkrankheiten?« fragte Jane, die ein Gefühl der Abneigung gegen den geschäftstüchtigen Arzt überkam.

»Ich glaube schon. Warum auch nicht? Er versteht es, mit den Leuten zu reden, und bei Nervenkrankheiten ist es doch viel wichtiger, ihr Vertrauen zu erwerben als besonders gelehrt zu sein . . .«

In diesem Augenblick hörten beide einen gellenden Schrei, der wie das Aufheulen eines verwundeten Tieres klang.

Marjorie sprang mit angstverzerrtem Gesicht auf. »Was war das? Was war das?« flüsterte sie.

Jane wollte zum Fenster gehen, aber Marjorie hielt sie fest.

»Nicht, nicht«, flehte sie. »Machen Sie wenigstens zuerst das Licht aus!«

Jane blieb vollkommen ruhig. Sie trat zum Bett, schaltete das Licht aus und schob dann die schweren Fenstervorhänge auseinander. Jetzt herrschte völlige Stille, man hörte nur das Rascheln der Blätter im Wind und von fern her das Pfeifen einer Lokomotive.

»Was kann das nur gewesen sein?« fragte Marjorie und hielt sich an Janes Arm fest.

»Vielleicht nur der Schrei einer Eule«, vermutete die junge Frau.

Sie zog die Vorhänge wieder zu und führte Mrs. Wells, die tat-

sächlich einer Stütze bedurfte, zum Bett. Als sie das Licht wieder eingeschaltet hatte, lag Marjorie heftig schluchzend auf den Kissen, und es dauerte eine geraume Zeit, bis sie sich wieder beruhigte.

Während Jane am Bettrand neben ihr saß, hatte sie plötzlich den Eindruck, als höre sie ein Brett des Flurs knarren. Sie schlich zur Tür und lauschte, - doch nun war es ganz still. So ging sie wieder zu ihrem Schützling zurück.

Marjorie hatte sich aufgerichtet und starrte sie an:

»Jane, das war keine Eule, das war der Schrei eines Wahnsinnigen! Donald hat mich einmal in ein Irrenhaus geführt - und die Schreie, die ich dort gehört habe, klangen genauso wie das, was wir eben vernommen haben.« Sie schauderte, und einen Augenblick glaubte Jane, daß Marjorie wieder zusammenbrechen würde, aber sie beherrschte sich doch.

»Ich bin schon ganz hysterisch - was war denn das wieder?« Sie klammerte sich an Jane.

»Es ist jemand auf der Treppe; ich werde nachsehen.«

»Nein, öffnen Sie auf keinen Fall die Tür! Bitte nicht!«

Sie lauschten, aber das Knarren des Flurbrettes wiederholte sich nicht mehr. Sie hörten auch kein anderes Geräusch.

Als eine Stunde später Jane wieder zum Fenster hinausschaute, dämmerte es schon, und der Garten lag im Zwielflicht. Mrs. Wells hatte sich einigermaßen erholt, und der heue Schimmer, der durch den Spalt zwischen den Vorhängen hereindrang, brachte sie vollends wieder ins Gleichgewicht.

»Verzeihen Sie mir, daß ich Ihre Nachtruhe gestört habe, aber ich möchte um keinen Preis noch einmal In diesem Hause schlafen. Wann werden Sie denn in die Stadt zurückkehren?«

Jane zögerte mit der Antwort.

»Vielleicht schon heute. Ich weiß es nicht. Peter hat ein Appartement im Ritz bestellt.«

Marjorie blickte nachdenklich an ihr vorbei. »Ich würde gern

einmal ausführlich mit Ihnen plaudern, aber wir müßten uns heimlich dazu treffen. Donald will nämlich nicht, daß wir uns näher kennenlernen, sonst hätten wir uns wohl schon öfter gesehen. - Würden Sie mich jetzt bis zu meiner Zimmertür begleiten?«

Jane fragte lächelnd: »Sind Sie wirklich so furchtsam?«

Die andere nickte.

»Sie können sich gar nicht vorstellen, was für eine Angst ich habe«, sagte sie ernst.

Als Jane wieder in ihr Zimmer zurückgekehrt war, hatte sie keine Lust mehr, wieder zu Bett zu gehen. Sie war vollkommen wach, und es gab so viel, worüber sie nachdenken mußte. Marjorie Wells hatte ihr den Arzt in einem neuen Licht gezeigt. Alle Würde und Gelehrtheit waren von ihm abgefallen. Es war kein angenehmer Gedanke, die Behandlung Peters einem solchen Manne anvertraut zu wissen . . . Und der Schrei? Ein kalter Schauer überlief sie, wenn sie sich daran erinnerte. Der Schrei eines Wahnsinnigen, hatte Marjorie behauptet. . . Sollte es Peter gewesen sein? Sie wurde fast ohnmächtig bei dem Gedanken, wies ihn aber auch gleich wieder von sich. Peter war in seinem Bett, das wußte sie.

Sie blieb noch eine Weile vor dem Kaminfeuer sitzen, aber eine innere Unruhe trieb sie, das Zimmer ihres Mannes zu betreten.

Das erste, was sie dort bemerkte, war, daß das Fenster offenstand und die Vorhänge nicht zugezogen waren. Über das Fensterbrett ragte das Ende einer rohgezimmerten Gartenleiter empor. Dann blickte sie auf das Bett. Das hohe, geschnitzte Fußende ließ sie nur Kopf und Schultern ihres Mannes sehen, und sie seufzte erleichtert auf. Er hatte noch seinen Smoking an und lag auf der Decke. Sie schlich auf Zehenspitzen näher. Doch dann konnte sie nur mühsam einen Schrei unterdrücken. Seine weiße Hemdbrust, sein Gesicht und die herabhängende Hand waren

blutverschmiert; der Kragen war offen und verdrückt, die schwarze Krawatte hing lose herab. Er hatte noch immer seine Schuhe an - sie waren schmutzverkrustet, und auch die seidene Decke wies Schmutzspuren auf.

Jane blieb entsetzt stehen und hielt sich am Fußende des Bettes fest. Da sah sie auf dem Bettvorleger einen großen Hammer liegen. Mechanisch bückte sie sich, um ihn aufzuheben. Das unheimliche Ding war klebrig von Blut, und Jane hätte es am liebsten von sich geschleudert. Doch einer unwillkürlichen Regung folgend, legte sie den Hammer auf den Nachttisch.

»Peter!«, flüsterte sie verängstigt, »Peter!«

Sie rüttelte ihn mit aller Kraft, konnte ihn aber nicht wachbekommen. Am liebsten wäre sie aus diesem Zimmer geflohen, aber ein plötzlich erwachtes Gefühl, das stärker war als die Angst, hielt sie zurück. Der Mann, der da lag, war vor Gott und der Welt ihr Gatte; sie hatte die Pflicht, zu ihm zu stehen, wenn es auch in Anbetracht der Schuldbeweise, die sie vor Augen hatte, geradezu grotesk war, noch von einer Pflicht zu sprechen. Es war ein Mord begangen worden - der Schrei in der Nacht hatte seine grausige Erklärung gefunden.

Jane verriegelte die Tür, dann versuchte sie noch einmal ihren Mann aufzuwecken. Er stöhnte, als sie ihn schüttelte, öffnete aber nicht die Augen. Bald würden die Dienstboten ihr Tagewerk beginnen, und Peter würde vor aller Welt als Mörder entlarvt sein. Dieser entsetzliche Gedanke trieb sie zur Eile an.

Jane schaltete das Licht ein, überzeugte sich nochmals, daß nur Hemd und Rock mit Blut bespritzt waren, und machte sich entschlossen daran, den schweren, fast unbeweglichen Mann zu entkleiden. Dann trug sie Schuhe, Rock, Weste und das gräßlich aussehende Hemd in ihr eigenes Schlafzimmer. Sie erhitzte dort Wasser im Teekessel, füllte es in ein Waschbecken und ging damit zu ihm zurück, um sein Gesicht und seine Hände von den blutigen Spuren der nächtlichen Tragödie zu säubern. Er er-

wachte nicht, murmelte aber einige Worte. Sie beugte sich über ihn, um besser hören zu können.

»... Basil ... du Schwein ...«, konnte sie verstehen, dann verstummte Peter wieder.

Mit einem Stück Papier faßte Jane den Hammer an, trug ihn ebenfalls in ihr Zimmer und warf ihn in das Kaminfeuer, Dann zerbrach sie sich den Kopf, wie sie die blutigen Kleidungsstücke verschwinden lassen könnte. Ihr Geist arbeitete fieberhaft; es war ihr zumute, als hätte sie selbst das Verbrechen begangen und müßte nun um ihrer eigenen Sicherheit willen alle Spuren verwischen. Verbrennen konnte sie die Kleider nicht; sie schnürte sie daher zu einem Bündel zusammen und verbarg sie in ihrem Koffer. Dann ging sie wieder in sein Zimmer zurück, öffnete den Schrank und nahm einen anderen Smoking und ein anderes Hemd heraus, in das sie die Manschettenknöpfe einzog, die sie aus dem blutbefleckten Hemd entfernt hatte.

Inzwischen war der Hammerstiel verbrannt und der Eisenkopf rotglühend geworden. Jane holte das Eisen mit dem Schürhaken auf den Blechvorsatz heraus, um es abkühlen zu lassen. Dann erinnerte sie sich der Leiter, ging wieder in Peters Zimmer und stieß sie vom Fenster ab, so daß sie auf den Rasen fiel. Mit fliegenden Händen schloß sie das Fenster und zog die Vorhänge vor, dann eilte sie wieder in ihr Zimmer zurück und wartete auf das Erwachen des Hauses.

Schon eine halbe Stunde später brachte Anna ihr den Tee.

»Was, gnädige Frau, Sie sind schon aufgestanden?« fragte sie überrascht.

Jane zwang sich zu einem Lächeln.

»Es wäre Sünde, an einem so schönen Morgen länger im Bett zu bleiben«, sagte sie leichthin.

Anna zögerte auf der Schwelle.

»Verzeihen Sie, gnädige Frau, haben Sie in der Nacht etwas gehört?«

Jane schüttelte den Kopf.

»Was hätte ich denn hören sollen?«

»Irgendwer hat furchtbar geschrien, es klang, als ob ein großer Hund laut geheult hätte. Auch Parson und der Gärtner, der im Pförtnerhäuschen schläft, haben es gehört.«

»Es wird wohl auch ein Hund gewesen sein«, meinte Jane.

Nachdem Anna sich entfernt hatte, ging Jane aus dem Haus. Niemand war zu sehen, nicht einmal der Gärtner. Sie schlenderte bis vor Peters Fenster, hob die Gartenleiter auf, die ein beträchtliches Gewicht hatte, und schleppte sie ein Stück weit über den Rasen. Da hörte sie, wie jemand ihren Namen rief. Sie drehte sich um und sah den Gärtner, der wild gestikulierend auf sie zulief.

»Oh, gnädige Frau«, keuchte er, »ich habe etwas Gräßliches gesehen!«

Janes Herzschlag setzte aus und sie raffte alle Kräfte zusammen, um gegen das gewappnet zu sein, was jetzt kommen mußte.

»Ein toter Mann . . . Ein Ermordeter . . . Der rothaarige Herr ist es, der gestern da war . . . Drunten bei der Gartenmauer liegt er ... Erschlagen!«

Jane starrte den Mann an. Jetzt war kein Zweifel mehr möglich: Peter hatte Basil Hate erschlagen!

10

In der Halle begegnete ihr Donald Wells, der gerade die Treppe heruntergekommen war. Er warf nur einen Blick auf ihr Gesicht und war schon an ihrer Seite.

»Um Himmels willen, was ist denn mit Ihnen los?«

Sie konnte nicht sprechen und deutete nur durch das Tor auf den verstörten Gärtner. Donald wartete einen Augenblick am Fuß der Treppe und rief dann seine Frau. Nach wenigen Minuten erschien Marjorie, in einen Schlafrock gehüllt.

»Komm und nimm dich Janes an«, befahl er, dann ging er zum Gärtner hinaus.

Der Mann hatte nicht viel zu berichten. Auf dem Weg zum Geräteschuppen hatte er aus dem Buschwerk die Füße eines Mannes hervorragen gesehen. Zunächst glaubte er, es sei ein eingeschlafener Landstreicher, aber dann sah er ...

»Warten Sie hier, ich komme gleich wieder.«

Donald Wells kehrte zu Jane zurück. »Ist Peter schon aufgestanden?«

Jane schüttelte verneinend den Kopf. »Ich habe ihn noch nicht gehört.«

»Bitte, kommen Sie mit mir hinauf.« Er eilte ihr voran die Treppe hinauf und rief seiner Frau zu: »Du gehst einstweilen in dein Zimmer, Marjorie.«

»Ich denke gar nicht daran«, erklärte Marjorie kühl. »Was gibt es denn?«

»Jemand ist im Garten verletzt oder getötet worden.«

»Mein Gott! Das also war der Schrei . . .«

»Was für ein Schrei?« Er wandte sich auf halber Treppenhöhe nach ihr um und schaute auf sie hinab. »Du hast ihn also auch gehört? Ich hoffte, du hättest geschlafen. Mich hat er aufgeweckt. Du solltest doch besser in dein Zimmer gehen.«

»Ich sehe gar keinen Grund dafür.«

Marjorie war hartnäckig, und seltsamerweise ärgerte er sich nicht weiter darüber. Er klopfte an Peters Tür und drückte auf die Klinke, konnte jedoch nicht öffnen.

»Peter!« rief er, es kam aber keine Antwort. »Gibt es noch einen anderen Zugang zu seinem Zimmer?«

Jane fiel es plötzlich ein, daß sie die Tür ja verriegelt hatte, und beinahe hätte sie sich verraten.

»Ja, man kann auch durch den kleinen Salon hineingehen«, zeigte sie ihm den Weg.

»Ich habe ihm gestern abend ein leichtes Beruhigungsmittel gegeben, aber es dürfte doch nicht so lange wirken. Hören Sie ihn in der Nacht vielleicht umhergehen?«

Jane verneinte und folgte dem Arzt in Peters Schlafzimmer. Er lag genauso da, wie sie ihn verlassen hatte, die Daunendecke über die Schultern gezogen und regelmäßig atmend.

»Ziehen Sie die Vorhänge auseinander«, befahl Donald. Sie tat es, und er beugte sich über den Schlafenden.

Er unterdrückte einen überraschten Ausruf.

»Was ist denn los?« Marjorie stand im Türrahmen, bemüht, Ihre Stimme in die Gewalt zu bekommen.

»Gar nichts«, fuhr Donald sie an. Dann wandte er sich an Jane: »Was ist nur mit Ihrem Mann? Wachen Sie auf, Peter!«

Zu ihrer großen Erleichterung schlug Peter die Augen auf. Er reckte seine Arme und murmelte: »Herrgott, tut mir der Kopfweh!«

Donald sah sich mit forschenden Blicken im Zimmer um.

»Sonderbar, er ist ja halb bekleidet«, bemerkte er, »wo sind denn seine anderen Sachen?«

»Da.« Jane zeigte auf die über einen Stuhl gelegten Kleider.

»Kleider? Was wollt ihr mit meinen Kleidern?« stöhnte Peter. Er saß auf der Bettkante und hatte das Gesicht in den Händen vergraben; offenbar war ihm die Gegenwart der Frauen noch gar

nicht bewußt geworden. »Großer Gott, Sie haben mir aber gestern abend eine gehörige Dosis gegeben, Donald! Ich fühle mich halbtot.«

Donald rief seiner Frau zu: »Hol mein Arzneikästchen und ein Glas Wasser.«

Während er auf Marjories Rückkehr wartete, trat er ans Fenster und blickte hinaus. Jane fand, daß er ganz verstört aussah, und ihr fiel auf, daß er sich gar nicht mehr um den fröstelnden Gärtner drunten und um die Leiche im Buschwerk kümmerte. Sie mußte ihn erst daran erinnern, daß er doch nachsehen wollte.

»Der Tote ist Basil Hate«, sagte sie kurz.

Donald blickte sie scharf an.

»Woher wissen Sie das? Waren Sie . . .?«

»Der Gärtner hat in ihm den rothaarigen Herrn, der gestern hier war, wiedererkannt. O Donald, ist das nicht entsetzlich?«

Er nickte. »Gewiß. Ich habe mich selbst schon gefragt ob es wohl Hate sei. Eigentlich hatte ich es erwartet.« Er sah sie mit festem Blick an, sein Gesicht blieb ausdruckslos. »Ich war darauf gefaßt«, sagte er dann mit gedämpfter Stimme. »Peter haßte Hate.«

»Peter haßte niemanden!« Janes Stimme klang scharf und zu rechtweisend.

Donald Wells zog überrascht den Atem ein; offenbar war er nicht darauf gefaßt gewesen, in ihr eine Verteidigerin Peters zu finden.

»Nun, wie Sie meinen. Ich will nichts damit gesagt haben.«

Jane fiel auf, daß Donald so sprach, als wüßte er, daß Peter seine Worte nicht verstehen könne.

»Ja?« Peter sah mit stumpfem Blick auf. »Was macht ihr eigentlich hier? Ich glaube, mein Kopf platzt!«

Donald nahm seiner Frau, die in diesem Augenblick wiederkam, das Glas Wasser aus der Hand, goß den Inhalt zweier Fläschchen hinein und rührte die Mischung um.

»Trinken Sie das auf einen Zug«, sagte er, und Peter gehorchte.

»So, jetzt legen Sie sich hin.« Der Arzt drückte ihn in die Kissen, und der Kranke gab stöhnend nach.

»Jetzt können wir ihn ein Weilchen allein lassen. Ich werde hinuntergehen und sehen, was mit dem . . .«

Es widerstrebte ihm anscheinend, das Wort auszusprechen, aber er schien auch die beiden Frauen nicht gern beisammen zu lassen, denn er erfand einen nichtigen Vorwand, seine Gattin in ihr Zimmer zu schicken. Marjorie gehorchte zu Janes Erstaunen widerspruchslös, erschien aber sofort wieder, nachdem ihr Mann sich entfernt hatte.

»So, jetzt sagen Sie mir, was eigentlich los ist. Wer ist erschlagen worden? Doch nicht Basil?«

»Ich fürchte, ja«, antwortete Jane.

Eine Weile sprach keine von beiden ein Wort, dann begann Marjorie mit einer Grimasse des Abscheus: »Das also war der Schrei, den wir gehört haben. Ich möchte nur wissen, wie es Peter geht.« Sie öffnete die Tür und trat ein. Peter war jetzt vollkommen wach.

»Der Kopf ist schon besser. Hallo, Marjorie! Was bedeutet denn all euer Getue?« Dann erblickte er seine Frau, und ein Ausdruck von Unruhe trat auf sein Gesicht. »Sag mal, war ich eigentlich krank?«

Er mußte in Janes Augen tiefe Besorgnis gelesen haben, denn schon in der nächsten Sekunde sprang er aus dem Bett. Im Stehen schwankte er noch ein wenig.

»Was habe ich angestellt?« fragte er.

»Du solltest mit dem Sprechen, noch warten, bis du wieder ganz bei Kräften bist.«

»Aber ich bin schon wieder ganz in Ordnung«, erklärte er überraschend ruhig. »Ist etwas Besonders passiert?«

»Ja, im Park ist jemand erschlagen worden. Ich glaube, es ist

ein Bekannter von uns.«

Sie sah, wie die Farbe aus seinem Antlitz wich.

»Wer ist es?«

Jane befeuchtete ihre trockenen Lippen mit der Zunge; ihr Herz schlug zum Zerspringen. Es war ihre Aufgabe, ihm die Neuigkeit beizubringen, da sich Marjorie diesmal - merkwürdigerweise- nicht vorgedrängt hatte.

»Ich fürchte, es ist Basil«, brachte sie heiser hervor.

Peter hielt sich am Fußende des Bettes fest.

»Basil? Du meinst Basil Hate? Erschlagen?«

Sie nickte. Marjorie faßte nach Peters Arm.

»Setzen Sie sich doch hin, Peter!«

Er schüttelte ihre Hand ab.

»Aber das ist doch nicht möglich! Basil ermordet - von wem denn?«

Jane starrte ihn angstvoll an. Er wußte offenbar wirklich nicht, was sich in der Nacht ereignet hatte, was immer es auch gewesen sein mochte. Das war keine Verstellung, man konnte deutlich erkennen, daß er tief erschüttert war.

»Armer Teufel! Ich frage mich nur, wer . . .«,

Dann sah Jane, wie die Angst in seinen Augen aufstieg. Er warf einen scheuen Blick auf seine Hände, und es war deutlich zu erkennen, daß er erleichtert aufatmete, als er nicht das entdeckte, was zu sehen er offenbar gefürchtet hatte.

»Furchtbar! Aber jetzt möchte ich gern mein Bad nehmen und mich ankleiden, wenn die Damen nichts dagegen haben.«

Er war tiefer ergriffen, als Jane ihn je gesehen hatte.

Sie und Marjorie gingen in Janes Zimmer, und Marjorie verschloß sorgfältig beide Türen, ehe sie zu sprechen begann.

»Peter hat anscheinend erst gedacht, daß er selbst den Mord begangen hat. Haben Sie gesehen, wie er heimlich seine Hände betrachtete? Ich frage mich, ob er nicht tatsächlich der Mörder war.«

Jane Clifton wandte sich ihr erregt und in flammender Entrüstung zu.

»Ich kann Sie nicht verstehen! Sie kennen ihn doch besser als ich. Können Sie im Ernst daran glauben, daß Peter jemals einen gemeinen Mord begehen würde?«

Marjorie zeigte sich weder beschämt noch verärgert.

»Sie haben mir doch selbst gesagt, daß Peter wahnsinnig ist, und da kann doch alles mögliche passieren. Aber Ihre Treue zu ihm ist wirklich wunderbar, Jane! Wenn Sie nicht achtgeben, werden Sie sich noch über beide Ohren in ihn verlieben!«

Mit diesen Worten überließ sie die vollkommen verwirrte junge Frau sich selbst.

Was sollte sie nur tun? Jane erinnerte sich des Chefinspektors Bourke, und sie beschloß, sofort Scotland Yard anzurufen und Bourke alles zu erzählen... Eine innere Stimme sagte ihr, daß Bourke wirklich Peters Freund sei.

Es war noch sehr früh am Morgen, und sie durfte eigentlich nicht erwarten, den Beamten schon jetzt in seinem Amt anzutreffen, aber dann wurde sie doch mit ihm verbunden und berichtete hastig, was vorgefallen war. Als sie Hate erwähnte, hörte sie ihn vor sich hin pfeifen.

»Ich werde sofort hinauskommen. Glücklicherweise gehört Ihre Wohnung noch zum Amtsbereich der Londoner Polizei. Weiß Ihr Herr Gemahl, daß Sie mich anrufen haben?«

»O nein, nein«, beeilte sie sich zu antworten.

Als sie in ihr Zimmer zurückkam, fand sie Marjorie dort unruhig auf und ab gehend.

»Mr. Bourke wird herkommen«, berichtete sie, noch etwas atemlos über ihre eigene Kühnheit.

Marjorie runzelte die Stirn.

»Bourke ist doch der Kriminalbeamte, mit dem Peter befreundet ist, nicht wahr? Ich wünschte, ich wüßte alles das, was Sie mir verschwiegen haben, Jane. Ich weiß, daß Basil sich hier seit

Ihrer Ankunft herumgetrieben hat, aber ich glaube nicht, daß er schon vor Ihrer Heirat in Sie verliebt war. Das war so echt Basil: Erst wenn etwas für ihn unerreichbar wurde, wollte er es haben ...«

»Wir waren immer nur gute Freunde«, widersprach Jane. »Er hat sich mir gegenüber immer wie ein Bruder benommen.«

Ein Lächeln huschte über Marjories abgespanntes Gesicht.

»Genau das habe ich ja gemeint. Erst als verheiratete Frau wurden Sie für ihn begehrenswert . . .« Sie brach plötzlich ab und schüttelte ärgerlich den Kopf. »Wenn ich nur wüßte!«

Jane konnte die Bitterkeit nicht verstehen, die plötzlich aus Marjories Stimme klang.

»Haben Sie Peter ausgezogen?« fragte sie unvermittelt und bückte Jane durchdringend an.

Diese raffte alle ihre Willenskraft zusammen, um zu lügen.

»Nein«, sagte sie vollkommen ruhig.

Wenn sie jetzt die Farbe wechselte, war ihre ganze Verstellung vergeblich gewesen. Sie zwang sich, an gleichgültige Dinge zu denken, und es mußte ihr gelungen sein, denn offenbar entdeckte Marjorie nichts in ihren Zügen, was Ihren Verdacht erregt hätte.

»Warum sollte ich?« fragte Jane, aber die andere sah zum Fenster hinaus.

Dr. Wells kam langsam über den Rasen. Aus seiner ganzen Haltung erkannte Marjorie, daß der Gärtner sich nicht geirrt hatte. Sie lief ihm die Treppe hinunter entgegen.

»Ja, es ist Basil.« Er war überraschend ruhig. »Der arme Kerl! Er muß mit einem Hammer oder einem anderen stumpfen Gegenstand erschlagen worden sein!«

Jane stand auf dem Treppenabsatz und preßte die Hand fest auf ihr wildschlagendes Herz. Mit einem Hammer getötet! Sie rannte in ihr Zimmer und zog mit zitternden Händen den Hammer aus dem Kohlenkübel, wo sie ihn verborgen hatte. Ihr blieb ge-

rade noch Zeit, ihn in ihren Koffer zu stecken und die Tür wieder aufzuschließen, als auch schon Marjorie hereinkam.

»Ich habe Donald erzählt, daß Sie Bourke benachrichtigt haben, und er ist sehr wütend auf Sie. Er sagt, Sie haben Peter dadurch nur geschadet«, erklärte sie.

Es klopfte an die Tür. Jane öffnete. In einen Bademantel gehüllt, stand Peter auf der Schwelle.

»Was ist denn los?« fragte er nervös. »Ist etwas geschehen? Jemand hat mir etwas erzählt, aber ich weiß nicht mehr, was.«

Jane machte die Tür weiter auf. »Bitte, komm doch herein!«

Er hatte also schon vergessen, was sich erst vor einigen Minuten zugetragen hatte - vergessen, was sie ihm von Basils Ermordung gesagt hatte!

»Erinnerst du dich nicht? Ein Mann wurde ermordet im Park gefunden.«

Er fuhr mit zitternder Hand zum Mund.

»Ermordet? Wer?« stammelte er heiser.

Marjorie gab die Antwort: »Basil Hate.«

Er blinzelte wie ein Mensch, der plötzlich in grelles Licht schaut.

»Basil Hate ermordet?« murmelte er. »Von wem? Und wann?«

»Nachts, wahrscheinlich gegen drei Uhr«, erwiderte Jane leise.

»Ich habe Bourke benachrichtigt, Peter.«

Er sah noch immer völlig verwirrt aus: »Hate ermordet? Großer Gott!«

»Ist es dir auch recht, daß ich Bourke angerufen habe?«

»Ich bin dir sehr dankbar dafür. Aber woher weißt du denn die Zeit, wann der Mord geschehen sein muß?«

Jane erzählte von dem Schrei in der Nacht.

»Ich habe geschlafen«, sagte er herausfordernd. Er dachte an seine Verteidigung. »Ich habe nichts gehört - aber eigentlich habe ich einen sehr leichten Schlaf. Hat Donald den Toten schon untersucht?«

Jane nickte.

Peter blieb noch einige Sekunden stehen und blickte von einer Frau zur anderen.

»Ich werde mich anziehen und hinuntergehen.«, meinte er schließlich.

Als er das Zimmer verlassen hatte, stellte Marjorie mit besonderer Betonung fest, daß Peter doch ziemlich erschüttert sei.

»Ist das etwa nicht verständlich?« fragte Jane entrüstet.

Marjorie lächelte. »Selen Sie nicht töricht! Übrigens höre ich die Schritte meines geliebten Gatten. Sie sind fast so leicht wie die eines Tigers.« Sie öffnete die Tür, und Donald kam mit finsternem Gesicht herein.

»Hat es schon jemand Peter gesagt?«

»Ja, ich«, erwiderte Jane.

»Und Sie haben auch Bourke benachrichtigt, nicht wahr? Das war gar nicht klug. Es wird mir eine Sensation für die Abendblätter geben.«

»Vertuschen kann man die Sache sowieso nicht«, bemerkte Jane. »Natürlich ist dies alles ganz schrecklich, aber ich weiß nicht, was wir damit zu tun haben!«

»Wir haben alle damit zu tun«, gab Donald scharf zurück. »Es wäre vielleicht anders, wenn es gestern abend nicht die Schlägerei gegeben hätte. Glauben Sie etwa, daß die Dienstboten schweigen werden? Hate und Peter haben einander gehaßt. Ich habe schon Inspektor Rouper angerufen und ihn gebeten, sofort herzukommen; er ist zufällig gerade in Hertford. Wir brauchen Bourke gar nicht . . .«

»Rouper kann Peter nicht leiden. Ich finde, Sie hätten mich vorher fragen sollen«, bemerkte Jane.

Donald war über ihren Ton etwas verblüfft.

»Gewiß, das hätte ich tun können«, meinte er nach einer Pause. »Aber Rouper ist kein schlechter Kerl, und ich glaube nicht, daß er einen Groll gegen Peter hegt.«

Als Rouper kam, war Jane bereits angekleidet und stand vor dem Haus.

»Guten Morgen, Mrs. Clifton«, begrüßte er sie in beinahe fröhlichem Ton. »Ihr Gatte hat einen kleinen Raufhandel gehabt, nicht wahr? Man hat mir mitgeteilt, daß der Doktor gestern abend bei mir angerufen hat, aber ich war gerade dienstlich unterwegs. Hoffentlich wird es nicht zu einer gerichtlichen Vorladung wegen tätlicher Beleidigung kommen . . .«

Donald rief in scharfem Ton aus der Halle »Sind Sie es, Rouper? Kommen Sie bitte herein. Ich möchte mit Ihnen unter vier Augen sprechen.«

Rouper ließ die verdutzte Jane stehen. Tätliche Beleidigung? Und gestern abend schon hatte Donald die Polizei angerufen? Aber dann konnte sich das Telefongespräch doch nur um die Schlägerei im Rosengarten gedreht haben, und Rouper wußte noch gar nichts von dem Mord . . .

Jane eilte zu Marjorie. Die hörte sie an, ohne sie zu unterbrechen. Dann lachte sie hart auf, lief in Janes Zimmer und schlich zum Fenster. Sie konnte gerade noch Donald Wells und den Kriminalinspektor zwischen den Büschen verschwinden sehen, unter denen die Leiche lag.

»Was soll die Geheimnistuerei?«

Marjorie hatte Jane Cliftons Stimme noch nie so kalt und schneidend gehört; das war keine Frage, sondern ein Befehl.

»Eines Tages werden Sie schon alles erfahren«, erwiderte sie, aber Jane gab diese für sie so wichtige Sache nicht so schnell auf.

»Etwas stimmt hier nicht, Marjorie«, sagte sie gelassen. »Werden Sie mich in Ihr Vertrauen ziehen und mir alles erzählen, was Sie wissen, vermuten und glauben? Ich tappe noch im dunkeln. All das geht Peter an - glauben Sie, daß Peter wirklich Hate getötet hat?«

Marjorie schwieg.

»Ich habe geglaubt, daß Sie mir helfen wollen, Marjorie. Aber das können Sie nur, wenn Sie mir alles sagen, was Sie wissen. Was wissen Sie also?«

»Nichts.« Diese Antwort kam schnell und entschieden. Jane überkam ein Gefühl großer Vereinsamung. Jetzt konnte ihr nur noch ein Mensch helfen, und das war Peter.

Einige Minuten später klopfte sie an seine Tür. Peter stand am Fenster und starrte geistesabwesend auf das Gebüsch, in dem die beiden Männer verschwunden waren. Also auch er hatte sie beobachtet!

»Peter!« Er hatte Jane nicht kommen gehört und zuckte zusammen. »Soll ich dir nicht helfen?«

»Wer kann mir denn helfen?« begann er müde. Zu spät bemerkte er, daß seine Stimmung ihn verriet, und er versuchte auszuweichen: »Meinst du meine Kopfschmerzen?«

»Ich meine Basil Hate und«, - sie mußte allen Mut zusammennehmen, um den Satz vollenden zu können -, »ich meine das Zimmer mit der Druckerpresse.«

Er wurde um einen Schatten bleicher, wandte aber nicht den Kopf.

»Das weißt du auch? Wie bist du darauf gekommen? Wie schrecklich für dich!«

»Ich habe dich vor zwei Nächten an der Presse gesehen«, fuhr sie beinah gleichgültig fort.

Peter erwiderte nichts. Etwas Wichtigeres schien ihn zu beschäftigen.

»Jemand hat mir gestern nacht oder heute morgen die Kleidung ausgezogen«, sagte er, ohne sie anzusehen. »Das ist nicht der Anzug, den ich getragen habe.« Er wies auf den Rock, den Jane über den Stuhl gehängt hatte. »Und das ist auch nicht das Hemd.«

»Ich habe dir heute früh deine Kleider ausgezogen«, antwortete sie.

Er starrte noch immer aus dem Fenster.

»Warum?« fragte er schließlich. »Hatten sie etwas. . .«

Und jetzt sah er sie mit einem Ausdruck an, der verriet, daß er wußte, was sie ihm antworten würde.

»Es war Blut darauf« erklärte Jane ruhig.

Er holte schauernd tief Luft.

»Ich dachte es mir - auch auf dem Waschtisch im Badezimmer waren Blutflecke. Waren auch welche auf - meinen Händen?«

Sie nickte.

»Ich habe sie abgewaschen«, sagte sie einfach. »Sieh mich an, Peter.«

Er gehorchte.

»Ich muß ihn getötet haben«, dachte er laut. »Ich kann mich nicht daran erinnern, ich fühle mich nur schrecklich müde. Weißt du, wie ich aus dem Fenster gekommen bin? War eine Leiter da?«

»Ja; Basil wird in dein Zimmer gekommen sein.«

Peter schüttelte den Kopf. Er war jetzt vollkommen ruhig, seine Nervosität war verschwunden.

»Ich war gestern abend ziemlich erregt, deshalb habe ich ja auch Donald kommen lassen. Ich hatte einen Anfall befürchtet, obwohl sich eigentlich zur Zeit niemand gesundheitlich besser fühlen kann als ich. Aber Donald hatte mich gewarnt und auch William Clewers.«

»Ist das der Spezialist?«

Er nickte.

»Ja, das ist der, der mir das Gesundheitsattest etwas zu früh ausgestellt hat.« Er lächelte frostig. »Bewußt habe ich nur einmal etwas Verrücktes getan - nämlich dich zu heiraten, Jane. Und ich weiß nicht, ob es verrückt oder gemein von mir war. Du hast mir die Hände und das Gesicht gewaschen, wie lieb von dir!«

Seine Stimme hatte einen so rührenden Ausdruck, daß ihr die

Tränen kamen.

»Was soll ich jetzt tun, sage es mir!« Er war wie ein Kind.
»Ich brauche jemanden, der mich leitet. Ich werde Bourke alles erzählen.«

»Auf keinen Fall! Du wirst ihm nichts erzählen, nur die Geschichte von dem Streit«, sagte sie entschieden. »Du mußt auch an mich denken, Peter. Schaff dir Donald, so bald es geht, vom Hals, und wenn die Polizei hier war, werden wir nach London zurückkehren.«

Er nickte.

»Gut - also auch nichts von dem Blut oder sonst etwas? Ich werde tun, was du für das Beste hältst. Aber wenn ein anderer in Verdacht gerät - dann kann ich nicht schweigen! Wenn ich nicht an dich dächte, würde ich ihm alles erzählen . . .«

Er ging langsam die Treppe hinunter, und sie folgte ihm. Donald war noch nicht zurückgekehrt, und Marjorie hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen.

11

Sie waren allein, als Bourkes großer Wagen den Weg heraufkam. Das Gesicht des Kriminalbeamten war sehr ernst.

»Wann ist es geschehen?« fragte er ohne jede Einleitung.

»Etwas nach eins, denke ich.«

»Woher wissen Sie das?« fragte Peter.

Bourke sah ihn fest an.

»Weil Hate noch um ein Uhr Scotland Yard angerufen hat und dem diensttuenden Beamten mitteilte, daß Longford Manor das Hauptquartier des ›Fuchses‹ sei, und daß wir in einem geheimen Raum hinter der Bibliothek eine ganze Druckereianlage finden würden.«

Jane Clifton erstarrte vor Angst. Die Stimme des Beamten klang wie aus weiter Ferne an ihr Ohr.

»... machte sehr genaue Angaben, sagte, an der Wand hänge ein Bild, in dessen Rahmen sich eine Feder befinde, die den Zugang freigibt.«

Jane war vor Bestürzung fast gelähmt. Erst jetzt merkte sie, daß sie zusammen auf dem Weg zu dem Raum waren, in dem die Druckerpresse stand.

Peters Stimme verriet nicht die geringste Furcht oder Erregung.

»Es ist wahr. Es gibt einen solchen Raum, ich habe ihn neulich ganz zufällig entdeckt.«

Er ging im Speisezimmer zur Wand, berührte das Bild, ein kurzer scharfer Laut, und der Rahmen schwang zurück. Eine tiefe Nische wurde sichtbar, und in dieser ein kleines Triebrad. Peter bewegte es, und die Täfelung öffnete sich langsam. Er streckte die Hand durch die Öffnung, drehte das Licht an und schritt, gefolgt von Bourke, hindurch.

Jane kam langsam nach. Sie sah den langen, hohen Raum mit

den Tischen vor sich, gerade so, wie sie ihn schon einmal erblickt hatte - nur fehlten die Presse, die Banknoten, mit einem Wort, die ganze Fälscherapparatur.

»Hm!« Bourke betrachtete die leeren Tische.

»Etwas war hier angeschraubt«, bemerkte er und unterzog einige Löcher im Mitteltisch einer genaueren Untersuchung. »Sie sehen nicht sehr neu aus. Diese Drähte müssen auch mit irgend etwas auf dem Tisch verbunden gewesen sein. Ich würde mich nicht wundern, wenn dieser Raum wirklich als Fälscherwerkstatt benutzt worden ist.«

»Ich dachte, es sei eine Dunkelkammer.«

Peters Kaltblütigkeit rief Jane in die Wirklichkeit zurück.

Bourke rieb die Tischplatte mit den Fingern.

»Säure«, meinte er, machte auf dem Absatz kehrt und verließ das Zimmer. »Das hat Zeit. Hallo, Rouper, Sie hier? Wer hat denn Sie hergerufen?«

»Dr. Wells.« Jane hatte ihre Stimme wieder in der Gewalt.

»So? Das war ja sehr unternehmend von ihm.«

Inspektor Rouper begrüßte seinen Vorgesetzten sichtlich nicht sehr erfreut.

»Der Doktor rief mich von Hertford, damit ich mir den Ermordeten ansehe . . .«

»Ich dachte, er rief Sie wegen des Streites her, den mein Mann mit Hate gehabt hat«, warf Jane ein. »Bei Ihrer Ankunft haben Sie doch noch gar nicht gewußt, daß hier ein Mord geschehen ist.«

Eine Sekunde lang war der Inspektor verwirrt.

»Diese Angelegenheit kann ich nicht mit Ihnen besprechen, gnädige Frau«, wehrte er schroff ab.

»Aber mit mir.« Bourkes Stimme klang sehr ruhig. »Wußten Sie, als Sie Hertford verließen, daß hier ein Mord begangen worden war?«

Rouper zögerte mit der Antwort.

»Nein.«

»Gut - sehen wir die Leiche an.«

Die Kriminalbeamten waren kaum aus dem Haus, als Donald Wells sich bemerkbar machte.

»Was, in aller Welt, hat Sie veranlaßt, Rouper in Verlegenheit zu bringen, Jane?«

»Ich wollte ihn nur vor dem Lügen bewahren«, erwiderte sie.

Er biß sich auf die Lippen und suchte nach einer Erklärung für ihr verändertes Wesen. Peter hatte darauf bestanden, Bourke und Rouper zu begleiten, Marjorie war diskret in ihr Zimmer verschwunden. So waren sie beide allein in der Bibliothek.

»Jane, Sie müssen sich an den Gedanken gewöhnen, daß Peter nicht normal ist. Ich gestehe es nur ungern ein, aber als ich heute morgen zu ihm ging, erwartete ich - weiß Gott, wie ich ihn zu finden erwartete!«

Ihre Blicke trafen sich und hielten sich unbeugsam fest.

»Ich frage mich, was Sie wohl erwartet haben«, begann sie langsam. »Dachten Sie vielleicht, Sie würden Peter mit Blut bedeckt und mit einem Hammer neben sich finden?« Diesmal sprach Jane mit eiskalter Überlegenheit.

Donald Wells starrte sie sprachlos an, dann sagte er fast im Flüsterton: »Wie seltsam, daß Sie aussprechen, was ich gedacht habe.«

Janes Lächeln war ebenso kühl wie ihre Worte.

»Da müssen Sie ja angenehm überrascht worden sein«, bemerkte sie und ging in den Park. Die drei Männer kamen ihr entgegen. Peter sah bleich und krank aus, Bourkes Gesicht war wie immer undurchdringlich, nur Rouper schien ganz vergnügt.

Peter redete ernst mit dem Kriminalbeamten. Sie hörte, wie er mit Nachdruck sagte: »... sprechen Sie mit Radlow.« Dann bemerkte er sie und kam rasch auf sie zu.

»Willst du nacht in die Stadt fahren und dort auf mich warten?« bat er. »Ich werde deinem Vater telegrafieren und ihn bit-

ten, zu dir zu kommen. Ich denke, es ist besser, wenn du nach Carlton House Terrace gehst und nicht ins Hotel.«

Jane zögerte. »Ist es Basil?«

»Ja«, antwortete er kurz und fuhr dann fort: »Bourke wird dich und Marjorie mitnehmen. Laß Anna deine Sachen packen. Ich werde dein Gepäck holen lassen oder selbst mitbringen. Ich möchte nicht, daß du eine Minute länger hier im Haus bleibst als nötig ist. Donald wird bei mir bleiben.«

Sie flehte ihn fast an: »Laß mich auch bei dir bleiben!«

Doch Peter wehrte ab. »Nein - ich möchte, daß du sofort nach London fährst. Bitte!«

Nachdenklich ging Jane ins Haus zurück, wo sie Marjorie in der Bibliothek traf. Mrs. Wells horte den Vorschlag an und bemerkte: »Eigentlich würde ich Lieber auf Donald warten - wenn Sie nicht dringend wünschen, daß ich Sie begleite. Und, Jane, vergessen Sie den Unsinn, den ich gestern nacht über Donald gesagt habe. Ich war wütend auf ihn und habe eine scharfe Zunge. - Es ist also wirklich Basil, nicht wahr? Nun, vielleicht ist es doch besser, wenn wir gleich fortfahren. Man muß versuchen, Basils Verwandte anzurufen - ich nehme an, daß er welche hat, gehört habe ich allerdings noch nie von ihnen.«

Dieser Gedanke war Jane noch gar nicht gekommen. Irgendwo lebte vielleicht ein alter Mann oder eine alte Frau, für die diese Nachricht einen furchtbaren Schlag bedeutete. Sie schauderte zusammen.

Jane wunderte sich über ihre eigene Haltung. Schließlich hatte sie Basil doch gern gehabt und bedauerte ihn sehr - aber warum fühlte sie nichts von dem Schmerz, den man beim Verlust eines guten Freundes empfindet? Als sie neben ihrem Koffer kniete, kam ihr plötzlich Klarheit. Der mitternächtliche Besucher - der Mann, der in ihrer Hochzeitsnacht in ihr Zimmer eingedrungen und der Mensch, der unter ihrem Fenster herumgeschlichen war -, niemand anderes war es gewesen als Basil Hate! Im Unterbe-

wußtsein hatte sie es geahnt - doch seit wann? Schon im Rosengarten mußte sie Verdacht geschöpft haben, als er ihr von Peter erzählt hatte. Sein scheues Auftauchen und die Tatsache, daß er überhaupt erschienen war, hatten ihn verraten.

Sie war wie versteinert, und erst Peters Stimme brachte sie wieder zu sich.

»Bist du fertig? Bourke will sofort abfahren!« rief er.

Sie hatte nur noch einiges obenauf zu legen, dann schlug sie den Kofferdeckel zu. Auf dem Boden des Koffers befanden sich die stummen Zeugen der Mordtat.

»Komm herein.«

Peter trat ein und sah bestürzt den großen Koffer an.

»Könnte ich ihn dir nicht nachbringen? Er ist ziemlich groß und sicher auch schwer . . .«

»Nein - ich muß ihn selbst mitnehmen.«

Er ging hinaus und rief Bourke, aber der Chefinspektor war durchaus nicht entsetzt. »Wir können ihn ja oben festschnallen«, meinte er. »Es tut mir leid, daß ich Sie so drängen muß, Mrs. Clifton, aber wir müssen Hate ins Haus tragen.«

Der Koffer wurde in die Halle gebracht und Jane folgte. Während sie gepackt hatte, waren die Zeitungen gekommen und von dem Diener auf den Tisch in die Halle gelegt worden. Bourke hatte nach der ersten Zeitung gegriffen, die ihm in die Hand kam. Sein Blick blieb auf einer Schlagzeile haften. »Großer Gott«, stieß er hervor. Die Meidung lautete:

DER GEHEIMNISVOLLE MORD IN HERTFORD: EINE LEICHE IM PARK DER JUNG VERMÄHLTEN!

Mr. Basil Hate, ein bekannter Kunstkenner, wurde heute in den frühen Morgenstunden tot im Park des Landsitzes Longford Manor aufgefunden. Mr. Peter Clifton und seine junge Frau verbringen dort ihre Flit-

terwochen. Beide waren Freunde des Verstorbenen. Es besteht kaum ein Zweifel, daß Mr. Hate einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist. Die Polizei von Hertford befaßt sich mit der Untersuchung des Falles.

»Lesen Sie das!«

Bourke reichte Peter die Zeitung und rannte in die Bibliothek. Jane hörte ihn hastig telefonieren. Über Peters Schulter blickend, las sie die Nachricht mit klopfendem Herzen mit.

»Wie furchtbar!« Peter legte die Zeitung fort. »Natürlich müssen sie die Tatsachen melden, wie sie sind, aber ich hatte gehofft, daß wenigstens du aus dem Spiel bleiben würdest!«

Jane wußte, warum der Kriminalbeamte telefonierte, und wartete ängstlich auf seine Rückkehr. Nach einigen Minuten kam Bourke.

»Das ist eine Londoner Ausgabe«, bemerkte er. »Sie wurde um vier Uhr morgens gedruckt - der Mord wurde um drei Uhr begangen und erst um sieben Uhr entdeckt. Jemand hat sich da als sehr rascher Reporter entpuppt. Und dieser Jemand ist auch der Mann, der den Mord begangen hat!« Er blickte Jane an. »Der Telefonbeamte, der Nachtdienst hatte, ist abgelöst, und es wird einige Stunden dauern, bis man mit ihm Verbindung bekommt. Dasselbe gilt auch für den Nachtreakteur. Ich habe die Redaktion ersucht, mir den Mann, der die Nachricht in Empfang genommen hat, um zwölf Uhr nach Scotland Yard zu schicken. - Sind Sie bereit, Mrs. Clifton?«

Aber vor ihrer Abfahrt gab es noch eine Verzögerung. Als sie vor die Tür traten, fuhr gerade ein staubiges Taxi vor. In ihm saß, nur halb angekleidet, Mrs. Anderson. Im hellen Morgenlicht und ungeschminkt sah ihr Gesicht ohnehin schon schrecklich aus, jetzt aber war es auch noch von Wut und Schmerz verzerrt

»Wo ist er?« schrie sie und wankte auf die kleine Gruppe zu.

Dann entdeckte sie Peter, wies mit zitterndem Finger auf ihn und heulte: »Mörder . . . Mörder! Sie haben ihn umgebracht!«

Sie wollte sich auf Ihn stürzen, aber Bourke packte sie und hielt sie zurück.

»Lassen Sie mich los... Ich will ihn töten . . . Peter Clifton - Peter Welerson, weißt du, was du getan hast? Du hast meinen Sohn - deinen eigenen Bruder getötet!«

Jane Clifton fuhr zurück.

Basil Hate war also der Stiefbruder Peters!

Dieses stöhnende Wrack von einer Frau, das jetzt nach einer Beruhigungsinjektion, die Donald ihr gegeben hatte, bewußtlos auf dem Bett lag, war die Mutter Basil Hates!

»Denken Sie lieber nicht mehr daran«, brummte Bourke, als sie im Auto saßen. Die frische Morgenluft beruhigte und belebte sie zugleich. Sie fühlte sich in Bourkes Gesellschaft viel behaglicher, als sie es für möglich gehalten hatte. Am Tage vorher war er ihr etwas gewöhnlich vorgekommen, aber heute umgab ihn eine gewisse selbstbewußte Würde. Sie dachte sich, Peter habe all die Jahre hindurch wohl ebenso empfunden wie sie an diesem Morgen.

Die wirren Gedanken, die ihr ständig durch den Kopf gingen, begannen zwar sich ein wenig zu ordnen, doch hatte sie noch immer keinen Plan, den sie Bourke hätte vortragen können.

»Ich fürchte«, begann sie schließlich, »Sie werden mich für eine Närrin halten, wenn ich Ihnen sage, daß ich versuchen will, all diesen Geheimnissen auf den Grund zu kommen: dem Mord, der Geschichte mit Mrs. Anderson und noch sonst so manchem mir Unverständlichen. Dann werde ich auch alles der Polizei erklären können, ohne jemand zu schaden - das heißt, ohne jemandem zu schaden, den ich gern habe. Jetzt aber fürchte ich mich davor, irgendeine Aussage zu machen . . .«

»Gibt es denn überhaupt etwas, das Sie vollkommen sicher wissen?« unterbrach er sie.

Jane schüttelte den Kopf.

»Das kann ich nicht behaupten. Ich habe meine Vermutungen, aber es gibt gewisse Einzelheiten, die nicht zusammenpassen. Ich würde Ihnen allzugern zwei Beobachtungen anvertrauen, wage es aber nicht, weil ich mir nie verzeihen könnte, wenn ich dadurch womöglich Unheil anrichte.«

Bourke führte das Lenkrad mit einer Hand und zog mit der anderen ein langes Zigarrenetui aus der Brusttasche. Jane vermutete ganz richtig, daß er nur Zeit gewinnen wollte, sich ihre Worte zu überlegen: Ein großer Genuß konnte es für ihn wirklich nicht sein, eine Zigarre zu rauchen, während sie mit Höchstgeschwindigkeit dahinrasten.

»Bisher ist Peter noch kein ›Fall‹ im strengen Sinne des Wortes gewesen«, begann er endlich; »das heißt, es sind in seiner Sache noch keine polizeilichen Maßnahmen angeordnet worden. In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft habe ich seine Befürchtungen und Sorgen eigentlich nicht recht ernst genommen, aber ich habe mich seiner angenommen und habe ihn richtig kennen und schätzen gelernt. In einer Beziehung hat er es mir allerdings schwermgemacht, die Freundschaft mit ihm aufrechtzuerhalten: Er ist sehr reich, und ich bin arm, und als er mir das erstemal für einen kleinen Dienst, den ich ihm erweisen konnte, eine Tausendpfundnote schenken wollte, fiel es mir recht schwer, das Geschenk zurückzuweisen - ich nahm es dann doch nicht an. Ich will nicht sagen, - daß ich noch nie von jemandem, dem ich helfen konnte, ein Geschenk entgegengenommen habe, aber bei Peter handelte es sich um einen besonderen Fall: wußte ich doch nie, ob er nicht eines Tages seinem unglücklichen Vater, Alexander Welerson, nachgeraten würde - und das hätte mich in eine sehr unangenehme Lage gebracht.«

Sie näherten sich Barnet, und Bourke verminderte die Geschwindigkeit des Wagens.

Er sah Jane von der Seite an: »Ich weiß nicht, in welcher Rich-

tung Sie Nachforschungen anstellen wollen. Der Mann, der von Peter am meisten wußte, war jedenfalls Basil Hate.«

Sie war erstaunt: »Was veranlaßt Sie zu dieser Annahme?«

»Die Tatsache, daß er mehr als ein Jahr in der Umgebung von Elmswood herumgeschnüffelt hat. Elmswood ist das Dorf, in dem Peters Vater seinen Wohnsitz hatte. Hate war auch oft in Southport, wo Welersons Rechtsanwalt Radlow seine Kanzlei hatte. Der alte Radlow war ein Vormund Peters.«

Radlow! Jane mußte an Peters Worte denken.

»Hate versuchte, Radlow auszuforschen, aber es ist ihm nicht gelungen, Radlow ist zwar schon über achtzig Jahre alt, aber geistig noch so frisch wie ein Vierziger. Was Basil eigentlich herausbringen wollte, weiß ich nicht, Peter hat von seinem Rechtsanwalt nie erfahren, wofür Basil sich interessierte.«

Jane erinnerte sich des Namens, obwohl sie den alten Radlow nie gesehen hatte. Aber ein Vertreter seiner Kanzlei war vor ihrer Hochzeit bei ihrem Vater erschienen, um ihm die Einzelheiten des Ehevertrages vorzulesen.

Bourke kam wieder auf die Vorfälle der letzten Tage zu sprechen.

»Wissen Sie eigentlich, wer in Ihr Zimmer eingebrochen ist, Mrs. Clifton?«

»Ich glaube ja. Ich kann das nicht begreifen. Warum nur kam er nach Longford Manor?«

»Er war in Sie verliebt - oder hat es sich wenigstens eingebildet. Ein ganz verrückter Mensch!«

Verrückt - auch er? Jane verstand plötzlich: Basil Hate war ja ebenfalls ein Sohn Alexander Welersons; er war Peters Stiefbruder, also auch erblich belastet!

Bourke fuhr fort: »Hate war geisteskrank. Und seine Mutter ist wirklich benachteiligt worden, denn der alte Welerson hat sie tatsächlich in einer verrückten Laune geheiratet, obwohl seine erste Frau noch lebte. Die Anderson wußte zwar, daß er verhe-

ratet war, aber er redete ihr ein, daß seine erste Ehe ungültig sei, weil Peters Mutter seine Kusine war. Der alte Radlow könnte die ganze Geschichte aufklären, aber er will nicht. Ich habe Peter geraten, ihn telegrafisch um Aufschluß zu bitten, aber ich glaube, daß nichts die alte Auster veranlassen wird, ihre Schalen aufzutun.«

Mittlerweile waren sie in den regen Verkehr der Londoner Straßen geraten, und die Unterhaltung, die nur noch mit großen Unterbrechungen geführt werden konnte, hörte nun ganz auf. Der Wagen fuhr vor Peters Wohnhaus vor. Jane hatte ihn hier schon einmal besucht und war daher dem Butler, der sie empfing, nicht fremd.

»Es tut mir leid, daß die Wohnung noch nicht vollständig in Ordnung ist, gnädige Frau«, entschuldigte er sich, »aber wir haben Mr. Clifton erst nach Wochen zurückerwartet.«

Trotzdem war die Wohnung aufgeräumt, denn Peter hatte schon am frühen Morgen angerufen, und so waren wenigstens einige Räume für Jane hergerichtet worden.

»Übrigens wartet ein Herr auf die gnädige Frau, ich habe ihn in den Salon geführt.« Sie nickte. »Wahrscheinlich mein Vater.« Aber als sie den großen Salon betrat, wartete dort nicht John Leith auf sie, sondern ein verhutzelttes, altes Männchen, das sie noch nie gesehen hatte.

»Habe ich die Ehre, Mrs. Clifton zu sprechen?« fragte er mit dünner Stimme. Sie bejahte verwundert.

»Mein Name ist Radlow, Rechtsanwalt Radlow ... Habe Peters Telegramm erhalten ... Bin gleich hergekommen ... habe Zeitung gelesen ... Dumme Geschichte ... Hate selbst schuld ...«

Er sprach schnell, in überstürzten, abgebrochenen Sätzen. Offenbar hatte er sich dazu erzogen, mit Worten und Zeit zu sparen. Aus der Tasche seines Gehrocks zog er ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt und deutete auf einen Artikel.

»Basil Hate war verrückt . . . Immer gesagt . . . Auch der Mut-

ter . . . dummes, altes Weibsbild!«

»Kennen Sie Mrs. Anderson?« fragte Jane.

»Nein, nicht!« Mr. Radlows Stimme überschlug sich vor Ärger in der Erinnerung an die Frau. »Schreckgespenst für meine ganze Kanzlei... Hat glänzende Abfindung bekommen... Treibt idiotischen Luxus . . . Nicht ihr Auto gesehen? - Ordinär! War ja auch nur Köchin . . .« Er klopfte wieder auf die Zeitung. »Dumme Geschichte das . . . Jemand scheint allerlei zu wissen . . . Habe das kommen sehen . . . Mein Sohn hat Nachforschungen angestellt. . . Kennen ihn ja . . .«

Jane vermutete, daß »mein Sohn« der Rechtsanwalt mit den dünnen Lippen war, der beim Abschluß ihres Ehevertrages mitgewirkt hatte.

»Netter Junge!« fügte der Alte hinzu, doch schien er den Faden verloren zu haben, denn er schlug sich an die Stirn und murmelte etwas vor sich hin.

»Richtig«, war er wieder beim Thema, »dieser Zeitungsbericht . . . Sehr ungünstig für Peter - höchst ungünstig . . . Sehr schlimm für Mr. Peter Clifton Welerson, Sohn des Mr. Alexander Hate Welerson . . . Daher der Name Hate ... Sie heißt Anderson . . . Schwedin . . . Werde gleich etwas tun müssen . . . Eidesstattliche Versicherung, in meinem Alter . . . Hoffte, nie mehr etwas mit Gerichten zu tun zu haben! Wenn die Esel nur das Testament genauer studiert hätten . . .«

Plötzlich fiel ihm der eigentliche Zweck seines Besuches wieder ein, und er fragte, wann sie Peter eigentlich zurückerwarte. Anscheinend hatte er vom Butler erfahren, daß sie zunächst allein kommen würde.

»Narr, draußen zu bleiben . . . Sagen Sie ihm, er soll mich gleich anrufen . . .«

Seine Bewegungen waren ebenso abgehackt wie seine Rede-weise. Er beugte sich plötzlich vor, schüttelte ihre Hand mit überraschender Kraft, setzte den altmodischen Zylinder auf, den

er die ganze Zeit in der Hand gehalten hatte, und war zur Tür hinaus, ehe sie noch ein Wort des Abschieds sagen konnte.

Kaum war die Tür hinter ihm zugefallen, als auch schon der Butler herbeigeeilt kam.

»Mr. Leith«, meldete er, und Jane stürzte hinaus, um ihren Vater zu begrüßen. Sein Gesicht sah ganz eingefallen und sorgen-erfüllt aus. Zum erstenmal in ihrem Leben sah sie ihn ernstlich beunruhigt.

»Das ist ja eine schlimme Geschichte, Jane, mein armes Kind!«

Sein Arm zitterte, als er ihn um ihre Schultern legte. Sie war im Augenblick mehr in Sorge um ihn als um sich selbst.

Noch war sie sich nicht klargeworden, wieviel sie ihm eigentlich erzählen sollte. Peters Geheimnis gehörte ihm allein, und sie hatte nicht das Recht, es preiszugeben - auch ihrem geliebten Vater nicht. Eines blieb ihr jedenfalls erspart: Sie brauchte nicht über Peters Gesundheitszustand zu sprechen. Er selbst hatte ihren Vater angerufen und ihm reinen Wein eingeschenkt.

»Es fällt mir wirklich schwer zu glauben, daß Peter nicht gesund sein soll«, murmelte er, ins Kaminfeuer starrend. Dann wandte er sich um und packte sie bei den Schultern. »Laß dich anschauen! Das muß ja ein furchtbares Erlebnis für dich gewesen sein! Mein Gott, was dieses Geld alles verschuldet!«

Sie lächelte leise.

»Du meinst, ich hätte Peter nur seines Geldes wegen genommen?«

Er nickte.

»Um seines Geldes willen habe ich dich an Ihn verheiratet«, sagte er dann bitter. »Ich wollte damit allen Schwierigkeiten ein Ende bereiten. Ich bin nämlich nicht so reich, wie du glaubst«, fügte er rasch hinzu, als sie ihn fragend anschaute, »und ich war wirklich in Sorge wegen deiner Zukunft.« Er ließ sich nicht darauf ein, die Art seiner Sorgen näher zu schildern, sondern fragte

unvermittelt: »Wer ist denn jetzt bei Peter? Ist Bourke bei ihm?«

»Bourke hat mich herbegleitet«, erklärte sie. »Donald und Marjorie sind bei Peter geblieben.«

Er fuhr auf, als sie Marjorie erwähnte. »Wie ist die denn hinausgekommen?«

Jane erzählte es ihm, und ihr Vater schien aus irgendeinem Grund erleichtert zu sein.

»War das nicht der alte Radlow, der gerade hinausging? Das ist doch Peters Rechtsanwalt, oder vielmehr der Chef der Firma, die Peter vertritt, nicht wahr? Was wollte denn der hier?«

So gut sie konnte, versuchte sie, die unzusammenhängenden Worte Mr. Radlows wiederzugeben. Er hörte gespannt zu und unterbrach sie nur hin und wieder, um sie nach Einzelheiten z.u fragen, die ihr höchst nebensächlich erschienen.

»Ich möchte dich gern nach Hause mitnehmen«, meinte er, als sie geendet hatte, »aber ich glaube, es wäre nicht sehr anständig gegenüber Peter. Liebst du ihn eigentlich?«

Jane zögerte den Bruchteil einer Sekunde zu lange mit der Antwort.

»Aber du kannst ihn doch wenigstens gut leiden?« fragte ihr Vater beunruhigt.

»Ich habe ihn sogar sehr, sehr gern und ich glaube, daß ich ihn wirklich lieb gewinnen könnte«, gestand sie freimütig, wobei ihr nicht entging, daß er darüber nicht besonders erfreut zu sein schien. »Möchtest du denn lieber, daß es anders wäre?«

»Nein, nein, es ist schon recht so«, antwortete er hastig. »Aber es wäre vielleicht wirklich besser, wenn du ihn nicht liebtest. Denn wenn es wahr ist, was er über sich selbst sagt . . .«

Sie schüttelte den Kopf.

»Das will ich eben erst einmal herausbringen«, entgegnete sie gelassen.

Jane liebte ihren Vater innig und hatte sich auf das Wiedersehen mit ihm von Herzen gefreut. Trotzdem war sie fast froh, als

er fortging und sie allein ließ.

Das Zusammentreffen mit dem Rechtsanwalt hatte sie vor eine neue Frage gestellt: Eine der von ihr aufgestellten Theorien war gründlich erschüttert worden. Als sie Peter beim Banknotenfälschen angetroffen hatte, war sie überzeugt gewesen, daß die Geschichte von dem reichen Vater nur dazu dienen sollte, seinen Reichtum auf unverdächtige Weise zu erklären. Aber der Rechtsanwalt hatte sicher nicht gelogen, als er von einer Erbschaft in Höhe von zwei Millionen Pfund gesprochen hatte. Weshalb gab sich dann Peter mit dieser verbrecherischen Tätigkeit ab? Trieb ihn vielleicht nur der ererbte Wahnsinn dazu, als Fälscher in fortwährender Gefahr zu leben?

Eigentlich hatte sie ihrem Vater von den angeblich verlorenen Radierungen Peters erzählen wollen, hatte es dann aber vergessen. Sie hatte John Leith niemals so wütend gesehen wie damals, als er glaubte, die Platten durch seine Unachtsamkeit verloren zu haben. Jane nahm sich vor, ihn bei ihrem nächsten Zusammentreffen von seinen Selbstvorwürfen zu befreien.

Nach dem Frühstück rief Jane Longford Manor an. Ihr wurde berichtet, daß Bourke zurückgekehrt, Peter aber ausgegangen sei. Donald Wells sei mit seiner Frau nach London gefahren. Eine fremde Stimme gab ihr die Auskunft, und Jane vermutete, daß es ein Kriminalbeamter war. Dieser hatte offenbar die Anweisung, sie zu unterrichten.

»Mr. Clifton wird heute abend mit Chefinspektor Bourke in die Stadt kommen«, sagte die Stimme.

Anscheinend war auch Mrs. Andersen nicht mehr im Haus, denn als Jane nach ihr fragte, erhielt sie die Antwort, die Frau sei weggebracht worden; von wem oder wohin, wurde ihr nicht gesagt. Bis zu Peters Ankunft lagen noch mindestens zwei Stunden vor ihr, und Jane ließ sich daher eine Abendzeitung holen.

»Wenn die Esel nur das Testament genauer studiert hätten ...« Dieser Ausspruch des alten Rechtsanwaltes ging ihr im Kopf

herum. Was mochte er nur gemeint haben? Sie nahm sich vor, sobald wie möglich eine Abschrift des Dokumentes zu besorgen.

Wenige Minuten, nachdem sie die Zeitung erhalten hatte, sprach auch schon ein Reporter des Blattes bei ihr vor. Sie hatte eben einen Artikel mit der Überschrift ›Mord im Herrenhaus‹ aufgeschlagen und zu lesen begonnen, als ihr der Zeitungsmann gemeldet wurde.

»Ich bitte vielmals um Entschuldigung, Mrs. Clifton, wenn ich Sie belästige«, begann der junge Mann, »aber wir möchten in der Berichterstattung über diesen Mordfall gern einen Vorsprung vor den anderen Blättern gewinnen. Sie haben Mr. Hate schreien gehört, nicht wahr?«

»Woher wissen Sie das?« fragte sie rasch.

»Es stand in den Abendblättern. Es heißt da, Sie seien durch den Schrei wach geworden und in das Zimmer Ihres Gatten geeilt, hätten ihn aber nicht angetroffen.«

Jane starrte ihn an. »Wer behauptet das?« wollte sie wissen.

Der Reporter lächelte.

»Die Quelle solcher Nachrichten ist nicht leicht festzustellen, aber jedenfalls ist die Sache so berichtet worden. Sie werden die Notiz auch in der Zeitung finden, die Sie in der Hand halten.«

Jane durchflog den Bericht und las:

›Mrs. Clifton, die fest schlief, wurde durch einen Schrei im Park geweckt. Sie war so erschrocken, daß sie in das Zimmer ihres Gatten eilte, um auch ihn zu wecken. Als sie ihn dort nicht fand, bat sie Mrs. Wells, die Gattin des berühmten Psychiaters aus dem Westend, die gleichfalls aufgewacht war, ihren Mann zu suchen. Vermutlich hatte Mr. Clifton den Schrei ebenfalls gehört und sich in den Park begeben, um nach der Ursache zu forschen. Allerdings konnte er sich später nicht erinnern, sein Zimmer

verlassen zu haben.«

Das konnte nur Marjorie der Zeitung mitgeteilt haben - Marjorie oder Dr. Donald Wells.

»Die ganze Geschichte ist erfunden«, erklärte Jane. »Es ist richtig, daß ich in das Zimmer meines Mannes ging, aber es ist nicht richtig, daß ich ihn dort nicht gefunden habe. Im Gegenteil: Er hatte am Abend vorher ein Beruhigungsmittel eingenommen und schlief so fest, daß es mir nicht möglich war, ihn aufzuwecken. Alles andere ist reine Erfindung!« Sie las weiter und stieß auf eine neue Information:

»Sir William Clewers, der hervorragende Irrenarzt, der heute morgen Mr. Clifton besuchte, meinte, der Mord könne nur die Tat eines Wahnsinnigen sein.«

Janes Gesicht verriet keine Spur von Erregung, als sie die Zeitung weglegte.

Sir William Clewers war also draußen gewesen! Wer hatte ihn rufen lassen? Sie brauchte nicht erst lange darüber nachzudenken: Eine der Wolken, die ihr die Wahrheit bisher verhüllt hatten, war verschwunden.

»Ich weiß nicht, ob Sie mir etwas darüber sagen wollen, Mrs. Clifton«, fragte der Reporter weiter, »aber es geht das Gerücht, daß Mr. Clifton und Mr. Hate gestern abend einen Streit hatten, der schließlich in eine Schlägerei ausartete.«

Jane nickte kühl und selbstbeherrscht. Sie war entschlossen, Lüge gegen Lüge zu setzen, so lange, bis sie stärkere Waffen in die Hand bekam.

»Mr. Hate hat sich unverschämt betragen. Er ist in der Nacht unserer Ankunft in unser Haus eingedrungen, und mein Mann warf ihn hinaus. Hate ging zu Tötlichkeiten über, aber ich glaube nicht, daß mein Mann über die Grenzen der Selbstverteidi-

gung hinausgegangen ist. Mehr kann ich dazu nicht sagen.« Und einer spontanen Eingebung folgend, fügte sie noch hinzu: »Ich weiß nicht, ob Sie es für klug halten, meine Worte zu veröffentlichen. Es könnte doch sehr zum Nachteil meines Mannes ausgelegt werden, daß er einen Streit mit Hate gehabt hat.«

Der Berichterstatter winkte ab:

»Wir werden uns hüten, etwas zu schreiben, was als Verdachtsmoment gegen Ihren Gatten oder gegen sonst jemanden aufgefaßt werden könnte, Mrs. Clifton«, beruhigte er sie. »Ich habe Sie nur um Auskunft gebeten, um möglichst gut unterrichtet zu sein, wenn in den anderen Zeitungen Meldungen auftauchen. Aber eine Sache erscheint mir noch sehr rätselhaft, gnädige Frau: Es wurde festgestellt, daß der Mord in der Zeit zwischen drei und ein Viertel nach drei Uhr begangen worden ist und daß die Leiche gegen sieben Uhr morgens aufgefunden wurde. Die Presseagentur aber, von der wir die Nachricht erhielten, war bereits zehn Minuten vor vier Uhr telefonisch unterrichtet worden. Könnten Sie sich vorstellen, wer der Agentur diese Mitteilung durchgegeben hat?«

Jane gefiel sich darin, Bourke nachzuahmen. »Wenn wir wissen, wer der Presseagentur die Neuigkeit zuerst berichtet hat, wissen wir auch, wer der Mörder ist!«

Nachdem der Journalist sie verlassen hatte, ging sie in ihr Zimmer, versperrte die Tür und begann, ihren Koffer auszupacken. Hastig legte sie die Kleidungsstücke beiseite, bis sie auf die Schicht dicken Packpapiers stieß, die sie über Peters blutbefleckte Sachen gedeckt hatte. Sie überwand ihren Ekel, zog die Kleidungsstücke heraus und wickelte sie in das Papier, das sie auf dem Boden ausgebreitet hatte. Mit einem Gefühl großer Erleichterung stellte sie fest, daß sie im Koffer keinerlei Blutspuren hinterlassen hatten.

Sie machte ein möglichst kleines Paket und wickelte auch den Hammerkopf dazu; dann ging sie in den kleinen Salon und läu-

tete dem Butler.

»Ja, gnädige Frau, die Zentralheizung wird vom Keller aus bedient. Wünschen Sie, daß wir etwas verbrennen?«

Diese Frage erschien Jane aber zu zielsicher, sie wehrte ab. In Green Park gab es einen Teich, aber sie wußte, daß dort das Wasser in regelmäßigen Zwischenräumen abgelassen wurde. Und der Fluß? Sicher wäre es verhältnismäßig leicht, die belastenden Beweisstücke in die Themse fallen zu lassen, aber sie konnte nicht damit rechnen, unbeobachtet zu bleiben. Schließlich kam sie nach reiflicher Überlegung zu dem Entschluß, zu später Nachtstunde mit einem Taxi zu den Anlagen am Themseufer zu fahren, von dort auf die Brücke zu gehen und bei günstiger Gelegenheit das Paket über das Geländer zu werfen.

»Wollen gnädige Frau Mr. Bourke empfangen?«

Sie fuhr erschreckt aus ihren Gedanken auf, als sie die Meldung des Butlers vernahm.

»Mr. Bourke?« stammelte sie. »Oh, gewiß! Bitte, führen Sie ihn in den großen Salon.«

Schnell packte Jane das Paket in die Lade einer Kommode, ehe sie sich in den Raum begab, wo der Chefinspektor sie erwartete.

»Peter ist nicht mitgekommen«, begrüßte er sie. »Er wollte über Nacht doch lieber in Longford Manor bleiben, da morgen früh eine Untersuchungskommission erwartet wird. Machen Sie sich aber keine Sorgen, Mrs. Clifton, es kann ihm nichts geschehen. Ich habe drei meiner besten Leute draußen gelassen - und Rouper ist nicht dabei«, fügte er grimmig hinzu.

Bevor Jane noch etwas erwidern konnte, fragte er: »Haben Sie schon die Abendzeitungen gesehen?« Sie nickte, und er fuhr fort: »Man geht scharf ins Zeug, nicht wahr? Mr. X. will Peter unbedingt den Mord zuschieben, und wenn er selbst daran zugrunde gehen müßte!«

»Aber wer ist Mr. X.?«

»Vielleicht ist es auch eine Mrs. X.«, wick Bourke aus. »Dies ist wohl der merkwürdigste Fall, der mir in meiner ganzen Praxis je begegnet ist, und ich habe schon mit Dutzenden von Morden zu tun gehabt! Aber es waren immer sozusagen geradlinige Verbrechen. Man mußte nur nachforschen, wer mit dem Ermordeten zuletzt beisammen gewesen war oder wer an seiner Beseitigung das größte Interesse gehabt hatte. Hier aber macht der Mörder die größten Anstrengungen, den Verdacht auf Peter zu lenken, und nicht etwa, sich selbst aus der Klemme zu ziehen. - Übrigens habe ich jetzt Auskunft über die telefonische Meldung an die Presseagentur bekommen. Sie wurde zwölf Minuten vor

vier Uhr durchgegeben.«

»Von wo?« fragte Jane rasch.

»Von Longford Manor aus«, antwortete Bourke und studierte angelegentlich das Muster des Teppichs. »Sonderbar, nicht wahr? Von Longford Manor aus! Der Telefonbeamte in Longford sagte, daß er im Halbschlaf gewesen sei und daher einige Minuten gebraucht habe, um die Verbindung herzustellen. Das bedeutet, daß man schon einige Zeit vor drei Uhr fünfzig versucht haben muß, die Meldung durchzugeben. Aber wer hat telefoniert? Die Antwort darauf ist noch sonderbarer.« Bourke rieb sich gereizt das Kinn. »Der Telefonbeamte, der seinen Bezirk genau kennt und weiß, daß Longford Manor oft an Fremde vermietet wird, hat sich nämlich nach dem Namen des Sprechers erkundigt.«

»Und wer war es?« Jane flüsterte nur noch.

Bourke hob seinen Blick langsam zu ihrem Gesicht empor.

»Was glauben Sie, wer es war, Mrs. Clifton? Niemand anders als Peter! Der Beamte will sogar seine Stimme erkannt haben.«

Eine Weile herrschte Schweigen.

»Sehr merkwürdig, nicht wahr?« fuhr Bourke endlich fort, und dann sagte er etwas, was Jane furchtbar erschreckte.

»Es gibt ein oder zwei Dinge, die ich unbedingt finden muß, Mrs. Clifton: erstens den Smoking und das Hemd, die Peter am Abend vor dem Mord trug, und zweitens den Kohlenhammer aus seinem Arbeitszimmer. Der alte Mann, der Peter in Longford Manor bedient, hat mir gesagt, daß Peter zwei Abendanzüge mithatte, daß der eine Smoking aber fehle. Ebenso sicher ist er, daß das Hemd, das Peter an jenem Abend getragen hat, verschwunden ist. Er sagt, es sei ihm aufgefallen, weil es das einzige Hemd mit eckigen Manschetten gewesen sei, alle anderen hätten abgerundete Ecken. Außerdem erklärte er, das in Peters Zimmer vorgefundene Hemd sei noch gar nicht getragen worden, weil einer der Ärmel infolge der Stärke etwa sechs Zenti-

meter von der Schulter an noch verklebt gewesen sei.«

Die ganze Zeit über sah Bourke die junge Frau nicht an.

Schließlich fuhr er nach einer kleinen Pause fort: »Als Peter geweckt wurde, war er nur mit einem Unterhemd und einer Hose bekleidet, was darauf hindeutet, daß ihn jemand ausgezogen hat. Dieser Jemand kann ihm auch Gesicht und Hände gewaschen haben. Dessen bin ich allerdings nicht ganz sicher. Ich möchte aber gern wissen« - und seine Blicke waren bei diesen Worten fest, und wie es Jane schien, drohend auf sie gerichtet -, »wo sich in diesem Augenblick die Kleidungsstücke und der Kohlenhammer befinden.«

Sie nahm einen Anlauf, zu sprechen, aber er hielt sie durch eine Gebärde zurück.

»Sagen Sie noch nichts, ehe ich zu Ende gekommen bin, Mrs. Clifton. Und halten Sie sich vor Augen, daß ich zwar theoretisch Tag und Nacht im Dienst bin, aber doch auch Erholungspausen einschalten muß, während der ich mich als freier Mensch fühlen darf. Und wenn ich ein freier Mensch bin, muß ich vergessen, daß ich Kriminalbeamter bin, denn sonst müßte ich einfach verrückt werden.« Er warf einen Blick auf seine Uhr. »Ich bin jetzt bereits seit drei Minuten ein freier Mensch und werde es vielleicht bis heute abend sieben Uhr bleiben können. In dieser Zeit bin ich nur ein sehr guter Freund Peters.«

Jane verstand und nickte ihm dankbar zu.

»Und nun noch einmal zu den verschwundenen Sachen.«

Er kramte in seiner Tasche herum und vergaß nicht, um Erlaubnis zu bitten, rauchen zu dürfen. Jane hielt ihm mit zitternder Hand ein Streichholz hin, er schien ihre Erregung jedoch nicht zu bemerken.

»Danke sehr, Mrs. Clifton. Wie gesagt, die Dinge interessieren mich in hohem Maße. Ich wäre trostlos, wenn ich annehmen müßte, daß sie sich in den Händen der Feinde Peters befinden - oder daß sie so aufbewahrt werden, daß sie in ihre Hände fallen

könnten. Wenn ich dagegen« - er ließ einen Rauchring zur Decke steigen und sah ihm andächtig nach - »sicher wäre, daß eine Person sie hat, die Peters Freund ist und ihm helfen möchte, so wäre mir das eine große Erleichterung.«

»Darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen«, sagte sie, ohne nachzudenken.

»Sehr schön! Das ist mir - als freiem Menschen - eine große Beruhigung. Aber etwa um sieben Uhr abends werde ich vielleicht in amtlicher Eigenschaft bei Ihnen erscheinen und Ihnen allerhand lästige Fragen stellen. - Dürfte ich Sie um eine Tasse Tee bitten?«

Jane sprang auf und klingelte. Mr. Bourke hatte somit Zeit gewonnen, sein weiteres Vorgehen zu überlegen.

»Ich habe eine Schwäche für Tee«, gestand er, als der Butler mit einem Tablett erschien, »das ist aber nicht meine einzige.«

Er schwieg und beobachtete den Diener, bis sich die Tür hinter ihm schloß, dann fuhr er fort:

»Ich habe auch eine Schwäche für die Armen und schenke ihnen mit Vorliebe alte Kleider und ähnliche Dinge. Falls Sie etwa einen alten Smoking oder ein altes Hemd besitzen, so hätte ich eine gute Verwendung dafür. Ebenso für Werkzeuge - wie Meißel oder Hammer. Eine Menge Verbrecher können nicht zu ehrlicher Arbeit zurückkehren, weil es ihnen an Handwerkszeug fehlt. Es ist freilich viel verlangt, wenn ich Sie bitte, mir solche Sachen zu überlassen«, meinte er nachdenklich und rührte aufmerksam in seiner Teetasse herum, »und ich könnte mir vorstellen, daß Sie Angst haben, die Sachen könnten in falsche Hände kommen. Aber angenommen, Sie besitzen solche Dinge, Mrs. Clifton, so würden Sie sie doch sicher nicht ins Kaminfeuer stecken oder gar in die Themse werfen wollen. Sie wissen, Unrat in den Fluß zu werfen, ist streng verboten, und Inspektor Rouper ist ein sehr gewissenhafter Beamter, der eine Verletzung der Vorschriften über die Reinhaltung der Themse sicher nicht dul-

den würde. Wenn er Sie etwa mit einem Paket aus dem Haus kommen sähe, so wäre er imstande, Sie zu verfolgen und es Ihnen in diesem Moment abzunehmen, wo Sie es ins Wasser werfen wollten. Sie müssen wissen, Mrs. Clifton«, - wieder sah er sie vielsagend an -, »daß ich nicht der einzige bin, der sich für alte Kleider interessiert. Falls Sie also welche loswerden wollen . . .«

Jane fand endlich ihre Stimme wieder.

» . . . dann würde ich sie jedenfalls lieber Ihnen geben als sonst jemandem«, vollendete sie den Satz.

Mr. Bourke nickte: »Ich bin sehr froh, das zu hören.« Mit wütendem Eifer rührte er seinen Tee um. »Es könnte auch sein, daß Rouper mit einem Haussuchungsbefehl erschiene und alle alten Kleider für seine Armen haben wollte.«

»Sie scheinen Rouper nicht sehr zu lieben«, stellte Jane fest.

Bourke lächelte breit.

»Ich bin Roupers Vorgesetzter, und darum kann ich mich dazu nicht äußern!« Er setzte seine Tcetasse nieder. »Haben Sie schon einmal gesehen, wie eine Haussuchung durchgeführt wird?«

Jane schüttelte den Kopf.

»Möchten Sie sehen, wie das gemacht wird?« Als er ihren ängstlichen Blick sah, schmunzelte er beruhigt. »Wir können ja eine Probe veranstalten.«

Jane wurde ernst. »Sind Sie sicher, daß diese Wohnung durchsucht werden wird?« und als er nickte, fragte sie weiter: »Noch heute abend?«

»So gegen sechs Uhr, denke ich«, antwortete Bourke bedächtig. »Und da möchte ich Ihnen ganz inoffiziell gern zeigen, was die Leute machen werden.«

Jane erhob sich sofort.

»Mit welchem Zimmer würden sie beginnen?«

»Mit dem Peters«, sagte er sogleich. »Er wird doch ein Ar-

beitszimmer haben - die meisten Leute besitzen eins.«

»Waren Sie denn noch nie hier?« wunderte sie sich, ihm vorangehend.

»Dutzende von Malen«, erwiderte er kühl, »aber ich versetze mich in die Lage eines Menschen, der nicht weiß, wie die Wohnung eingeteilt ist. Mein Name ist für den Augenblick Rouper,«

Peters Arbeitszimmer war ein großer Raum im zweiten Stockwerk, genau oberhalb des Salons gelegen. Bourke blieb in der Tür stehen und sah sich rasch um.

»Ich denke mir, sie würden die Bücherschränke in Ruhe lassen«, murmelte er, »und der Schreibtisch ist wahrscheinlich versperrt.«

Er trat an das hübsche Empire-Möbelstück heran und versuchte, die vier Schubladen herauszuziehen. Sie waren offen und enthielten nur Briefpapier und solche Dinge, die ein ordentlicher Mensch in seinem Schreibtisch aufbewahrt.

»Es muß doch irgendwo einen Safe geben.«

Schließlich fand er ihn in die Wand eingebaut und stellte zu Janes Erstaunen auch sofort die Buchstaben des Sicherheitsschlusses richtig ein, so daß die Tür aufsprang.

»Ich kenne die Buchscabekombination; dies ist eines der Geheimnisse, die Peter und ich teilen«, erklärte er. »Sie müssen wissen, er fürchtete immer . . .«

Er brach plötzlich ab, runzelte die Stirn und starrte zum Fenster hinaus.

»Daran habe ich noch gar nicht gedacht«, murmelte er.

»Woran haben Sie noch nicht gedacht? Wovor fürchtet sich Peter?«

Bourke gab keine Antwort, sondern wandte seine ganze Aufmerksamkeit dem Innern des Safes zu. Darin befand sich eine Anzahl dicker, mehrfach versiegelter Briefumschläge. Er nahm einen nach dem andern heraus und las die Aufschriften, die er sie nicht sehen ließ. Dann fuhr er nochmals mit der Hand in die

Tiefe des Stahlschranks.

»Hier ist es!« schrie er auf, als er ein dickes Buch, anscheinend ein Tagebuch, hervorzog. Es war in rotes Leder gebunden und hatte die Jahreszahl aufgedruckt.

»Das ist genau das Buch, das ich, Inspektor Rouper, zu finden wünschte.«

»Ich wußte gar nicht, daß Peter Tagebuch führt«, meinte Jane, durch Bourkes Verhalten beunruhigt. Aber sie mußte sich eingestehen, daß sie überhaupt kaum etwas von Peter wußte.

Der Kriminalbeamte schlug das Buch langsam auf und wandte dann Blatt um Blatt, bis er zur ersten beschriebenen Seite kam. Auf ihr stand in Peters charakteristischer Handschrift:

›240 U. S. B. N. 100. Alle vortrefflich gelungen. Mit Post nach Baltimore‹

Jane zog die Brauen hoch: »Was bedeutet das?«

»240 Banknoten der Vereinigten Staaten zu je 100 Dollar«, erklärte Bourke gelassen, »die mit der Post an einen Agenten geschickt wurden, wenn der Notiz zu glauben ist.«

Jane verließen plötzlich die Kräfte, und sie fürchtete, ohnmächtig zu werden.

»Ist es denn wahr?« flüsterte sie entsetzt, und es kam ihr vor, als spräche jemand anders.

»Vergessen Sie nicht, daß ich jetzt Rouper bin! Als solcher sage ich nur die brutale Wahrheit. - Später werde ich wieder Bourke sein.«

Er blätterte weiter und hielt bald wieder inne. Jane wollte die Aufzeichnungen gar nicht sehen, aber ihre Blicke wurden doch wie magisch hingezogen. Auf der Seite stand:

›300 U. S. B. N. 100. Drei mißlungen. Mit Post an SG. 3, Chicago‹

Dann fand sich eine Eintragung vom 3. Mai:

›700 MI. S. B. B. Ausgezeichnete Platte, zwei mißlungen.‹

Bourke erklärte: »Das ›MI.‹ bedeutet mille, also Tausender. ›S.

B. B. < heißt Schweizer Bundesbank. Da nicht angegeben worden ist, wohin diese Noten geschickt wurden, sind sie wahrscheinlich abgeholt worden. Tatsächlich sind in der Schweiz Ende Mai eine Menge gefälschter Banknoten festgestellt worden.«

»Aber das ist ja fürchterlich!« Jane schlug die Hände vor das Gesicht. »Ich will nicht weiterlesen. Ist es denn wirklich wahr, Mr. Bourke?«

»Mr. Rouper«, wies sie der Chefinspektor lakonisch zurecht. »Sie dürfen nicht vergessen, daß ich Rouper bin - und Rouper zu fragen, ob es wahr sei, hat keinen Sinn, denn er wird es auf jeden Fall behaupten. Rouper hat keine Ahnung von der Wahrheit und wird sie auch nie erfahren.«

»Bitte, ich will nichts mehr davon sehen«, wiederholte Jane, als er weiterblätterte.

Bourke grinste und erhob sich steif von seinem Sessel.

»Es wird wohl das beste sein, wenn ich das auch zu den alten Kleidern packe«, stellte er fest.

Jane mußte gegen ein Schwindelgefühl ankämpfen bei dem Gedanken, daß dieser unerschütterlich ruhige Mann ihr vielleicht doch nur eine Falle stellte, um ihr die Beweisstücke zu entlocken. Bourke schien ihre Gedanken lesen zu können, denn er sagte in ganz verändertem, gütigem Ton: »Es hilft alles nichts, Mrs. Clifton. Irgend jemandem müssen Sie Ihr Vertrauen schenken !«

Er trat wieder an den Safe heran, sperrte ihn ab und maß mit den Augen die Entfernung von der Glastür des Balkons bis zu dem Platz an der Wand, in die er eingelassen war. Dann trat er auf den Balkon hinaus und sah hinab.

»Innenarbeit«, murmelte er vor sich hin, ohne weiter eine Erklärung abzugeben. Er musterte rasch, aber gründlich das Zimmer, ließ seine Blicke über die Bücher und den Fußboden schweifen und schien befriedigt zu sein.

»Die anderen Räume brauche ich nicht zu sehen, Mrs. Clifton.

Ich fürchte, mein Tee ist inzwischen kalt geworden, aber das macht nichts. Gehen wir in den Salon zurück.« Bourke sprach mit großer Bestimmtheit, und jedes Wort hatte seine Bedeutung. »Wenn Sie die Güte haben wollten, mir jetzt das Paket mit den Kleidern zu bringen, für die Sie keine Verwendung haben, so wäre ich Ihnen überaus dankbar.«

Er trat einen Augenblick auf den Gang hinaus und sah sich um, ob niemand gelauscht habe, dann kehrte er zu seinem Sessel am Kaminfeuer zurück. Wenige Minuten später erschien Jane, sehr blaß, und mit einem in braunes Packpapier gehüllten Bündel unter dem Arm.

»Hier sind die alten Kleider, Mr. Bourke«, lächelte sie mühsam. »Oder sind Sie noch Mr. Rouper?«

»Bourke«, erwiderte er sofort. »Mr. Rouper wird . . .« Die Tür ging auf, und ehe noch der Butler den neuen Besucher anmelden konnte, sah Jane schon Roupers Gesicht hinter ihm auftauchen. Rouper trat ohne viel Federlesens ein und schickte den Diener mit einer Kopfbewegung fort.

»Ich bedauere, Mrs. Clifton«, führte er sich ein, »aber ich habe eine sehr unangenehme Pflicht zu erfüllen.« Erst in diesem Moment entdeckte er den Chefinspektor. »Sie sind mir ein wenig zuvorgekommen, Sir«, meinte er spitz.

»Bin auch gerade erst gekommen, Rouper«, brummte der andere. »Tun Sie nur Ihre Pflicht.«

Rouper verschluckte eine Gegenäußerung, kramte in seiner Brusttasche und zog ein zusammengefaltetes Papier hervor.

»Ich habe hier den vom Gericht erlassenen Hausdurchsuchungsbefehl, Mrs. Clifton. In Befolgung dieses dienstlichen Auftrages möchte ich jetzt Ihre Wohnung genauestens durchsuchen.«

»Er muß seiner Pflicht nachkommen«, sagte Bourke salbungsvoll mit einem nahezu wohlwollenden Blick auf seinen Untergebenen, nahm seinen Hut und klemmte das braune Paket unter

den Arm.

»Ja, als Junggeselle muß ich meine Wäsche selber zur Wäscherei bringen, lieber Rouper«, nickte er ihm zu, dann verließ er nach einer Verbeugung vor Jane das Zimmer. Er überließ es ihr, Mr. Rouper, dessen Gesicht immer länger wurde, auf seiner Suche nach blutigen Kleidern und einem Tagebuch durch die Wohnung zu führen.

Rouper steuerte sofort zielsicher auf den Wandsafe zu.

»Kennen Sie die Kombination?« wollte er wissen.

»Nein«, antwortete sie wahrheitsgemäß.

Offenbar schenkte er ihr keinen Glauben; aber seine Frage war ganz überflüssig gewesen, denn er zog einen Zettel aus der Tasche, prägte sich die darauf verzeichneten Buchstaben ein und hatte gleich darauf den Stahlschrank geöffnet.

Rouper erbrach die versiegelten Umschläge und sah ihren Inhalt durch. Sie schienen jedoch keine Geheimnisse zu enthalten: Es gab da einen oder zwei Mietverträge, ein Bündel Briefe, die anscheinend mit Peters Aufenthalt in Südafrika zu tun hatten, und ein Dokument, das der Inspektor entfaltete, um einen Blick hineinzuworfen. Jane guckte über seine Schulter und erkannte, daß es ein Testament war - vermutlich das von Peters Vater. Ihr kam blitzartig die Erinnerung an Mr. Radlows Worte: »Wenn die Esel nur das Testament genauer studiert hätten . . .« Anscheinend war Rouper an diesem Dokument nicht interessiert, denn er faltete das Papier wieder zusammen und legte es neben die anderen auf einen Sessel.

Jane nahm sich vor, sich das Kennwort für das Sicherheitsschloß zu verschaffen und das Testament genauer durchzusehen. Angesichts der neuen Probleme, die der Abend noch brachte, vergaß sie aber diesen Entschluß wieder.

Das Ergebnis der Haussuchung war für Rouper höchst unbefriedigend. Er hatte auch das von Longford mitgebrachte Gepäck durchstöbert, jedoch ohne Erfolg. Hierüber verärgert, be-

ging er einen Fehler:

»Was war denn in dem Paket, das Chefinspektor Bourke mitgenommen hat?« fragte er, doch noch ehe er den Satz vollendet hatte, erkannte er, daß er eine Dummheit begangen hatte.

»Sollten Sie diese Frage nicht Chefinspektor Bourke selbst stellen?« antwortete Jane gelassen.

»Ich habe nur gescherzt, Mrs. Clifton.«

Das kam so eilig heraus, daß Jane erkannte, Rouper hatte eine Heidenangst vor seinem Vorgesetzten.

»Ich hoffe, Sie werden es Mr. Bourke nicht wieder sagen; er könnte meinen Spaß mißverstehen.«

Gleich darauf verabschiedete er sich, und Jane blieb wieder ihren Gedanken überlassen. Das Mosaik, mit dem sich ihr Geist unausgesetzt beschäftigte, war um einige bunte Steine bereichert worden.

Ehe sie sich zu ihrem einsamen Abendessen niedersetzte, rief Peter an. Er schien überaus nervös zu sein, und Jane konnte sich vorstellen, in welcher Spannung er lebte.

»Ich konnte dich leider nicht eher anrufen, es gab hier allerlei Unannehmlichkeiten«, entschuldigte er sich, aber dann erkundigte er sich gleich teilnahmsvoll nach ihrem Ergehen und fragte, ob sie auch alles habe, was sie brauche. »Es muß doch scheußlich für dich sein, so allein in der fremden Wohnung zu sitzen. Willst du nicht deinen Vater bitten, über Nacht zu dir zu kommen?«

Jane hatte selbst schon daran gedacht, den Plan aber doch wieder verworfen.

»Nun, morgen komme ich zu dir«, fuhr Peter fort. »Hast du übrigens Bourke gesehen - und auch Rouper?«

Jane berichtete von dem Besuch Roupers, wollte aber am Telefon nicht von Bourkes seltsamem Benehmen erwähnen.

»Ich bin in einer sehr dummen Lage«, hörte sie Peter weitersprechen. »Anscheinend war ich der Mann, der der Nachrich-

tenagentur den ersten telefonischen Bericht über das Verbrechen gegeben hat, obschon ich bei Gott nicht weiß, warum ich das hätte tun sollen. Ich wußte ja nicht einmal, daß diese Agentur existiert, noch viel weniger kannte ich ihre Telefonnummer ...«

»Was?« staunte Jane. »Bist du ganz sicher, daß du die Nummer nicht gewußt hast?«

»Ganz sicher sogar«, erwiderte er überrascht. »Ich habe doch noch nie mit der Presse zu tun gehabt. Warum fragst du?«

Sie schwieg eine Weile, so daß er nochmals fragte.

»Weil sich in Longford Manor überhaupt kein Telefonbuch befindet«, antwortete sie langsam. »Ich wollte bald nach unserer Ankunft eine Adresse nachschlagen, da sagte mir Anna, man habe das alte Verzeichnis weggeworfen, und ein neues sei noch nicht geliefert worden.«

Jane erwähnte nichts von dem Besuch des alten Rechtsanwaltes. Sie dämpfte ihre Stimme zum Flüsterton: »Peter, ich kann es kaum erwarten, dich morgen zu sehen. Ich muß vor allem wegen deines Tagebuchs mit dir sprechen.«

»Weswegen?«

»Wegen deines Tagebuchs.«

Nach einer kurzen Pause meinte er, sichtlich überrascht: »Aber ich führe doch gar kein Tagebuch!«

»Das hatte ich mir gedacht!« jubelte sie in den Apparat.

Kaum hatte Jane den Hörer aufgelegt, als das Telefon wieder läutete. Bevor sie sich noch melden konnte, hörte sie eine fremde, rauhe Stimme:

»Peter Clifton . . . ? Bist du es, Peter Clifton? Du Mörder!«

Es war Mrs. Anderson.

Und dann ein Stimmengewirr, aus dem sie die Worte heraushörte: »Ich kenne dich, Blonberg! Ich weiß . . .« Jemand schien die verrückte Frau vom Apparat weggerissen zu haben.

Eine ruhige Stimme sagte: »Es tut mir leid, wenn Sie belästigt worden sind. Ich bin die Wärterin.«

Janes Mund war ganz trocken, und sie hatte Mühe, einige Worte hervorzubringen.

»Wo ist sie jetzt eigentlich?« fragte sie endlich.

»In Ihrem eigenen Haus in St. James Wood. Spreche ich mit Mrs. Clifton? Ja? Sie wollte schon den ganzen Abend aus dem Bett, um bei Ihnen anzurufen, aber erst in diesem Moment, als wir kurz aus dem Zimmer waren ...«

Die Wärterin erging sich noch länger in Erklärungen und Entschuldigungen, aber Jane war mit ihren Gedanken ganz woanders.

Blonberg war der Häuseragent, der Longford Manor verwaltete und der es auch an Peter vermietet hatte. Welche Rolle spielte dieser Mann in dem ganzen Drama? Das war ein neues Steinchen, für das sie einen Platz im Mosaik finden mußte.

Dieser Abend schien kein Ende finden zu wollen. Jane begann eine Patience zu legen, aber bald warf sie ungeduldig die Karten zusammen. Dann setzte sie sich an den Flügel, doch die Klänge, die sie ihm entlockte, steigerten noch ihre Nervosität. Um neun Uhr zog sie schließlich ihren Mantel an und befahl dem Butler, ein Taxi zu rufen.

Es war noch keine Woche vergangen, seit sie ihr Vaterhaus verlassen hatte, und doch kam ihr die Avenue Road bereits fremd vor; sogar das Haus, in dem sie ihre Jugend verbracht hatte, schien ihr nicht mehr vertraut. Ihr altes Dienstmädchen öffnete das Tor und blieb bei dem unerwarteten Anblick überrascht stehen.

»Gott sei Dank, daß Sie zurück sind, Miss!« flüsterte sie. »Wie gut, daß Sie das unheimliche Landhaus verlassen haben ...«

»Wo ist mein Vater?« fiel ihr Jane ins Wort. »In seinem Arbeitszimmer, Miss - Verzeihung, Madam!« Jane ging ins Hinterhaus, wo sich das große Atelier befand, und klinkte die Tür auf. Nur eine Deckenlampe brannte. John Leith war nicht zu sehen. Offenbar war er in seinem Kabinett. Sie wollte die Tür des Allerheiligsten öffnen - sie war versperrt.

»Wer ist da?« rief ihr Vater. »Ich bin's - Jane!«

Sie hörte ihn einen Ruf des Erstaunens ausstoßen und einen Stuhl zurückschieben, dann ging die Tür auf. Anscheinend hatte er an einer Landschaftsskizze gearbeitet, denn das Reißbrett mit der halbvollendeten Zeichnung stand schräg an die Wand gelehnt auf seinem Arbeitstisch.

»Was ist denn mit dir los?« fragte er kurz.

»Ich langweile mich«, antwortete sie mit einem Lächeln.

»Ach so! - Ist Peter nicht in die Stadt gekommen?«

»Er kommt erst morgen.«

In diesem Augenblick erkannte Jane, daß ihr Zusammenleben eigentlich immer etwas Gezwungenes an sich gehabt hatte. Schon heute morgen hatte sie das Gefühl gehabt, daß ihr Vater und sie einander fremd geworden seien. Jetzt, da sie darüber nachdachte, mußte sie sich sagen, daß sie sich eigentlich immer fremd gewesen waren. Sie hatte immer alles nach ihrem eigenen Kopf getan, und er hatte ihr in allem und jedem ihren Willen gelassen. Sogar die Zuneigung, die sie für ihn empfand, war vielleicht vor allem dem reibungslosen Verhältnis zwischen ihnen zuzuschreiben.

»Die ganze Geschichte ist furchtbar!« John Leith saß wieder in dem altgewohnten Lehnstuhl, und die weißen Hände mit den langen, feinen Fingern strichen durch den Bart. »Mit Hate habe ich nicht viel Mitleid - er war ein Lump! Ich habe ihm noch am Vorabend deiner Hochzeit ins Gewissen geredet, und dann hat er sich doch so schändlich benommen.«

»Weißt du, daß man Peter des Mordes verdächtigt?«

»Ja, ich habe die Zeitungen gelesen.« Er streckte die Glieder und seufzte tief: »Gott sei Dank, daß du dir nichts aus ihm machst!«

»Ich liebe ihn aber«, sagte sie einfach. Er richtete sich kerzengerade auf und starrte sie ungläubig an.

»Das ist doch wohl nicht dein Ernst?« Er versuchte gar nicht erst, seine Betroffenheit zu verhehlen. »Natürlich hatte ich immer den Eindruck, daß er dir nicht gerade unsympathisch war, und natürlich hoffte ich, daß du ihn mit der Zeit gern haben würdest, aber . . .«

Ihr Vater sprach nur zögernd, und seine Worte konnten sie nicht überzeugen. Vielmehr dämmerte ihr die Erkenntnis auf, daß er es durchaus nicht gehofft hatte.. »...aber ich habe mir gedacht...« Offensichtlich war ihm nicht sehr behaglich zumute. »Habe mir gedacht, daß eure Ehe - du wirst dich doch erinnern, daß du mir noch vor Antritt eurer Hochzeitsreise gesagt hast, du

würdest Peter bitten, dich noch einige Zeit in Ruhe zu lassen, damit du ihn besser kennenlernen könntest. Tatsächlich habe ich Peter angedeutet . . .«

Jane unterbrach ihn.

»Ich habe genug Zeit gehabt, ihn kennenzulernen - und ich liebe Peter. Alles, was ich früher gesagt habe und was du angedeutet hast, ist belanglos geworden. Ich liebe ihn - aber ich weiß wirklich nicht, ob ich deshalb glücklicher bin.«

Er blickte sie beunruhigt an. Verlegen meinte er dann:

»Darüber müßte man sehr glücklich sein, wenn - wenn nicht diese schreckliche Geschichte geschehen wäre.«

Plötzlich fiel Jane ein, daß sie ihrem Vater schon bei ihrem letzten Beisammensein etwas hatte erzählen wollen.

»Weißt du, daß Peter die angeblich verlorenen Radierungen wiedergefunden hat?«

Einen Augenblick sah er sie verdutzt an.

»Was für Radierungen?« Dann sah sie, wie ihm das Kinn herabsank. »Du meinst doch nicht ... Du meinst doch nicht die Platten?« Er nahm sich jedoch rasch zusammen und fuhr fort: »Das freut mich wirklich! Hat Peter dir gesagt, wo er sie gefunden hat?«

Jane war sprachlos vor Staunen. Warum machte diese belanglose Nachricht einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß alle Farbe aus seinem Gesicht gewichen war?

»Ja, ich freue mich, daß Peter die Radierungen wiedergefunden hat.« John Leith hatte seine Selbstbeherrschung zurückgewonnen. »Weißt du, Jane, sie waren ja keine epochemachenden Meisterwerke, aber Peter hat doch wohl sehr großen Wert auf sie gelegt... Ich hätte das sicher auch getan, wenn ich in seinem Alter schon ähnliches geleistet hätte.«

Anscheinend hatte er keine Lust, die schrecklichen Ereignisse der letzten Tage zu besprechen. Dagegen kam er noch einmal auf ihr Verhältnis zu ihrem Mann zurück.

»Ich würde mich an deiner Stelle nicht zu stark an Peter binden, Jane ... Ich hatte heute ein längeres Gespräch mit Wells, und er sagte mir, daß er heute morgen einen Spezialisten nach Longford Manor gerufen habe, um Peter untersuchen zu lassen; sie seien beide ein wenig beunruhigt. Auch wisse er nicht, wie die Kriminatuuntersuchung ausfallen werde. Du mußt dich jedenfalls auf das Schlimmste gefaßt machen.«

»Mit anderen Worten: Du glaubst, Peter ist wahnsinnig?«

Ihr Vater zuckte die Achseln.

»Ich weiß es nicht. Wells ist verdammt schlau und natürlich ganz auf Peters Seite . . .«

»Wirklich?«

Er blickte sie scharf an.

»Warum fragst du?«

»Ich bin mir dessen nicht so sicher.«

»Daran kann gar kein Zweifel bestehen«, betonte John Leith mit erhobener Stimme. »Natürlich muß Wells auf seine Berufspflichten Rücksicht nehmen. Er ist ein angesehener Mann.«

»Seit wann ist er denn ein sehr angesehener Mann, Vater?«

Es war ein Abend der Überraschungen für John Leith.

»Was du für sonderbare Fragen stellst! Ich dachte immer, du hättest Donald gern?«

»Wie lange ist er schon ein sehr angesehener Mann? Wann hat er denn Nunhead verlassen?«

Bei dem Wort Nunhead stutzte John Leith.

»Wer hat dir etwas von Nunhead erzählt?« erkundigte er sich, aber ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er fort: »Vermutlich hast du etwas über jene unglückliche Geschichte gehört, in die Wells verwickelt war. Ich kann dir nur sagen, daß ich sie ganz genau kenne und daß Donald vollkommen unschuldig ist. Zu einer Anklage kam es nicht, und die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden, waren dem Berufsneid der Kollegen zuzuschreiben. Die alte Frau ist eines natürlichen Todes gestorben, und es

wurde keine Spur von Gift entdeckt. Nebenbei hatte Donald auch nicht einen Penny von ihr geerbt. Alles, was du darüber gehört haben solltest, ist nur bössartiger Klatsch.« Er erhob sich von seinem Stuhl. »Und jetzt solltest du nach Hause gehen, vielleicht ruft Peter noch einmal an.«

Man konnte ihm ansehen, daß er sich während der ganzen Unterhaltung nicht sehr behaglich gefühlt hatte, und Jane hätte sich darüber sicher den Kopf zerbrochen, wenn ihr nicht seine Worte über Dr. Wells reichlich Stoff zum Nachdenken gegeben hätten. Was sie über Donald erfahren hatte, war ihr neu und schien ihr nicht bedeutungslos. Sie verabschiedete sich von ihrem Vater und ging in die Halle hinaus. Das Mädchen kam die Treppe herunter, um die Tür zu öffnen.

»Das Haus steht auf dem Kopf, seitdem Sie es verlassen haben«, plauderte sie. »Das ganze obere Stockwerk wird neu tapeziert, und heute war ein Innenarchitekt da, um die Möbel für Ihre Zimmer auszumessen.«

»Möbel für meine Zimmer? Wie meinen Sie das?«

»Bitte, verraten Sie Mr. Leith nicht, daß ich Ihnen etwas erzählt habe. Es sollte ja ein Geheimnis bleiben. Mr. Leith läßt das obere Stockwerk zu einer eigenen kleinen Wohnung für Sie herrichten . . .«

Jane stieg in das wartende Taxi; sie war ganz verwirrt. John Leith erwartete also, daß sie wieder zu ihm ziehen würde - hatte es offenbar schon vom Tag ihrer Hochzeit an erwartet. Anscheinend hatte er gewußt, daß sie einen Wahnsinnigen heiratete!

Jane hoffte, daheim Nachrichten von Donald Wells oder von Marjorie vorzufinden, doch nach Auskunft des Butlers hatte das Telefon während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit nicht geläutet. Sie ging sofort zu Bett und schlief wider Erwarten gut. Es war schon neun Uhr, als sie erwachte und aus den Händen einer freundlichen Zofe, die sie am Abend vorher noch nicht gesehen hatte, ihren Tee entgegennahm. Das Mädchen war schon vor ih-

rer Hochzeit für sie engagiert worden, war aber bis zu Janes Ankunft in Urlaub gewesen.

Die Morgenpost brachte ihr zwei Briefe. Der eine war von Peter und enthielt nur wenige Zeilen; der andere, ein sehr langes Schreiben, war von ihrem Vater:

»Du mußt mich gestern abend für wenig teilnehmend gehalten haben, aber in Wirklichkeit war ich sehr aufgeregt über das, was Donald Wells mir berichtet hatte; so war ich nicht in der Verfassung, über Peter und Deine Zukunft mit Dir zu sprechen. Ich fürchte, die Sache steht sehr schlimm für Peter. Donald sagte, der mit der Untersuchung betraute Kriminalbeamte habe geäußert, er sei berechtigt, Peter zu verhaften - und er hätte es auch schon getan, wenn nicht eine einflußreiche Persönlichkeit von Scotland Yard ihn daran gehindert hätte.«

Jane dachte an die gespannten Beziehungen zwischen Rouper und Bourke und konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

»Als Du gegangen warst, kam Donald Wells zu mir. Seine Frau hat einen Nervenzusammenbruch erlitten, und er schickt sie auf Reisen, damit sie sich wieder erholt. Sie verläßt London morgen früh mit dem Acht-Uhr-Zug, Ich schreibe Dir das, falls Du sie anrufen willst. Es freute mich, von Donald zu hören, daß Ihr Euch angefreundet habt. Marjorie ist zwar eine boshafte Klatschbase und redet eine Menge Unsinn, aber es ist besser, wenn man sich gut mit ihr steht. Donald meinte, daß sie Dir von der Geschichte in Nunhead erzählt hat. Übrigens solltest Du Dich mit einem guten Rechtsan-

walt In Verbindung setzen, und zwar so bald wie möglich - der beste wäre wohl der berühmte Sir John Lafe.<

Der Rest des Briefes befaßte sich hauptsächlich mit seiner eigenen Gemütsverfassung und mit seinem Bedauern, daß er die Heirat zugelassen hatte. Schließlich hieß es noch:

›Donald vertritt eine Theorie, die mir sehr phantastisch erscheint. Er meint, Peter sei der ›Fuchs‹, der Banknotenfälscher, von dem alle Welt spricht. Er sagt, es sei keine Seltenheit, daß Irrsinn sich in Form irgendeiner versteckten verbrecherischen Leidenschaft äußere; in diesem Zusammenhang wies er auf Peters ungewöhnliche Fähigkeiten als Zeichner und Radierer hin. Die Polizei soll in Longford Manor einen geheimen Raum entdeckt haben, der nach Meinung Inspektor Roupers zweifellos zur Herstellung von Falschgeld benutzt worden war. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen von Zufällen, daß Peter schon seit Jahren zeitweilig auf Longford Manor gewohnt hat. Es besteht sogar die Möglichkeit, daß er der eigentliche Besitzer des Anwesens ist.<

Jane las den Brief zweimal durch, ehe sie ihn zerriß und die Stücke ins Kaminfeuer warf. Dann sah sie die Postkarte an, die gleichfalls mit der Morgenpost gekommen war. Sie stammte von Marjorie:

›Wollen Sie am Dienstag um ein Uhr mittags mit mir im Carlton frühstücken? - M.<

Diese Nachricht ließ nicht gerade auf einen Nervenzusammenbruch schließen, und Marjorie erwähnte auch nichts von einer bevorstehenden Abreise. Jane schüttelte ratlos den Kopf.

Doch eine Frage wenigstens sollte noch an diesem Morgen geklärt werden. Jane bestellte den Wagen und ließ sich in die Knowlby Street fahren. Dort herrschte zwar ein überaus reger Verkehr, aber der Chauffeur hatte keine Schwierigkeiten, das Higgon-Gebäude zu finden.

Jane stieg aus, betrachtete die Namensschilder am Türpfosten und entdeckte bald, was sie suchte: »Blonberg, Finanzier«. Darunter stand, offenbar erst kürzlich dazugemalt: »Auskünfte, III. Stock«. Sie kletterte die steile und enge Treppe hinauf und kam atemlos im dritten Stockwerk an, in dem eine Glastür die Aufschrift »Auskünfte« trug.

Aber offenbar besaß Mr. Blonberg noch ein anderes Büro, denn eine kleine, auf die Wand gemalte schwarze Hand wies nach oben, und darunter stand: »Blonberg, Privatkonto«. Jane stieg also noch höher und pochte schließlich an eine Tür, worauf eine schrille Stimme »Herein« rief. Sie trat ein und stand in einem kleinen, sehr schmutzigen Vorzimmer, in dem zwei Sterotypistinnen auf ihren Maschinen klapperten, während eine dritte junge Dame angelegentlich damit beschäftigt war, sich vor einem winzigen Spiegel über dem Kamin die Nase zu pudern.

»Ich möchte Mr. Blonberg sprechen.«

»Sind Sie bestellt?« fragte das dritte Mädchen von oben herab, indem es den Deckel der Puderdose laut einschnappen ließ.

»Wollen Sie ihm bitte sagen, daß Mrs. Clifton ihn zu sprechen wünscht.«

Die Angestellte verschwand durch eine Tür und tauchte erst nach zwei Minuten wieder auf. Sie machte eine Handbewegung, und Jane schritt an ihr vorbei in Mr. Blonbergs Heiligtum.

Das Zimmer war noch enger als das Vorzimmer. An einem winzigen Tisch saß ein kleiner, wenig appetitlich wirkender

Mann. Er hatte graue Haare und war unrasiert.

»Treten Sie ein, Madam, und nehmen Sie bitte Platz! Womit kann ich Ihnen dienen?«

»Sie sind doch der Agent, der Longford Manor verwaltet, nicht wahr?«

Er nickte mehrmals.

»Ich dachte mir schon, daß Sie die Dame von draußen seien. Gleich als ich Ihren Namen hörte, fiel mir ein, das muß ja die junge Frau sein, die ... «

Jane war nicht in der Stimmung, lange Gespräche zu führen.

»Ich mochte wissen, wer der Besitzer des Hauses ist.« Er schüttelte den Kopf.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Wir sind nur die Londoner Agenten und von anderen, ausländischen Agenten mit der Verwaltung betraut. Der alte Herr, dem Longford Manor gehört, soll in Florenz leben. Wir haben ihn aber noch nie gesehen; das Geld schicken wir immer an seinen Vertreter in Paris . . .«

»Sie fahren doch manchmal selbst dorthin, oder nicht?« Er warf ihr unter gesenkten Lidern einen listigen Blick zu.

»Das haben Sie erraten«, entgegnete er. »Ich fahre manchmal selbst hin und mache mir einen guten Tag. Es ist meine einzige Erholung, und die Reisespesen werden mir bezahlt.«

»Kennen Sie eine Mrs. Anderson?«

»Nein«, schüttelte er den Kopf, »den Namen habe ich noch nie gehört. Aber ich werde der Sicherheit halber gleich eine meiner Angestellten fragen.«

Blonberg streckte die Hand nach der Klingel aus, aber ehe er noch läuten konnte, hielt sie ihn zurück.

»Wissen Sie ganz genau, daß Sie die Dame nicht kennen?«

»Ich habe sie meines Wissens noch nie gesehen«, erklärte er mit Bestimmtheit. »Freilich kommen Frauen aller Art zu mir, um Geld auszuleihen, aber ich merke mir ihre Namen nicht.«

»Sie sind doch Mr. Blonberg selbst?«

»Gewiß, das bin ich.«

»Haben Sie Longford Manor an meinen Mann vermietet?« Er nickte.

»Freilich. Er ist einer meiner alten Kunden und hat das Haus schon öfter zeitweilig gemietet. Wir haben für Longford Manor überhaupt sozusagen ständige Kunden. Um die Weihnachtszeit zum Beispiel bezieht es alljährlich ein Börsenmakler ...«

Von dem Mann war offenbar nicht viel zu erfahren. Jane hatte das Gefühl, daß er aufrichtig war, als er jede Bekanntschaft mit Mrs. Anderson leugnete; und doch hatte diese seltsame Frau Jane zu der Überzeugung gebracht, daß Mr. Blonberg den Schlüssel zu allen Geheimnissen in Händen habe.

»Darf ich Sie hinausbegleiten, Madam?«

»Danke, nein. Ich finde meinen Weg auch allein. Sie können mir also den Namen des Besitzers von Longford Manor nicht nennen?«

»Ich könnte es wohl, aber er bildet für mich eine Art Berufsgeheimnis, da der Herr nicht genannt werden will. Alte Leute haben manchmal ihre Eigenheiten, und wir müssen das bei einem guten Kunden respektieren. Das Ereignis in Longford Manor ist natürlich eine recht unangenehme Geschichte für uns; ich würde mich nicht wundern, wenn das Haus nun jahrelang leersteht. Es gibt genug Leute, die an Gespenster glauben. Ich persönlich ja nicht, aber ...«

Blonberg schwatzte noch, während sie schon die Treppe hinunterstieg. Betrübt gestand Jane sich ein, daß es mit ihren kriminalistischen Fähigkeiten doch wohl nicht weit her sein könne, denn im Grund hatte sie gar nichts in Erfahrung gebracht. Auch in anderer Beziehung war sie enttäuscht: Sie hatte sich eine ganz andere Vorstellung von Mr. Blonberg gemacht; sie hatte erwartet, ein viel unheimlicheres Wesen zu entdecken als diesen kümmerlichen Schwächling. Wahrscheinlich wäre es doch besser gewesen, nicht selbst hinzugehen, sondern alles Mr. Bourke

zu überlassen.

»Guten Morgen, Mrs. Clifton.«

Jane war gerade im Begriff, ihr Auto zu besteigen, als sie sich angesprochen hörte. Erschrocken fuhr sie herum und sah Mr. Bourke in das schmunzelnde Gesicht.

»Geld haben Sie ja wohl nicht geborgt?« spaßte er, und Jane seufzte:

»Ach! Sie wußten also, wo ich war?«

»Ja. Sie sind gar kein schlechter Detektiv, auch meine ersten Nachforschungen haben sich auf Longford Manor bezogen. Der Besitzer ist ein Mann namens Brance, der Sommer und Winter in Montecatini lebt, was darauf schließen läßt, daß er etwas verschoben ist. Und Blonberg ist sein Agent, was beweist, daß er auch ein Dummkopf ist.«

»Wer ist eigentlich Blonberg?« fragte Jane.

»Ein mehrfach vorbestrafter Gauner, der jetzt Geldverleiher geworden ist. Ich weiß nichts Näheres über die Verhältnisse des Mr. Brance, aber ich denke mir, daß Blonberg Hypotheken auf Longford Manor hat und daß ihm daher eigentlich der Besitz gehört. - Ich muß mich übrigens noch bei Ihnen entschuldigen, Mrs. Clifton. Wenn Sie mich ein Stück mitnehmen wollen? Vielleicht setzen Sie mich irgendwo in der Nähe vom Trafalgar Square ab.«

Der Wagen fuhr an, und Jane fragte erstaunt:

»Warum müssen Sie sich bei mir entschuldigen, Mr. Bourke?«

»Sie erinnern sich doch, daß Sie mir Kleidungsstücke für bedürftige Arme gegeben haben? Leider ist mir damit etwas passiert! Ich war gestern nacht - eher schon heute morgen - mit diesem Paket unterwegs, als es mir mitten auf der Westminsterbrücke einfiel, mir eine Zigarre anzustecken. Unbedachterweise legte ich das Paket auf das Brückengeländer. Ich muß dann wohl irgendwie daran gestoßen sein, denn plötzlich fiel es mitten in den Fluß und versank sofort. Es war ja ziemlich schwer! Ja,

peinlich, nun sind die Kleider weg!«

Jane warf ihm einen schnellen, dankbaren Blick zu; sie war so überwältigt, daß sie nichts zu sagen vermochte. Aber Bourke ließ ihr auch gar keine Zeit dazu, sondern wechselte rasch den Gesprächsstoff, indem er unvermittelt wieder auf den Mord zu sprechen kam.

»Ich muß mich auch noch mit Mrs. Wells unterhalten. Sie sagten doch, auch sie habe den Schrei gehört . . .«

»Mrs. Wells ist gar nicht da, sie ist verreist.«

»So?« Bourkes Stimme klang plötzlich scharf. »Wissen Sie das ganz genau, Mrs. Clifton? Von wem haben Sie das erfahren?« Jane erzählte ihm von dem Brief ihres Vaters, und Bourke hörte gespannt zu.

»Gestern abend war sie durchaus nicht zusammengebrochen. Ich habe noch nie eine Frau gesehen, die so wenig nach einem Nervenzusammenbruch aussah wie sie ... Acht Uhr, das heißt, daß sie vermutlich nach Belgien gefahren ist. Haben Sie eine Ahnung, wo sie sich aufhalten wird?«

»Das kann ich leicht herausbekommen«, meinte Jane, »vielleicht begleiten Sie mich nach Hause?«

Zu ihrer Überraschung schien die Nachricht von Marjories Abreise auf Bourke einen solchen Eindruck gemacht zu haben, daß er sofort alle seine Pläne über den Haufen warf und ihr folgte, um Näheres darüber zu erfahren. Daheim angekommen, rief sie sogleich Dr. Donald Wells an.

»Ja, Marjorie ist heute morgen abgereist«, antwortete Donald auf ihre Frage. »Mir ist es lieber, daß sie während der Abwicklung dieses unangenehmen Falles nicht hier ist. Sie wird ein bis zwei Monate in Deutschland bleiben. - Aber wie geht es denn Ihnen, Jane? Ich fahre heute wieder zu Peter hinaus, um ihm beistehen zu können, bis diese verdammte Untersuchung vorüber ist. Wo mag Bourke nur stecken? Ich hatte eigentlich heute morgen einen Anruf von ihm erwartet.«

Bourke, der alles verstanden hatte, formte mit seinen Lippen rasch das Wort »Longford Manor.«

»Er ist in Longford Manor«, antwortete Jane.

»Ich kann nicht begreifen, wie Peter sich mit diesem Mann anfreunden konnte. Vor allem trinkt er zuviel.« Jane schielte nach dem Inspektor und erkannte an seinem Grinsen, daß er auch diesen Satz verstanden hatte. »Sie müssen ihm gegenüber sehr vorsichtig sein, Jane. Dieser Mensch ist ein Wolf im Schafspelz. Unter der Vorspiegelung freundschaftlicher Gesinnung schleicht er sich in Ihr Vertrauen ein, und dann macht er sich zunutze, was er erfahren hat. Es kann Ihnen leicht etwas entschlüpfen, was Peter womöglich schadet . . .«

»Ich passe schon auf«, entgegnete Jane.

Dr. Wells schien mit diesem Versprechen das Gespräch für beendet anzusehen, denn er legte den Hörer auf.

»Der hat mich nicht besonders gern«, stellte Bourke lachend fest.

Jane benutzte die Gelegenheit, eine Frage anzubringen.

»Was war das eigentlich für eine undurchsichtige Geschichte in Nunhead, Mr. Bourke?«

»Nunhead? Ach, Sie meinen die Sache mit Dr. Wells? Das ist schon ziemlich lange her. Er behandelte damals eine reiche, alte Dame, die ihm versprochen hatte, er solle einmal ihr ganzes Vermögen erben. Dann starb diese Dame so plötzlich, daß der Leichenbeschauer die Anerkennung des Totenscheins verweigerte und eine gerichtliche Obduktion anordnete. Es wurde damals von Gift gesprochen, aber die Gutachten der Sachverständigen stimmten nicht überein. Es kam zur Gerichtsverhandlung, und die Geschworenen sprachen Wells frei, weil sie keinen Beweggrund für ein Verbrechen sahen; die alte Dame hatte Wells nämlich nicht einen Penny hinterlassen. Ich denke mir freilich, daß ihm die Testamentseröffnung eine ebenso große Überraschung bereitete wie den Geschworenen! Ein halbes Jahr später

verließ Dr. Wells den Bezirk. Wie er darauf verfiel, sich in der Harley Street niederzulassen, weiß der Himmel, denn soviel mir bekannt ist, hinterließ er überall Schulden.«

Er warf einen Blick auf seine Uhr. »Ich glaube, ich werde gut daran tun, jetzt wieder nach Longford Manor zu fahren. Da ich zwei meiner verlässlichsten Leute dort gelassen habe, kann ich hoffen, daß in der Zwischenzeit niemand ermordet worden ist - es sei denn Rouper, der sich im Yard keiner großen Beliebtheit erfreut. Ist er gestern noch lange bei Ihnen geblieben?«

»Nicht allzu lange.«

»Und er hat natürlich die Hausdurchsuchung durchgeführt, nicht wahr? Kannte er übrigens das Kennwort für den Safe?«

Sie nickte.

»Das dachte ich mir«, kicherte Bourke. »Selten dürfte ein Mann ein Geheimnis gehabt haben, das bekannter war als dieses Kennwort Peters. Es lautet ›Janet‹ nach dem Namen seiner Mutter. Hatte ich es Ihnen noch nicht gesagt? Das tut mir sehr leid, Peter bat mich darum, es Ihnen zu geben.«

Die Tür war kaum hinter Chefinspektor Bourke ins Schloß gefallen, als Jane auch schon vor dem Safe in Peters Arbeitszimmer stand und an der Buchstabenreihe zu drehen begann. Wenige Minuten später schwang die Stahltür auf, und Jane zog nach kurzer Suche das Testament hervor.

Was würde es ihr enthüllen? Ihr Herz schlug zum Zerspringen; bebend ließ sie sich an Peters Schreibtisch nieder und entfaltete das steife Papier. Offenbar war es eine in Maschinenschrift hergestellte Kopie des ›Letzten Willens‹. Jane las Satz für Satz genau durch. Nach einigen Legaten folgte die Bestimmung:

»Den verbleibenden Hauptteil meines Vermögens hinterlasse ich dem schon genannten Peter Clifton Welerson. Ich mache es ihm gleichzeitig zur Pflicht, sein Leben lang dem Beispiel seiner

*Mutter nachzueifern und sich der Aufrichtigkeit,
Bescheidenheit und Güte zu befleißigen, die sie
zum Vorbild einer edlen Frau machten, sowie
sich zu bemühen, an Fleiß und Selbstlosigkeit
seinem berühmten Vater nahezukommen*

Jane hätte ein Übermensch sein müssen, um sich angesichts dieser Selbstverherrlichung eines Lächelns erwehren zu können. Sie las das Testament von Anfang bis Ende nochmals genau durch, konnte aber nichts darin entdecken, was ihr Aufklärung gebracht hätte.

Als sie nachmittags auf der Suche nach Zerstreuung die wohlgefüllten Bücherregale im Arbeitszimmer Peters durchstöberte, stieß sie auf weitere Beweise der Vielseitigkeit seines verstorbenen Vaters. Inmitten einer Reihe wissenschaftlicher Werke fand sie einen Band, der am Rücken den Namen ›Welerson‹ eingedruckt trug. Sie nahm das dünne Buch heraus und schlug die Titelseite auf. Es war offenbar ein Privatdruck und führte den Titel ›Geschichte des Papiergeldes‹.

Das Bändchen war reich illustriert. Sie begriff sehr bald, warum es nicht einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden war. Es enthielt nämlich eine Anzahl Abbildungen berühmter Banknotenfälschungen, bei denen die Fehler der Fälscher mit roter Tinte umkreist waren. Welerson hatte anscheinend auch noch andere Bücher geschrieben, denn auf einer der Seiten fand sich eine Notiz: ›Siehe *Säurewirkungen* vom gleichen Verfasser, erschienen bei Gibson und Fry.‹

Jane wollte das Buch eben weglegen, als sich das vordere Blatt, das am Deckel gehaftet hatte, löste und sie eine handschriftliche Widmung entdeckte. In fester, großer Schrift stand darauf:

›Meiner lieben Frau Janet Welerson gewidmet.

Dieses Buch erschien an dem Tag, an dem unser lieber Sohn Peter geboren wurde.<

Tief aufseufzend stellte sie das Bändchen ins Regal zurück. Eigentlich hatte sie gehofft, eine Nachricht von Rechtsanwalt Radlow zu bekommen, aber weder die erste noch die zweite Post hatte ihr einen Brief gebracht. Am Nachmittag rief Peter an und sagte, daß er noch am Abend in die Stadt kommen werde. Gleich danach kam ein Telegramm. Es trug keine Unterschrift und war um ein Uhr nachmittags in Amsterdam aufgegeben worden. Es lautete:

»Sagen Sie niemandem, daß ich telegraphiert habe. Schreiben Sie Continental Berlin alles Vorgefallene. Donald ist unbedingt vertrauenswürdig. Sie wissen nicht, was er alles für Peter tut.«

Offenbar stammte die Depesche von Marjorie. Aber warum hatte sie ihren Namen nicht daruntergesetzt? Was steckte hinter ihrer geheimnisvollen Flucht?

Peter erschien weder um vier noch um fünf Uhr. Um sechs Uhr rief Jane noch einmal in Longford Manor an. Peter war selbst am Telefon.

»Ich fürchte, ich werde nicht mehr zur rechten Zeit zum Abendessen kommen können, Jane, Laß dir von Bourke alles erzählen.«

»Aber warum bleibst du denn draußen?« fragte sie besorgt.
»Du bist doch nicht . . .?«

Sie hörte, wie er kurz auflachte.

»Verhaftet? Nein, Gott sei Dank, bis jetzt noch nicht! Aber ich weiß nicht, wie lange dieser Zustand noch dauern wird. Ich habe Bourke gebeten, Carlton House bewachen zu lassen.«

»Und weshalb?« fragte sie bestürzt. Peter gab ihr aber keine befriedigende Auskunft.

»Ich möchte dir die Reporter fernhalten. Etwa um zehn Uhr werde ich heimkommen. Ist dein Vater bei dir?«

Sie verneinte, und etwas in ihrem Ton veranlaßte ihn zu der Frage:

»Zürnt er mir sehr? Ich würde es verstehen.«

»Nein, nein«, versicherte Jane.

Mr. Bourke erschien erst um neun. Es regnete heftig, und sein Mantel war vollkommen durchnäßt, obgleich er nur einen kurzen Weg zu Fuß zurückgelegt hatte.

»Ist Peter hier?«

Er war aufrichtig überrascht, ja geradezu erschrocken, als sie verneinte.

»Peter wollte erst gegen zehn Uhr kommen.«

Bourke bekam schmale Augen:

»Er hat Longford schon vor einer Stunde verlassen«, meinte er beunruhigt, »und Wells ist mit dem anderen Arzt noch früher

weggefahren. - Ist das vielleicht von ihm?« fragte er, als der Butler mit einem Telegramm eintrat.

Jane riß den Umschlag auf, zog zwei engbeschriebene Blätter heraus, überflog sie und reichte sie dann dem Chefinspektor. Das Telegramm war nicht von Peter. Bourke schaute zuerst auf die Unterschrift, es kam von Radlow. Dann las er:

»Nach Ihrem telefonischen Anruf und Andeutungen heutiger Abendzeitungen entschlossen, aufklärende eidesstattliche Versicherung abzugeben. Kommen Sie Lands Sydenham. Dokument wird zehn Uhr dreißig fertig sein. Übergabe Polizei morgen.«

Bourke las das Telegramm nochmals durch. Das Aufgabeamt war nicht ersichtlich, in der betreffenden Rubrik stand nur »London« was besagte, daß die Depesche telefonisch aufgegeben worden war.

»Mr. Radlow scheint in seinem Telegrammen gradeso lakonisch zu sein wie im Gespräch«, überlegte Bourke. Was soll »Lands« heißen?

»Das ist der Name seines Hauses in Sydenham«, wußte Jane. »Peter wird nicht vor zehn Uhr heimkommen, wie er gesagt hat. Wollen wir nicht selbst nach Sydenham fahren? Sind sie augenblicklich im Dienst oder nicht?«

»Dienstfrei«, antwortete er kurz. »Ist Ihr Wagen verfügbar?«

Sie läutete und ließ den Rolls-Royce vorfahren.

»Wir wollen Peter eine schriftliche Nachricht hinterlassen, wohin wir gehen«, sagte Bourke. Dann warf er einen Blick auf die Uhr und runzelte die Stirn.

»Mir gefällt das nicht. Er sollte schon da sein. Die Straße ist in Ordnung, und er hätte in einer knappen halben Stunde die Stadtgrenze von London erreichen müssen.«

Die Nacht war trotz des Regens recht warm. Jane zog einen

Regenmantel an und war später froh darüber. Es war sehr dunkel, und der Weg nach Sydenham erforderte vorsichtiges Fahren, denn stellenweise war die Straße sehr schlecht.

Radlows Haus stand auf dem Hügel von Sydenham. Es war ein hohes, düsteres Gebäude, das inmitten eines Gartens lag, der von einer hohen Ziegelmauer umgeben war. Bourke war der Meinung, daß der Haupteingang gegen Norden gelegen sei, und ließ den Wagen daher irrtümlicherweise in eine Nebenstraße abbiegen. Dieser Irrtum war um so erklärlicher, als nicht weit von der Abzweigung entfernt ein großes Holztor die Mauer unterbrach, vor dem ein anderes Auto mit eingeschalteten Scheinwerfern stand. Bourke befahl dem Chauffeur, hier zu halten.

»Bitte, warten Sie einen Augenblick«, sagte er zu der jungen Frau, da ihm doch Zweifel gekommen waren. Er stieg aus, ging zum Tor und erkannte, daß sie bei einem Seiteneingang des Gartens vorgefahren waren.

Jane hatte sich zum Wagenfenster hinausgebeugt und fragte ihn flüsternd:

»Wem gehört wohl der Wagen da vorn? Er sieht wie der von Peter aus!«

Im nächsten Augenblick war sie schon auf der Straße und bei dem verlassen dastehenden Bentley. »Ja, es ist Peters Auto!« rief sie. Bourke sah, daß der schnittige Zweisitzer von oben bis unten mit Schmutz bespritzt war. Er knipste seine Taschenlampe an, um einen Blick in das Innere des Wagens zu werfen. Auf dem Boden lag ein Riemen. Der Kriminalbeamte hob ihn auf und untersuchte ihn, dann ging er um den Wagen herum.

»Ich verstehe das nicht«, erklärte er besorgt. »Peter mag freilich schon oft hier gewesen sein, ohne es jemand zu sagen, und benutzte vielleicht deshalb diesen Nebeneingang. Aber es erscheint mir doch merkwürdig. Bitte, bleiben Sie einen Augenblick im Wagen.«

Bourke drückte die Gartentür auf und sah einen Kiesweg vor

sich, der sich zwischen hohen Hecken hinschlängelte. Der Chefinspektor verfolgte im Licht seiner Taschenlampe den Pfad, der seiner Meinung nach zu einem Seiteneingang des Hauses führen mußte. Zu seiner Erleichterung schlug kein Hund an. Endlich sah er das Gebäude vor sich. Es war dunkel mit Ausnahme eines erleuchteten Vierecks - wahrscheinlich die ins Freie führende Glastür eines Gartenzimmers.

Der Chefinspektor erreichte den das Haus umgebenden Rasenplatz und war eben im Begriff, wieder umzukehren, als er ein dumpfes Stöhnen vernahm. Seine Lampe strich am Boden entlang, und plötzlich sah er einen ausgestreckten Arm aus einem Busch hervorragen. Als er die Zweige auseinanderbog, fand er einen auf dem Rücken liegenden Mann.

Es war Peter.

Bourke stieß einen leisen Pfiff aus, bückte sich und richtete die bewußtlose Gestalt in sitzende Stellung auf. Er hatte die Taschenlampe auf die Erde gelegt, um die Hände frei zu haben; als er sie wieder aufnehmen wollte, fiel ihr Licht auf einen Gegenstand, dessen Anblick ihn stutzig machte. Es war eine Pistole, über deren Laufmündung ein Schalldämpfer gezogen war. Bourke nahm sie auf, roch an ihrer Mündung, sah die Sicherung nach und steckte sie in die Tasche. Dann schleppte er Peter über den Kiesweg zum Tor. Plötzlich fiel ihm der Chauffeur ein. Jane war ihm entgegengelauften und fragte atemlos:

»Ist etwas nicht in Ordnung?«

Bourke flüsterte:

»Können Sie den Bentley selbst fahren?«

Jane nickte. Darauf bat er sie, den Chauffeur zum Haupteingang fahren und dort warten zu lassen.

Erst in diesem Augenblick nahm Jane die schlaffe Gestalt wahr, die er mit dem Rücken gegen das Tor gelehnt hatte.

»Mein Gott! Ist das nicht Peter?« stieß sie mit unterdrückter Stimme hervor.

»Tun Sie, was ich Ihnen gesagt habe!« zischte Bourke ihr zu. Er zog die leblose Gestalt noch tiefer in den Schatten: Ein zufällig Vorübergehender oder gar ein Polizeibeamter der Streife, jede Kleinigkeit konnte ja seinen ganzen Plan zu Fall bringen. Und er selbst war im Begriff, etwas zu tun, was mit seiner Dienstpflicht nicht gut zu vereinbaren war; aber er tat es ganz bewußt und hoffte, richtig zu handeln.

Gleich darauf horte er, daß der Rolls-Royce abfuhr, dann kam Jane zu ihm zurück.

»Aus dem Weg«, flüsterte er ihr zu.

Er nahm Peter auf die Schulter, eilte zum Bentley und ließ seine Bürde auf den niedrigen Sitz gleiten.

»Steigen Sie ein und fahren Sie nach Hause«, gab er ihr hastig seine Weisungen. »Bis dahin dürfte er sich schon erholt haben, er bewegt sich ja jetzt schon. Führen Sie ihn möglichst unauffällig in die Wohnung und warten Sie dort, bis ich komme.«

Jane hätte gern tausend Fragen an ihn gestellt, sah aber ein, daß sie damit warten mußte. Sie zitterte am ganzen Körper, biß aber die Zähne zusammen, setzte sich hinters Lenkrad und fuhr an. Bourke sah dem Schlußlicht nach, bis der Wagen um die Biegung der Hauptstraße verschwunden war.

Dann zog er die Pistole aus der Tasche und roch nochmals an der Mündung. Sein Gesicht verzog sich zu einem grimmigen Grinsen, als er das Tor zuzog und langsam zur Vorderseite des Hauses ging. Er mußte nun zuerst den Chauffeur aushorchen. Wenn dieser ebenfalls Peters kleinen Wagen erkannt hatte, waren alle seine Bemühungen vergeblich; aber anscheinend war das nicht der Fall.

»Mrs. Clifton ist schon mit einem Taxi nach Hause gefahren«, erklärte er. »Sie fühlte sich nicht ganz wohl.« Glücklicherweise waren sie knapp vor Erreichen des Landsitzes an einem Taxi-stand vorbeigekommen, so daß diese Erklärung glaubhaft wirkte. »Warten Sie hier auf mich!«

Bourke schritt über den plattenbelegten Weg zum Haustor und mußte dreimal läuten, ehe ihm ein Dienstmädchen öffnete.

»Sind Sie Mr. Clifton?« fragte das Mädchen. »Der Herr erwartet Sie schon. Entschuldigen Sie, daß es in der Halle so finster ist, aber der Herr will nicht haben, daß unnötig Licht gebrannt wird.«

Anscheinend hatte sie den wirklichen Mr. Clifton nie gesehen, da sie die bejahende Antwort des Kriminalbeamten so ohne weiteres hinnahm. Nachdem sie der seltsamen Hausordnung zum Trotz Licht gemacht hatte, führte sie Bourke durch einen schmalen Gang zu einem Raum im hinteren Teil des Hauses.

»Der Herr hat gesagt, wir dürfen ihn nicht stören, bis Sie kommen«, sagte sie halblaut.

»Schön«, meinte Bourke. »Ich werde mich selbst anmelden.« Er öffnete die Tür. Sofort schlug ihm ein heftiger Luftzug entgegen; die Glastür zum Garten stand offen. »Warten Sie hier!« befahl Bourke.

Ein großer Kronleuchter hing über dem Schreibtisch und verbreitete helles Licht. Der Schreibtisch, ein riesiges, altmodisches Möbel, stand in der Mitte des Zimmers, darüber gebeugt saß die Gestalt eines Mannes; sein Kopf ruhte auf dem auf der Tischplatte liegenden Arm, die Linke baumelte schlaff herab. »Wo ist das Telefon?«

»In der Halle, Sir«, stammelte das Mädchen. »Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Das kann man wohl sagen! Rufen Sie sofort die Polizeistation an. Sagen Sie, Chefinspektor Bourke sei hier, und man möge unverzüglich den diensthabenden Kriminalbeamten und den Polizeiarzt hierherschicken.«

Er schlug die Tür zu und trat langsam an den Schreibtisch.

Der Wind blies die Vorhänge durch die offene Glastür schräg ins Zimmer; sorgfältig schloß Bourke diese Tür, ehe er seine Aufmerksamkeit der Leiche zuwandte. Das Löschpapier der

Schreibmappe war mit Blut vollgesogen, ebenso das Blatt, auf dem der Tote offenbar geschrieben hatte, denn seine erstarrte Hand hielt noch immer einen Federhalter zwischen den Fingern.

Bourke trat hinter die leblose Gestalt und las die wenigen Worte, die bereits auf das mit Nummer VII bezeichnete Blatt geschrieben waren:

*»... Ich hatte das Gefühl, daß ich es unter den
gegebenen Verhältnissen nicht gut ablehnen
konnte, die Wünsche meines Klienten zu erfüllen.
Es war um jene Zeit noch kein Anzeichen der
fürchterlichen Krankheit ...«*

Mit diesen Worten brach die Niederschrift ab. Blatt I bis VI fehlten. Er blickte in den Papierkorb - der war leer. Der Hauptteil der Aussage Radlows war verschwunden.

Bourke verließ das Zimmer und sperrte die Tür von außen ab. In der Halle standen die aufgeregt miteinander flüsternden Dienstboten.

»Bitte, Sir, wollen Sie nicht selbst mit der Polizei sprechen?«

Bourke trat an den Apparat. Am anderen Ende war der Wachtmeister der Polizeistation.

»Ja - ja, auch einen Krankenwagen ... Ja, es ist zweifellos Mord.«

Er hörte unterdrückte Schreckensschreie und gab den Frauen ein Zeichen, die Halle zu verlassen.

»Warten Sie einen Augenblick, bis die Dienstmädchen außer Hörweite sind . . . Durch einen Schuß aus nächster Nähe getötet... Ich kam zufällig hierher, um Nachforschungen wegen des Falles Longford Manor anzustellen. Vermerken Sie das in Ihrem Buch, Wachtmeister.«

Bourke legte den Hörer auf, stieg über die schmale Steintreppe ins Souterrain hinab und fragte nach der Haushälterin. Es war

die Frau, die ihn hereingelassen hatte.

»Er ist doch nicht etwa tot?« flüsterte sie aufgeregt. »Der arme, alte Herr . . .«

»Kommen Sie mit mir hinauf!« unterbrach er sie.

Die Frau schrak entsetzt zurück.

»Nein, nein, ich könnte ihn nicht ansehen! Wirklich nicht!«

Schließlich brachte er sie dazu, wenigstens in den Salon zu kommen. Sie hatte ihm nur wenig zu erzählen. Der Herr habe sich gleich nach dem Abendessen in sein Arbeitszimmer zurückgezogen und befohlen, ihn auf keinen Fall zu stören. Sie habe ihm noch Kaffee gebracht und dann nichts mehr von ihm gehört oder gesehen, auch keinen Lärm bemerkt. Sie erinnerte sich auch an alle telefonischen Anrufe während des Tages. Vormittags waren Anrufe von Lieferanten und vom Hausarzt Radlows erfolgt, nachmittags habe Mr. Clifton angerufen.

»Der Herr schlief aber nachmittags wie immer, und ich wollte ihn nicht wecken. Als er wieder aufgestanden war, meldete ich ihm, daß Mr. Clifton angerufen habe, und er befahl mir, ihn selbst ans Telefon zu rufen, wenn Mr. Clifton sich wieder meldete. Das geschah dann zwischen fünf und sechs Uhr. Mr. Radlow schickte mich hinaus, aber ich horte ihn noch sagen: ›Ich werde meine Aussage niederschreiben ... Es ist mir ganz gleichgültig, ob Sie damit einverstanden sind oder nicht, Sie junger Narr!« Aber dann muß er es sich anders überlegt haben, denn ich hörte ihn weiter sagen: ›Gut! Ich werde es mir noch überlegen und Ihnen Bescheid geben, wenn ich zu einem Entschluß gekommen bin.«

Als ich ihm dann nach dem Abendessen den Kaffee brachte, befahl er mir, das Telegrafenamt anzurufen und eine Depesche an Mr. Clifton aufzugeben.«

Sie hatte den Zettel, auf den Radlow den Text geschrieben hatte, noch in ihrem Zimmer und holte ihn. Es war wortgetreu die Depesche, die Jane geöffnet hatte.

Die Haushälterin erklärte: »Daher wußte ich ja auch, daß Sie kommen würden ... Aber - aber Sie sind ja gar nicht Mr. Clifton ... Sie sind ja ein Herr von der Polizei!«

»Haben Sie nicht irgendein verdächtiges Geräusch gehört?« Die Frau zögerte.

»Einmal kam es mir vor, als hörte ich eine Tür zuschlagen. Aber in diesem alten Haus hört man die seltsamsten Geräusche.«

»War es ein kurzer, scharfer Schlag?« wollte Bourke wissen. Sie meinte, es sei eher ein gedämpfter Krach gewesen. »Und wann haben Sie dieses Geräusch gehört?« Das konnte sie ihm genau sagen. Es sei eine halbe Stunde vor seiner Ankunft gewesen, sie habe die Uhr schlagen gehört.

Gleich darauf wurde ans Tor gehämmert. Bourke ging hinaus und ließ den Kriminalbeamten und zwei Schutzleute von der Ortspolizei ein. Vor dem Haus wartete noch ein dritter Polizeibeamter, in dem er einen früheren Gehilfen seiner Abteilung erkannte.

»Kommen Sie nur herein, Rennie!« rief er, dann wandte er sich dem Mädchen zu: »Sie können in Ihr Zimmer gehen. Wie ist Ihr Name?«

»Stoder«, stammelte die Haushälterin, »Stoder, Sir.«

Bourke führte Rennie in das Zimmer des Toten, wo wenige Minuten später auch der Polizeiarzt eintraf.

»Ich habe hier nichts berührt«, erklärte Bourke. »Der alte Herr war im Begriff, eine Aussage zu Papier zu bringen, die ich abholen wollte. Sie stand im Zusammenhang mit dem Mord in Longford Manor, und Sie werden bemerken, daß er bis zum siebenten Blatt gekommen war, als ihn der Tod ereilte. Die ersten sechs Blätter fehlen.«

Auf dem Boden neben dem Schreibtisch lag eine viereckige Silberdose, die Bourke übersehen hatte. Rennie bückte sich und hob sie auf.

»Nanu, was ist denn das?« rief er.

Er öffnete den Deckel. Es war eine Zigarettendose, wie sie zur Ausstattung eines Herrenautos gehört; Bourke erkannte sie, bevor noch Rennie den Deckel wieder zugeklappt und das Monogramm »P.C.« gelesen hatte. Aber nicht ein Muskel in seinem Gesicht zuckte.

»Die hab ich hier fallen lassen«, erklärte er ruhig. »Das ist der Zigarett Behälter, den Peter Clifton in einem Lederkästchen neben dem Lenkrad stecken hat.«

Bourke öffnete die Dose noch einmal; sie war mit Zigaretten vollgestopft. Er nahm eine heraus; es war eine beliebte Sorte mit amerikanischem Tabak.

»Komischer Bursche!« murmelte er vor sich hin, anscheinend ohne allen Zusammenhang, und ließ die Dose in seine Tasche gleiten.

»Ich muß noch erwähnen, daß die Glastür offenstand, als ich hier hereinkam. Vielleicht sind die Papiere vom Wind hinausgetragen worden«, meinte Bourke, obgleich er überzeugt war, daß die Papiere, falls sie noch vorhanden gewesen wären, beim Öffnen der Zimmertür eher in den Gang hätten fliegen müssen.

»Hier sind einige Fußspuren auf dem Teppich«, bemerkte der Kriminalbeamte plötzlich, indem er sich bückte und die Schmutzflecken berührte. »Sie sind noch feucht.«

»Telefonieren Sie mit dem Yard, man soll gleich einen Fotografen ausschicken«, ordnete Bourke an. »Auch Chefinspektor Watkins möchte kommen.« Watkins war der für diesen Bezirk zuständige Abteilungsvorstand. »Er wird die Untersuchung zu leiten haben. Übrigens muß ich noch eines erwähnen: Wenn Sie die Hausgehilfinnen verhören, wird man Ihnen sagen, daß man den Besuch Mr. Cliftons erwartet habe. Radlow war nämlich sein Rechtsanwalt - besser gesagt, der Rechtsanwalt seines Vaters. Statt Clifton bin aber ich herausgekommen.«

Als Bourke das Haus verließ, sah er, daß sich schon eine kleine

Gruppe Neugieriger versammelt hatte. Ein Polizeibeamter stellte ihm Mr. Radlows unmittelbaren Nachbarn vor, einen bekannten Teehändler aus der City, der eine Aussage machen wollte. Er war zu später Stunde noch in seinen Garten gegangen, um seinen jungen Airedaleterrier zu suchen, und hatte dabei ein auffälliges Geräusch vernommen.

»Bitte, kommen Sie mit ins Haus«, forderte Bourke ihn auf und geleitete den neuen, anscheinend ziemlich wichtigen Zeugen in den Salon.

»Was für ein Geräusch haben Sie gehört?«

»Es klang wie ein Schuß aus einer mit einem Schalldämpfer versehenen Pistole«, sagte der Kaufmann. »Ich war während des Krieges in der Schießschule zu Hythe, wo wir mit verschiedenen Modellen von Schalldämpfern Versuche anstellten, so daß ich mich darin einigermaßen auskenne. Übrigens wehte der Wind auf mich zu, so daß ich es ziemlich deutlich hörte.«

»Und haben Sie sonst noch etwas gehört?«

»Nein. Von meinem Platz aus konnte ich auch nichts erkennen. Aber ich ging ein wenig weiter vor, bis ich zu einer Stelle kam, von wo aus ich über die Mauer sehen konnte. Ich war nicht sehr neugierig, aber ich glaubte, einen Mann zu sehen, der zum hinteren Gartentor ging. Ich rief ihn an, erhielt aber keine Antwort. Ich konnte über die Mauer hinweg erkennen, daß die Glastür von Radlows Arbeitszimmer offenstand. In der letzten Zeit hatte es einige Einbrüche hier in der Gegend gegeben, ich war daher beunruhigt und hätte am liebsten gleich die Polizei verständigt. Aber schließlich mischt man sich nicht gern in die Angelegenheiten seiner Nachbarn, und ich wußte, daß Mr. Radlow abends gewöhnlich in diesem Zimmer saß und sehr auf frische Luft bedacht war.«

»Konnten Sie den Mann im Garten deutlich sehen?«

»Nicht so deutlich, daß ich ihn wiedererkennen würde.«

»War er groß oder klein?«

Aber auch das vermochte der Zeuge nicht zu sagen. Er habe nur noch das Gartentor zuschlagen hören und bald darauf seinen jungen Hund gefunden und ins Haus gebracht.

»Nur noch eine Frage: Ist der Mann schnell gegangen oder langsam? Aufrecht oder wankend?«

»Er ging aufrecht und sehr schnell.«

Bourke nickte zufrieden.

»Das habe ich mir gedacht!«

Von mancherlei Sorgen geplagt, fuhr der Chefinspektor rasch nach Carlton House Terrace. Peters Wagen stand nicht vor dem Haus, und er fragte sich, ob Jane wohl gut heimgekommen war. Aber sie machte ihm selbst die Haustür auf.

»Er schläft«, flüsterte sie.

»Hat er sich noch nicht erholt?« fragte Bourke betroffen.

»Er kam nur für ganz kurze Zeit zu sich, gerade, daß er selbst ins Haus gehen konnte, aber ich bin sicher, daß er nicht einmal wußte, wo er sich befand und wer ich war. Glücklicherweise war der Butler in der Geschirrkammer, so daß ich Peter ins Schlafzimmer bringen konnte, ohne daß uns jemand gesehen hat.«

Sie blickte angsterfüllt auf den Kriminalbeamten und fragte: »Gewiß hat sich wieder etwas Schreckliches ereignet?«

Bourke nickte. »Mr. Radlow ist aus nächster Nähe erschossen worden. Ich würde an Ihrer Stelle keine weiteren Fragen stellen, Mrs. Clifton. Wo ist Ihr Gatte?«

Sie führte ihn in das Schlafzimmer. Peter lag vollkommen angekleidet auf seinem Bett, eine Daunendecke über sich gezogen. Er schlief fest, und Bourke machte keinen Versuch, ihn aufzuwecken, sondern durchsuchte nur rasch seine Taschen. Das erste, was er herauszog, war ein länglicher Metallrahmen - das zur Pistole gehörige Magazin. Der zweite Gegenstand, der ihn interessierte, war ein flaches Päckchen, das sich in Peters Brusttasche befand. Es war mit grünem Bindfaden umwickelt und sorg-

fältig versiegelt, trug aber keine Aufschrift. Bourke riß es auf: Der Inhalt bestand aus einer Anzahl in Silberpapier eingewickelter falscher Hundertdollarnoten.

»Jetzt fehlt nur noch das ausführliche Tatgeständnis in seinem linken Schuh!« knurrte Bourke.

Noch etwas fesselte seine Aufmerksamkeit - eine goldene Zigarettendose, die er in Peters Hosentasche fand. Sie war leer. Das überraschte ihn und schien ihn zu erfreuen. Er hatte vor wenigen Stunden gesehen, daß Peter sie ganz gefüllt hatte.

Bourke rüttelte den Schlafenden, und Peter schlug langsam die Augen auf.

»Stehen Sie auf!« herrschte Bourke ihn an. »Ziehen Sie Ihre Jacke aus!«

Peter, dessen Augen wieder zugefallen waren, führte mechanisch den Befehl aus, wobei ihm allerdings Jane und der Chefinspektor helfen mußten. Er konnte oder wollte nicht sprechen und war noch so schlaftrunken, daß er gleich wieder in Bewußtlosigkeit fiel, als sie ihn auf das Bett gleiten ließen. Bourke rollte den rechten Hemdsärmel des Besinnungslosen auf und begann, den Arm mit Hilfe seiner Taschenlampe genau zu untersuchen. Was er fand, schien ihn in hohem Maße zu befriedigen, denn er wandte sich Jane mit einem triumphierenden Lächeln zu.

»Wissen Sie, was Ihr Mann jetzt braucht? Nichts als Licht!«

»Licht?« fragte die junge Frau verwundert. Bourke ergriff die Nachttischlampe, entfernte den seidenen Schirm und hielt die grelle Glühbirne knapp vor das Gesicht des Schlafenden, Peter begann zu zwinkern, verzog schmerzlich das Gesicht und versuchte, die Lampe wegzustoßen. Aber Bourke war unnachgiebig.

»Wachen Sie auf«, befahl er, und als ob seinen Worten eine magische Gewalt innewohnte, fuhr Peter mit weit aufgerissenen Augen hoch.

»Was ist denn los?«

»Nichts anderes«, schnauzte Bourke ihn an, »als daß Sie meine Laufbahn zerstört haben, die schon fast zu Ende ist. Noch zwei Jahre im königlichen Dienst, und ich hätte meine volle Pension bezogen, so aber hat es ganz den Anschein, daß ich sie in einem Gefängnis werde absitzen müssen.«

Peter blickte erstaunt auf den Chefinspektor, dann auf seine junge Frau, und ließ seine Augen durch das Zimmer wandern.

»Bin ich denn zu Hause?« fragte er.

»Sie sind ganz ordnungsgemäß heimgekehrt«, antwortete Bourke und warf Jane einen vielsagenden Blick zu. Die junge Frau verstand und ließ die beiden allein.

Erst nach einer Viertelstunde folgten sie ihr. Peter war sehr bleich, Bourkes Haar fürchterlich zerraut.

»Weiß die Dienerschaft, daß Peter hier ist?« war Bourkes erste Frage.

»Ja. Ich habe den Leuten gesagt, er sei schon vor längerer Zeit gekommen.«

»Schön. Das Personal hat ihn also nicht gehört.« Er warf einen Blick auf seine Uhr.

»Sie sind etwa zehn Minuten vor zehn Uhr hiergewesen, Mrs. Clifton. Hat der Portier Sie gesehen?«

»Nein; den Lift kann jeder bedienen.«

»Gut. Und wer hat den Wagen versorgt?«

»Ich selbst. Sobald ich Peter in seinem Zimmer hatte, fuhr ich den Bentley in eine Garage, die ich oft benütze. Ich habe gar keine Ahnung, wo Peter ihn sonst einstellt.«

»Ausgezeichnet!« bemerkte Bourke. »Das bedeutet also, daß Ihr Chauffeur den Bentley gar nicht sehen wird.«

Peter stöhnte. »Warum lassen Sie mich nicht gehen, Bourke?«

Jane fragte rasch: »Was wolltest du denn tun?«

An seiner Stelle antwortete Bourke mit beißendem Sarkasmus:

»Mr. Clifton hatte die großartige und überaus kluge Idee, die nächste Polizeiwache aufzusuchen und sich wegen zweifachen

Mordes zu stellen. Da er das aber nicht tun kann, ohne seine Frau als Mitwisserin und einen gewissen Chefinspektor Bourke als Spießgesellen bloßzustellen, hat er freundlicherweise versprochen, es bleiben zu lassen. - Wo haben Sie den Wagen eingestellt, Mrs. Clifton?«

Sie schrieb ihm Name und Adresse der Garage auf. »Ich werde hingehen und mir das Fahrzeug mal näher ansehen. Sie legen sich zu Bett, Peter! Was die gnädige Frau tun will, weiß ich nicht. Ich würde mich an Ihrer Stelle in der Nähe des Telefons niederlassen und jede Auskunft verweigern, außer der, daß Ihr Gatte im Bett liegt und schläft. Und dann würde ich mich zum Empfang des Inspektors Rouper bereit halten. Vielleicht werde ich schon vor seinem Besuch zurück sein, wenn aber nicht, komme ich doch jedenfalls schnellstens wieder.«

»Soll ich nicht mit Ihnen gehen?« fragte Peter.

»Sie sind der letzte Mensch, mit dem ich zur Zeit öffentlich gesehen werden möchte«, wehrte Bourke ab, »Sie bleiben schön hier, und empfangen Sie ja keine Reporter.«

»Wird das nicht sehr verdächtig aussehen?« Bourke schüttelte den Kopf.

»Daß ein Mann, der immerhin bereits unter Verdacht steht, keine Lust hat, gleich nach seiner Rückkehr von Longford Manor Journalisten zu empfangen, ist ganz selbstverständlich. Jeder Reporter wird das verstehen.«

Peters Wagen war in einer öffentlichen Garage eingestellt worden. Bourke zeigte seine Karte vor und wurde sofort zu dem Auto geführt, das auf dem Hof stand und gerade gereinigt wurde. Mit Hilfe seiner Taschenlampe nahm er eine genaue Untersuchung des Wageninnern vor. Sie wurde ihm dadurch erleichtert, daß die mit der Reinigung beauftragten Leute den Wagen bereits vorgehabt hatten. Er wandte sich an den Vorarbeiter und erkundigte sich, ob etwas gefunden worden sei.

»Nichts, außer einer Menge von Zigarettenstummeln«, antwortete der Mann.

»Kann ich die vielleicht noch haben?« meinte Bourke aufhorchend.

»Doch«, bejahte der Arbeiter, »sie sind noch im Kehrichtsack des Staubsaugers.«

Der Sack wurde abmontiert und über einem großen Bogen Papier entleert. Die meisten Zigarettenstummel hatten sich aufgerollt, doch einer fand sich noch in unversehrtem Zustand vor. Die Zigarette war nur zur Hälfte geraucht worden. Bourke wickelte sie sorgfältig in ein Stück Papier und steckte sie zu sich. Da sah er aus dem Kehricht auf dem Papier etwas Weißes schimmern; er schob den Müll vorsichtig auseinander und entdeckte eine kleine, weiße Tablette.

»Sind heute schon andere Wagen mit diesem Staubsauger gereinigt worden?«

»Nein, dieser ist der erste, Sir«, beeilte sich der Vorarbeiter zu antworten. »Überhaupt verwenden wir für jeden Wagen einen neuen Sack, weil wir den Staub immer genau nach verlorengegangenen Gegenständen durchsuchen müssen. Wir haben oft schon lose Perlen und andere Schmuckstücke darin gefunden.«

Bourke öffnete das Päckchen mit dem Zigarettenstummel und

legte die Tablette dazu.

»Ist sonst noch etwas im Wagen gefunden worden?«

Der Vorarbeiter verneinte die Frage, aber einer von seinen Gehilfen gestand etwas kleinlaut, daß er noch drei Zigaretten auf dem Sitz gefunden habe. Er überreichte sie dem Kriminalbeamten, der sie genau betrachtete; wie er erwartet hatte, waren sie von derselben Sorte wie die in der Silberdose gefundenen. Er steckte sie ein. Da es in der Garage nichts weiter zu tun gab, fuhr Bourke nach Scotland Yard. Hier suchte er den Leiter der daktyloskopischen Abteilung auf, dem er die silberne Dose gab, um sie auf Fingerabdrücke untersuchen zu lassen. Die halbgebrauchte Zigarette und die Tablette brachte er zur Analyse ins Labor.

Die Funde im Auto hatten seine Erwartungen weit übertroffen. Er war daher bester Laune, als er an dem Tor des Hauses Nr. 903 Harley Street läutete.

»Der Doktor ist schon zu Bett gegangen«, meldete der Diener, »und Mrs. Wells ist verreist.«

»Sagen Sie Dr. Wells, daß Chefinspektor Bourke ihn dringend zu sprechen wünscht.«

Der Diener ging in das obere Stockwerk, und als er wieder erschien, folgte ihm Donald Wells auf dem Fuße. Er war vollkommen angezogen, trug aber statt eines Rockes einen gestreiften Hausmantel.

»Ich war gerade im Begriff, mich schlafen zu legen, Bourke. Haben Sie mir denn wirklich etwas so Dringendes zu sagen? Sonst wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie es bis morgen verschieben könnten - ich habe heute unerträgliche Kopfschmerzen!«

»Falls ich mich nicht sehr täusche, werden morgen früh alle noch viel ärgere Kopfschmerzen haben«, antwortete Bourke gutgelaunt. »Alle, außer mir, meine ich - der arme Peter Clifton, Mrs. Clifton und Mr. Rouper - und vielleicht auch Sie, Doktor.« Wells öffnete die Tür und ließ seinen Besucher in das Arbeits-

zimmer eintreten.

»Was möchten Sie trinken?« fragte er höflich,

»Danke nichts«, sagte Bourke steif. Wells zuckte die Achseln und goß sich einen Whisky ein.

»Wen wollen Sie denn heute nacht schlachten?«

»Das weiß ich selbst noch nicht genau - ich kenne seinen Namen noch nicht, aber es ist nur noch eine Frage von Tagen, bis ich ihn in sicherem Gewahrsam habe. Ich telefonierte mit Sowlby, dem Anwalt, der mit dem Fall von Longford Manor zu tun hat. Sie wissen doch, daß der alte Rechtsanwalt ermordet worden ist, nicht wahr? Er ist heute abend um zehn Uhr in seinem Arbeitszimmer erschossen worden.«

Das Gesicht des Arztes verzog sich zu einem Ausdruck des Entsetzens.

»Radlow - ermordet? Großer Gott!«

»Habe ich gesagt: Radlow?«

Bourkes Stimme klang hart wie Stahl.

»Habe ich gesagt: Radlow?« wiederholte Bourke. »Ich habe doch von Sowlby gesprochen, nicht wahr? Der ist Rechtsanwalt und ein alter Mann. Wie kamen Sie darauf, daß ich von ihm plötzlich auf Radlow übergegangen sein könnte? Sie kennen ihn doch gar nicht.«

Donald Wells fand seine Kaltblütigkeit wieder.

»Doch, ich kannte ihn. Er war doch Peters Anwalt, nicht wahr? Peter hat in den letzten Tagen mehrmals von ihm gesprochen. Sonderbar, daß ich auf den Gedanken verfiel, Sie sprächen von Radlow, aber ich habe eben manchmal hellseherische Fähigkeiten.«

Bourke antwortete nicht sogleich; mit durchbohrendem Blick musterte er den Arzt. Nach einer Weile begann er langsam:

»Tatsächlich ist Radlow heute nacht von einem Unbekannten erschossen worden. Dieser Unbekannte ist von einem Nachbarn, der sich auf der Suche nach seinem Hund im Garten befand, zu-

fällig gesehen worden, als er nach der Mordtat das Haus verließ.« Er sprach eintönig und ohne Gelegenheit zu einer Unterbrechung zu bieten. »Es kommt bei Mordfällen sehr oft vor, Doktor, daß selbst bei den raffiniertesten Plänen irgendeine geringfügige Kleinigkeit außer acht gelassen wird. Wer würde es zum Beispiel für möglich halten, daß in einer so abscheulichen Nacht wie der heutigen ein ehrsamer Bürger von Sydenham noch in seinem Garten nach seinem jungen Hund suchen und dabei allerlei Dinge zu sehen bekommen würde! Und doch war es der Fall. Der ehrsame Bürger hat den Mörder gesehen und mir beschreiben können, und ich bin deshalb hierher gekommen, um . . .«

Der Mann vor ihm war starr vor Angst.

»... um dafür zu sorgen, daß nicht etwa fälschliche Gerüchte von einem Besuch Peters in Sydenham auftauchen.«

Erst nach dieser unerwarteten Wendung vermochte Donald Wells seine Augen abzuwenden. Die Hand, die das Glas zum Munde führte, zitterte, aber in seiner schlagfertigen Art erfand er auch sogleich eine Erklärung für seine Aufregung.

»Radlow - großer Gott!« murmelte er, indem er den Inhalt seines Glases auf einen Zug leerte. »Welch eine furchtbare Geschichte!«

»Wo haben Sie sich eigentlich von Peter getrennt?«

»In Longford Manor«, sagte Wells. »Ich bin vor ihm losgefahren, aber er wollte auch bald darauf in die Stadt kommen. Er sprach davon, daß er eine Verabredung habe, und zwar, wenn ich mich nicht irre, gerade mit Radlow.«

Bourke nickte nachdenklich.

»Das war auch tatsächlich seine Absicht, er hat sie jedoch nicht ausgeführt. Ich war zufällig in Carlton House Terrace, als er aus Longford Manor kam. Er sah so angegriffen und elend aus, daß ich ihm vorgeschlagen habe, sich niederzulegen und mich an seiner Stelle mit Radlow sprechen zu lassen. Ich bin

dann mit Mrs. Clifton nach Sydenham gefahren, aber sie war so besorgt um ihren Mann, daß sie gleich wieder mit einem Taxi nach Hause zurückkehrte und die Besprechung mit Radlow mir allein überließ.« Der Chef Inspektor schwieg einen Augenblick, als ob er die Szene noch einmal vor sich sähe, dann erklärte er: »Ich fand den alten Rechtsanwalt bereits tot auf - es war etwa eine halbe Stunde nach seiner Ermordung. Und ich war froh, daß ich statt Peters in Sydenham war, denn für ihn wäre es ausgesprochen unangenehm gewesen, wenn man ihn gegen zehn Uhr in der Nähe von Radlows Haus gesehen hatte.«

Wells antwortete nicht gleich; seine Blicke waren noch immer auf das Teppichmuster gerichtet. Nach einer Weile sah er auf:

»Und wer hat Ihrer Meinung nach Radlow ermordet?«

»Das wird verhältnismäßig leicht festzustellen sein, wenn wir erst die Pistole gefunden haben. Die Polizei wird morgen eine genaue Durchsuchung des Gartens vornehmen, aber vermutlich wird sie nicht viel finden. Mörder lassen gewöhnlich ihre Waffe nicht am Tatort zurück - außer, wenn sie den Verdacht auf einen anderen abwälzen wollen. Ich habe schon von solchen Fällen gehört. Manchmal werden auch Zigarettendosen verloren, die selbst einen so sturen Kriminalbeamten wie mich davon überzeugen müßten, daß Peter der Mörder war.«

Er blickte Donald Wells scharf an, der aber zuckte nicht mit der Wimper, sondern lächelte sogar.

»Das klingt ja mehr nach einem Kriminalroman als nach der Aussage eines hohen Beamten von Scotland Yard. Und was kann ich für Sie tun, Bourke?«

»Sie sind Arzt.« Der Chefinspektor blickte nachdenklich zur Decke empor. »Sie könnten mir daher sicher ein gutes Gegengift gegen Hyoscin und Morphinum verschreiben - gegen eine subkutane Injektion dieser Gifte nämlich... Klingt ganz gelehrt, oder?«

Seine Blicke wandten sich blitzschnell von der Decke ab und Donald zu, als wollten sie ihn durchbohren. Aber die Miene des

Arztes blieb ausdruckslos.

»Ihre Worte lassen darauf schließen, daß es sich um einen Zustand handelt, den man laienhaft als ›Dämmer Schlaf‹ bezeichnet«, meinte er.

Bourke nickte: »Ich bin ein Laie und nenne es daher so.«

Donald zog die Brauen hoch: »Ich weiß nicht, wozu Sie in einem solchen Fall überhaupt ein Gegengift brauchen. Wenn die Rauschgifte von einer hierzu berufenen ärztlichen Person in der richtigen Weise verabfolgt werden, geht der Dämmerzustand nach einer gewissen Zeit vorüber . . .«

»Gewiß - es muß eben eine dazu berufene ärztliche Person dabei sein«, brummte Bourke. »Das Dumme ist nur, daß ich wohl die Hyoscintabletten gefunden habe, aber nicht das Morphinum. Die Tablette muß wohl unter den Bodenbelag des Wagens gerollt sein, aber der Staubsauger holte sie heraus. Außer nach der weißen habe ich auch noch nach einer kleinen braunen Tablette geforscht, aber die ist nicht gefunden worden. Das ist wohl auch klar, denn eine hierzu berufene ärztliche Persönlichkeit wird nicht so ungeschickt sein, gleich zwei Tabletten fallen zu lassen.«

Wells sagte steif: »Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen. Welcher Wagen?« Aber dann meinte er lebhaft: »Setzen Sie sich doch, Bourke. Wir kommen uns ja so nicht näher. Sie tun furchtbar geheimnisvoll, und ich begreife kein Wort! Sagen Sie mir jetzt bitte, was Ihnen im Kopf herumspukt. Handelt es sich um Peter? Und wer ist die ›berufene ärztliche Person‹? Ich kenne keine außer mir.« Er kicherte bei diesen Worten. »Oder wollen Sie mir etwa vorwerfen, Peter betäubt zu haben? Und was hat das alles mit Radlow zu tun?« Seine Worte überstürzten sich, und er bemühte sich vergeblich, seine ungeheure Spannung zu verbengen. »Ich möchte wirklich gern wissen, was Sie sich denken, Chefinspektor.«

»Das sollen Sie gern hören, Dr. Wells«, meinte Bourke ruhig.

»Ich finde, Sie haben die Tatsachen, die ich Ihnen mitgeteilt habe, etwas merkwürdig ruhig aufgenommen. Sie sind doch Mr. Clifton's Freund, aber Sie haben nicht so reagiert, wie man es hätte erwarten können. Ich habe Ihnen erzählt, daß wieder einer von Peters Bekannten ermordet worden ist. Außerdem habe ich Ihnen zu verstehen gegeben, daß Peter unter der Wirkung eines Betäubungsmittels steht. Ich habe nicht bemerkt, daß Sie darüber erschrecken oder daß Sie den Wunsch geäußert hätten, sofort zu ihm zu eilen und etwas für ihn zu tun. Und das hatte ich eigentlich von Ihnen erwartet, Dr. Wells. Während der ganzen Zeit, die ich hier bei Ihnen bin, haben Sie sich verteidigt - und als ich das Wort ›verhaften‹ gebrauchte, sind Sie fast zusammengebrochen. Warum? Was haben Sie zu befürchten? Ich spreche zu Ihnen von Mann zu Mann und ohne Zeugen.«

Donald Wells stand jetzt in seiner Lieblingshaltung, die Hände tief in den Hosentaschen und den Kopf zur Seite geneigt, vor dem Kamin und beobachtete den Kriminalbeamten. Er hatte sein seelisches Gleichgewicht wiedergefunden.

»Auch ich will Ihnen etwas von Mann zu Mann und ohne Zeugen sagen«, bemerkte er leise. »Nehmen wir an, Chefinspektor, ich machte Ihnen die Eröffnung, daß Peter mir den Mord an Basil Hate gestanden habe - was würden Sie dann tun? Nehmen wir an, ich machte folgende schriftliche Aussage: ›Ich erachte es als meine Pflicht, der Polizei bekanntzugeben, daß Mr. Peter Clifton, wohnhaft 175, Carlton House Terrace, mir gestanden hat, in einem Augenblick geistiger Verwirrung auf dem Landsitz Longford Manor Basil Hate ermordet zu haben. Wenn ich diese Aussage unterzeichnete und Ihnen übergeben würde - was würden Sie dann tun?«

Bourke schob seinen Schädel vor und bekam schmale Augen.

»Ich werde Ihnen sagen, was ich tun würde«, erwiderte er mit seiner tiefen, rauhen Stimme. »Ich würde Sie hier auf der Stelle verhaften! Denn wenn irgend jemand verhaftet werden muß, so

sind Sie es. Und ich habe für einen solchen Schritt ausreichendes Beweismaterial gegen Sie.«

Wells war trotz seiner Selbstbeherrschung aschfahl geworden.

»Unter welcher Beschuldigung?«

»Ich beschuldige Sie, eine gefälschte Fünzigpfundnote beim Rennen in Hurst Park bewußt in Umlauf gesetzt zu haben. Das ist nur die eine Beschuldigung, aber ich wage zu behaupten, daß ich morgen um diese Zeit die Anklagen gegen Sie nur so aus dem Ärmel schütteln werde.«

Beide hatten die Masken fallenlassen. In Donalds Augen begann es zu funkeln.

»Sie scheinen nicht zu wissen, was Sie reden, Chefinspektor. Sie sprechen nicht mit Dr. Wells aus Nunhead, verstehen Sie?«

Bourke nickte höhnisch.

»Das weiß ich wohl. Aber ich weiß auch, daß Sie zwölf Monate nach jener Untersuchung in der Lage waren, in der Harley Street eine Luxuspraxis einzurichten. Woher hatten Sie denn das Geld dazu?«

»Was zum Teufel geht Sie das an?« explodierte der andere.

»Eine ganze Menge. Angenommen, ich brächte Sie auf die Anklagebank, und Sie müßten glaubwürdig erklären, wie Sie zu Ihrem Wohlstand gekommen sind - überlegen Sie mal! Wenn Sie allerdings in der Lage sind, zu beweisen, daß Sie Ihren Reichtum auf ehrliche Art erworben haben, so steht es Ihnen frei, sofort zu Scotland Yard zu gehen und mich hinauswerfen zu lassen. Ich werde nicht ableugnen, was ich Ihnen eben gesagt habe. Aber ich warne Sie« - er drohte dem bleichen Mann mit dem Zeigefinger -, »lassen Sie Peter Clifton in Ruhe! Und wenn Sie einen Plan ausgeheckt haben, wie Sie sich seiner Millionen bemächtigen können, so lassen Sie ihn lieber fallen! Es sind zwei Morde begangen worden, und auch Sie waren in Longford Manor, als Basil Hate umgebracht wurde . . .«

»Aber heute nacht habe ich das Haus nicht verlassen!«

»Sie sind ein Lügner«, stellte Bourke ruhig fest. »Ich habe Sie von einem meiner Leute den ganzen Tag über beobachten lassen. Sie haben das Haus um acht Uhr verlassen und sind um Viertel vor elf zurückgekehrt. Mein Mann verlor Sie um neun Uhr fünfzehn aus den Augen und sah Sie erst wieder, als Sie hier vor der Tür aus einem Taxi stiegen.«

Er nahm seinen Hut, ging zur Tür und riß sie so heftig auf, daß sie fast aus den Angeln flog.

»Jemand wird für diese beiden Morde zur Verantwortung gezogen werden, Wells«, sagte er mit erhobener Stimme, »und es wird nicht Peter Clifton sein. Merken Sie sich das! Auch Rouper kann Ihnen nicht helfen, selbst wenn er nächste Woche noch im Amt sein sollte. Das können Sie ihm von mir bestellen. - Und Sie werden auch mit gefälschten Beweisstücken nichts erreichen, weder mit Zigarettendosen, die mit einer Marke gefüllt sind, die Peter nicht raucht, noch mit falschen Tagebüchern, die Ihr Komplize, der ›Fuchs‹, geschrieben hat.« Damit krachte er die Tür hinter sich zu.

Donald Wells setzte sich nieder, um seine Lage zu überdenken, Als sein Diener um Mitternacht hereinkam, saß er noch immer da, den Kopf in die Hände gestützt.

»Sie können zu Bett gehen«, murmelte er, ohne aufzusehen. Zwei Stunden lang verharrte er in der gleichen Haltung, dann erhob er sich, streckte seine steifen Glieder, ging in sein kleines Laboratorium und mixte sich ein Getränk, das stärker als Whisky war.

Sein Kopf war jetzt klar. Er nahm einen Bogen Papier und begann zu schreiben. Um sechs Uhr hatte er seinen Brief beendet. Er steckte ihn in einen großen Umschlag und adressierte ihn an den Leiter der Ermittlungsabteilung in Scotland Yard. Dann frankierte er ihn und ging in die Halle, aber an der Tür blieb er zögernd stehen. Nein, er wollte die Sache noch einmal überschlagen. Der Brief konnte auch später aufgegeben werden. Die-

ser Entschluß war sein Glück, denn vor dem Haus wartete ein Polizeibeamter in Zivil, der von Bourke sehr bestimmte Weisungen bekommen hatte.

»Wenn Sie Wells mit einem Brief, der an Scotland Yard adressiert ist, aus dem Haus kommen sehen, so verhaften Sie ihn sofort und halten ihn in Marylebone Lane fest, bis ich komme«, hatte der Chefinspektor befohlen.

Peter erwachte nach einer langen, ruhigen Nacht durch das Klappern von Teetassen. Blinzelnö öffnete er die Augen und sah Jane in einem bunten Hausmantel neben seinem Bett stehen, eine kleine Teekanne in der Hand.

»Oh, ich bin zu Hause?« fragte er verwundert und sah sich im Zimmer um.

»Ja«, erwiderte sie ruhig. »Kannst du dir vorstellen, wie interessant es ist, mit einem Mann verheiratet zu sein, der niemals genau weiß, in welchem Bett er eigentlich aufwacht?« Er strich sich über das Haar und lächelte ein wenig betrübt.

»Ich glaube auch, daß es schrecklich sein muß, mich zum Ehemann zu haben. Wie spät ist es eigentlich?«

Sie reichte ihm die Teetasse und lachte leise: »Das klingt schon häuslicher. Es ist halb acht.« Peter blickte erstaunt auf.

»Ist Bourke hier?«

»Nein, Bourke ist nicht hier. Ich wollte ihm das Fremdenzimmer anbieten, aber ich glaube, er hätte diesen Vorschlag nicht angenommen.«

Peter trank dankbar seinen Tee mir großen Schlucken und betrachtete nachdenklich die schlanke Gestalt auf dem Bettrand.

»Irgend etwas ist in der Nacht geschehen - was war es nur? Ich kann mich nur dunkel entsinnen, daß Bourke mir etwas erzählt hat.«

Grübelnd schloß er die Augen und stieß dann plötzlich keuchend hervor:

»Ich weiß es wieder. Radlow ist ermordet worden!«

Jane nickte ruhig:

»Ja, Mr. Radlow ist erschossen worden.« Peter schlug die Hände vors Gesicht.

»Entsetzlich! Ich vermute . . .«

»Du brauchst gar nichts zu vermuten, vor allem nicht, daß du ihn getötet hast«, unterbrach sie ihn schnell. Er schüttelte den Kopf.

»Es hat doch alles keinen Zweck, Jane«, sagte er verzweifelt.

»Du hast dich wunderbar benommen, und jetzt - nachdem du die Sache mit unserer unglückseligen erblichen Belastung weißt, kann ich ja offen mir dir sprechen. Ich hielt mich für geheilt und war sicher, daß keine Gefahr mehr bestünde, sonst hätte ich es ja nie gewagt, dich zu heiraten. Aber jetzt hat Donald mir gesagt, es sei doch nicht ausgeschlossen, daß ich einmal einen Anfall bekäme - warum siehst du mich so sonderbar an?« In Janes klaren Augen lag ein merkwürdiger Ausdruck.

»Ich glaube, du darfst nicht alles ernst nehmen, was Donald sagt. Ich mache mir jedenfalls nicht viel daraus. Und sieh mich nicht so verängstigt an, Liebling - du hast doch wohl nichts dagegen, wenn ich dir Kosenamen gebe? Die Welt soll doch sehen, daß wir glücklich verheiratet sind, und daher mußt du dich an dergleichen gewöhnen.«

Er lachte herzlich über ihre Worte. Es war das erste Mal, daß sie ihn so befreit lachen hörte.

»Ich kann davon eine Menge vertragen«, erklärte er. Und ernster setzte er hinzu: »Warum magst du eigentlich Donald nicht? Er war mir ein sehr guter Freund, und ich weiß nicht, was ich ohne ihn getan hätte.«

Jane wandte ihm ihr Gesicht zu, das plötzlich einen höchst konzentrierten Ausdruck angenommen hatte.

»Detektive sind immer argwöhnisch«, bemerkte sie. »Das hat Bourke mir gesagt.«

»Detektive?«

Sie nickte:

»Ich betätige mich jetzt als Detektiv und bin es mit Begeisterung. Ich mißtraue Donald, mißtraue Marjorie und bin sogar geneigt, Bourke zu mißtrauen.«

»Und mir?«

Ein Lächeln huschte über ihre Züge.

»Nein, dir nicht. Ich verdächtige dich nur vieler netter und vieler törichter Dinge.«

Sie stand auf und goß Peter noch eine Tasse Tee ein.

»An einem der nächsten Tage werde ich dich bitten, mir deinen Lebenslauf ganz genau zu schildern. Ich möchte wissen, wie du zu all diesen Bekanntschaften gekommen bist, besonders zu der mit Donald. Und jetzt lasse ich dich allein. Wenn du fertig bist, komm bitte in mein Zimmer - ich nehme jedenfalls an, daß es mein Zimmer ist -, ich werde dich dort mit dem Federhalter in der Hand erwarten.« Peter lachte wieder.

»Ich werde der dankbarste Zeuge sein, der jemals im Kreuzverhör vernommen worden ist.«

Jane blieb noch einen Augenblick im Wohnzimmer, um die Morgenzeitungen zu überfliegen. Nur eine brachte auf der Titelseite die Nachricht vom Tod Mr. Radlows, aber glücklicherweise wurde Peter mit dieser Tragödie nicht in Zusammenhang gebracht. So blieb es ihm erspart, daß neugierige Reporter jede seiner Bewegungen beobachteten.

Langsam kleidete sie sich an und ging dann wieder in das hübsche kleine Wohnzimmer zurück. Peter stand am offenen Fenster und starrte in den sonnigen Park hinaus. Offenbar hatte auch er die Zeitungsnotiz gelesen, denn er sprach sofort über das Verbrechen.

»Sag mal, war ich eigentlich gestern in Sydenham?«

»Ja«, erwiderte sie, ohne zu zögern.

»Ach Jane, ich begreife überhaupt nichts mehr. Hat Bourke gesagt...?«

»Kümmere dich jetzt nicht darum, was Bourke sagt.« Ihr Ton war kurz und sachlich. Sie setzte sich an den Schreibtisch. »Und nun erzähl mir, wie du Donald Wells kennengelernt hast.«

»Meine Liebe, ist denn das wirklich nötig?« fragte er beinahe ungeduldig.

»Sehr sogar! Mr. Bourke bat mich darum.«

Peter wanderte, die Hände auf dem Rücken verschränkt, im Zimmer auf und ab.

»Ich traf ihn nach meiner Rückkehr aus Afrika. Auf dem Schiff hatte ich ziemliche Zahnschmerzen bekommen, und jemand empfahl mir einen Zahnarzt in der Harley Street. Aber die Schmerzen vergingen und stellten sich erst nach einem oder zwei Monaten wieder ein. So wollte ich den Zahnarzt aufsuchen, hatte aber die Hausnummer nicht mehr im Gedächtnis und geriet versehentlich an Donald Wells. Ich war dem Zufall dankbar, daß ich in ihm einen Arzt getroffen hatte, mit dem ich alle meine Sorgen besprechen konnte. Seit ich erfahren hatte, daß mein Vater im Irrenhaus gestorben war, lebte ich wie unter einer unerträglichen Last.«

»Wann hast du das erfahren?« warf Jane ein.

»Als ich einundzwanzig wurde. Die Anwälte mußten es mir sagen, denn ich hatte viele Dokumente zu unterschreiben. Damals entdeckte ich, daß mein Name eigentlich Welerson ist. Ich habe nicht gefragt, warum er geändert worden ist. Aus den Dokumenten, die ich lesen und unterzeichnen mußte, erfuhr ich, daß mein Vater in der Anstalt gestorben war. Die Papiere wurden mir nach Gwele in Rhodesien gebracht, wo ich mich gerade aufhielt. Der Anwalt, der sie mir vorlegte, war sehr gesprächig und erzählte mir alles. Der alte Radlow war immer so besorgt, mich von England fernzuhalten und bestand darauf, daß ich in guter Luft leben sollte, daß ich glaubte, in unserer Familie sei ein Fall von Lungenkrankheit vorgekommen. Als ich erfuhr, daß es sich um etwas viel Schlimmeres handelte, war ich wie er-

schlagen.« Jane seufzte und streichelte seine Hand, die neben der ihren auf dem Schreibtisch lag.

»Erzähl mir jetzt von Donald«, sagte sie sanft.

»Ja, Donald brachte mich erst zu einem Zahnarzt und wartete auf mich. Dann gingen wir in seine Wohnung - er war damals allein; Marjorie war im Ausland. Ich fand ihn sehr sympathisch, und vor allem war er Arzt. Natürlich erzählte ich ihm alles, was mich schon seit Jahren bedrückte. Ich hatte noch nie einen Arzt gefragt, ob ich die Krankheit meines Vaters geerbt haben könnte - aber nun nahm ich die Gelegenheit wahr und sprach mich einmal aus. Ich habe Donald mehr zu danken, als ich sagen kann. Er ließ sich von mir versprechen, ihn jede Woche aufzusuchen, und wir wurden gute Freunde. Und vor allem verdanke ich ihm die Bekanntschaft mit dir.«

»Ich weiß«, nickte Jane. »Er brachte dich an meinem Geburtstag mit zu uns ins Haus.« Dann fragte sie schnell: »War damals auch Basil Hate dort?«

Peter überlegte einen Augenblick.

»Ja, ich glaube wohl. Ich kann mich nicht genau erinnern, habe aber das dunkle Gefühl, daß er irgendwo im Hintergrund herumstand.«

Sie machte eine Notiz.

»Noch etwas - und ich glaube, das ist sehr wichtig: Kannst du dich noch erinnern, unter welchem Vorwand Donald dich damals zu uns brachte?«

»Dein Vater wollte mich gern kennenlernen. Er hatte einige meiner Radierungen gesehen.«

Sie schob den Bogen beiseite. Erleichtert atmete er auf, er hielt das Verhör für beendet.

»Wie oft hast - du diese Anfälle gehabt, Peter - ich meine, wie oft wußtest du nicht, was du tust?«

»Bis vor kurzem ist das niemals vorgekommen«, erwiderte er. »Aber Donald sagte mir, daß ich augenblicklich in einem kriti-

schen Alter sei, und derselben Ansicht war auch Clewers, der Nervenspezialist.«

»Hast du seit der Nacht, in der Basil Hate ermordet wurde, einen Anfall gehabt?«

»Nein - nur gestern nacht, natürlich. Ich weiß nicht, was passiert ist, nur, daß ich aus Lornford Manor abgefahren bin. Das letzte, woran ich mich erinnere, ist das Tor von Longford Manor. Danach ist alles in meinem Kopf wirr und verwischt.«

»Sind Sie an einem Auto vorüber gekommen, das am Straßenrand parkte?«

Jane zuckte zusammen, als sie die fremde Stimme horte. Es war Bourke. Er mußte während ihres Gespräches die Tür geöffnet und wieder geschlossen haben, ohne daß sie ihn bemerkten, denn er stand schon mitten im Zimmer.

»Hallo!« Peter erhob sich verlegen. »Wo zum Kuckuck, kommen Sie denn her?«

»Aus dem Fußboden«, grinste der andere vergnügt. »Guten Morgen, Mrs. Clifton. Tut mir leid, Sie erschreckt zu haben.«

»Sie haben mich nicht erschreckt, ich bin nur verblüfft.«

Bourke grinste. »Ich gebe zu, ich bin ein wenig theatralisch veranlagt. - Also, was ist mit dem Auto?«

Er setzte sich und wartete gespannt auf Peters Antwort,

»Ja, ich erinnere mich an ein Auto - eine große, schwarze Limousine.«

»Sind Sie an ihm vorbeigekommen und haben es dann wieder-gesehen? Ist es Ihnen gefolgt?«

Peter überlegte einen Augenblick.

»Ja, das stimmt. Ich fuhr ziemlich langsam und wunderte mich, daß es mich nicht überholte, denn es war ein viel stärkerer Wagen als meiner. Das ist aber alles, woran ich mich erinnern kann.«

»Und das genügt auch vollkommen«, bemerkte Bourke. »Was haben Sie Peter gefragt, Mrs. Clifton?«

Sie zeigte ihm den Bogen, auf dem sie Peters Antworten montiert hatte, Bourke las sie sorgfältig durch.

»Gut«, meinte er schließlich und legte seine Brille zur Seite. »Aber das meiste wußte ich schon. Doch etwas ganz anderes habe ich bisher nicht gewußt.« Er sprach langsam und bedächtig. »Sie kennen den Park von Longford Manor gut, nicht wahr, Peter?«

»Ja«, erwiderte Peter ruhig. Sein Gesicht zeigte aber plötzlich einen gespannten Ausdruck, und Jane bemerkte überrascht, daß er auf der Hut war.

»Wissen Sie auch, daß hinter dem Haus ein alter Brunnen ist, der seit Jahren nicht benutzt wird?«

Peter nickte. Sein Gesicht war weiß geworden, und selbst seine Lippen waren für einen Augenblick blutleer.

Bourke wiederholte seine Frage: »Sie kennen also den alten, ausgetrockneten Brunnen?«

»Ja«, antwortete Peter ungeduldig und fast herausfordernd. »Ich erinnere mich an den Brunnen - der Gärtner sagte mir, er müsse aufgefüllt werden.«

Bourke blickte sinnend auf den jungen Mann.

»Sie sind mir ein Rätsel«, sagte er. »Alles andere ist mir klar - bis auf das.«

»Bis auf was?« fragte Jane besorgt. Wenn schon Bourke sich getäuscht fühlte, wieviel mehr erst sie!

»Er versucht, mich hinters Licht zu führen, Ihr Herr Gemahl!« Bourke konnte manchmal recht deutlich werden. »Er täuscht und verwirrt mich - führt mich mehr irre als je ein Mensch zuvor. Sie werden heute nicht ausgehen, mein Freund.«

»Ich habe auch nicht die Absicht«, murmelte Peter. Er litt noch unter dem Schock, den ihm Bourkes Andeutung verursacht hatte.

»Ich glaube, daß sich in vierundzwanzig Stunden alle Nebel, die den Fall verschleiern, verzogen haben werden. Aber eines

kann ich Ihnen schon jetzt verraten - obwohl das sonst nicht meine Gewohnheit ist -, daß nämlich der Urheber dieser Morde der ›Fuchs‹ ist. Heute nacht werden eine Menge falscher Banknoten an die Agenten verteilt werden - vielleicht zum letztenmal. Und wenn ich mich nicht irre, werden wir einen Mann verhaften, der genug von dem großen Verbrecher weiß, um uns alle notwendigen Informationen geben zu können.«

Bourke hielt einen Augenblick inne, als erwarte er eine Bemerkung, aber Peter sagte nichts.

»Und noch etwas will ich Ihnen verraten, Peter: Wir werden den tüchtigen Banknotenfalscher bald hinter Schloß und Riegel haben, denn er hat einen bösen Fehler gemacht. Er selbst hat noch keinen Verdacht geschöpft, sonst würde er noch heute nacht England verlassen.«

»Wissen Sie denn schon, wer es ist?« fragte Peter, ohne den Blick vom Tisch zu heben.

»Ziemlich sicher«, erwiderte Bourke sanft, »ziemlich sicher!«

Als der Chefinspektor - sich verabschiedet hatte, zog sich Peter sofort in sein Arbeitszimmer zurück, als wolle er weiteren Fragen ausweichen. Auch beim Mittagessen war seine Nervosität noch nicht gewichen, und Jane versuchte daher klugerweise nicht, herauszubringen, warum ihn die Erwähnung des Brunnens so erregt hatte.

Während des Essens wurde er ruhiger. Er lächelte sogar einmal, als sie ihn neckend ›Liebling‹ nannte.

»Um den Schein zu wahren, mußt du lernen, mich auch so anzureden, Peter«, scherzte sie. »Du kannst ja im geheimen üben. Ich werde dir eine Liste der Kosenamen geben, die eine Frau von ihrem Mann zu hören erwartet.«

»Ich glaube, ich kenne die meisten«, antwortete Peter ruhig. »Ich denke sehr viel über dich nach.« Dann fuhr er ernst fort: »Jane, wenn irgend etwas geschieht, wenn man mich verhaften sollte, so wird das Gericht wahrscheinlich dich zu meiner Ver-

mögensverwalterin einsetzen. - Um Himmels willen, was ist los?« setzte er erschreckt hinzu.

Sie war aufgesprungen und starrte ihn mit bleichem Gesicht an. Jetzt erst begriff sie vollkommen den kaltblütigen Schurkenstreich, den man gegen Peter Clifton plante. Und in diesem Augenblick schlug die Liebe, die sie ihr Leben lang für ihren Vater gehegt hatte, in kalten Haß um.

Als Dr. Wells den Entschluß gefaßt hatte, seinen Brief noch nicht abzusenden, steckte er ihn in die Tasche und ging die Treppe hinauf. Hier versperrte eine Tür den Weg in die oberen Stockwerke, in denen Wells ursprünglich ein Sanatorium hatte einrichten wollen. Er schloß die Tür auf und wieder hinter sich ab. Dann stieg er noch einige Stufen hinauf, öffnete wieder eine Tür und trat in eine kleine Wohnung ein.

Die Frau, die dort auf einem Bett lag, fuhr in die Höhe.

»Was willst du, Donald?« fragte sie entsetzt.

»Keine Angst, ich werde dir nicht den Hals abschneiden oder dich sonstwie umbringen.«

Er schaltete das Licht ein, denn in dem Zimmer war es auch bei Tage dunkel.

»Sei doch vernünftig, Donald, Liebling!« flehte Marjorie, »Ich schwöre dir, ich werde meine Zunge im Zaum halten und dir nie mehr Unannehmlichkeiten machen. Laß mich doch heraus . . .«

»Du bist in Deutschland«, bemerkte er ruhig, »und zwar für drei oder vier Monate. Das steht schon in den Gesellschaftsnotizen der *Times*.«

»Aber was habe ich denn getan?« schluchzte sie.

»Du bist mir zu impulsiv und zu schlau«, antwortete er. »Du warst gescheit genug zu entdecken, daß ich falsche Banknoten in Umlauf gesetzt habe, und du hast auf die Rückseite einer Note aus reiner Bosheit meinen Namen und Adresse gestempelt. Es hat lange genug gedauert, bis ich das entdeckt habe, aber dann blieben mir nur zwei Wege offen. Der eine war, dich als Witwer zu betrauern, und der andere, dich einzusperren. Du bist tatsächlich eine Gefahr für mich geworden, Marjorie, sogar eine noch größere als unser Freund Bourke, der mir heute mit Gott weiß was gedroht hat.«

»Aber Donald, ich könnte doch gar nicht gegen dich aussagen, das Gesetz verbietet das ja«, stieß sie erregt hervor.

»Also danach hast du dich auch schon erkundigt!« Seine schmalen Lippen verzogen sich zu einem unfrohen Lächeln. »Das hilft mir aber nicht viel. Du selbst brauchtest gar nicht als Zeuge gegen mich aufzutreten, aber du könntest ja anderen Leuten das Material dazu liefern. Es ist dir wohl klar, daß ich das verhindern werde. Nun, das ist nicht schwierig; man glaubt, daß du im Ausland bist. Ich habe mir sogar die Mühe gemacht, einen Mann nach Holland zu schicken, damit er in deinem Namen deiner lieben Mrs. Clifton telegraphiert.«

»Aber das Hauspersonal wird sich wundern . . .«, begann sie.

»Auch darauf war ich vorbereitet. Ich habe alle, bis auf Frank, in Urlaub geschickt, und der geht morgen. Die Hausarbeit wird eine Aushilfe besorgen, und du wirst dich mit dem Essen begnügen müssen, das ich dir bringe.«

»Für immer kannst du mich ja doch nicht hier einsperren«, fuhr sie ihn wütend an.

»Ich werde dich hier oben festhalten, bis du dich zur Mittäterin entwickelt hast«, lächelte er hinterhältig. Und als er ihr verdutztes Gesicht sah, setzte er hinzu: »Du bist doch dümmer als ich dachte . . . Du wirst hierbleiben, Marjorie, bis du ebenso in diese Sache verwickelt bist wie ich und schon aus Angst um deinen eigenen Hals den Mund halten wirst!«

Sie sank zurück.

»Du meinst doch nicht, daß ich jemanden umbringen soll?«

»Vielleicht.« Er war die Kaltblütigkeit selbst. Dann fing er plötzlich zu lachen an. »Nein, das will ich eigentlich nicht. Aber damit du keine Indiskretion begehen kannst, mußt du an meinem kleinen Plan mitarbeiten - dann hängst du genauso drin wie ich und wirst schon im eigenen Interesse den Mund halten.«

»Ich werde alles tun, was du willst, Donald«, versicherte sie eifrig - etwas zu eifrig für seinen Geschmack. »Aber es ist lä-

cherlich und einfach mittelalterlich, mich hier in diesem schrecklichen Zimmer eingesperrt zu halten. Ich habe nichts zu lesen . . .«

»Du kannst alle Bücher haben, die du willst.«

»Aber ich werde verrückt, wenn ich mit niemandem sprechen kann.«

»Du hast ja mich - und ich kenne keinen amüsanteren Gesellschafter«, spottete er. »Wenn du brav bist, wirst du nicht lange gefangen sein. In einem Monat wirst du England - und auch mir, wenn du willst - den Rücken kehren und in Paris mehr Geld ausgeben können als je zuvor.«

»In einem Monat erst!« wiederholte sie entsetzt.

»Das ist nicht lange, besonders wenn eine solche Belohnung winkt.«

Majorie wurde nachdenklich. »Was ist mit Bourke?« fragte sie schließlich.

»Bourke stellt sich schützend vor Peter. Ich muß zugeben, er hat mich beunruhigt. Übrigens wußte ich nicht, daß es bei der Polizei so viel Korruption gibt: Rouper hat mich tausend Pfund gekostet, und er ist keine fünf Cent wert.«

»Donald, du mußt mir jetzt etwas sagen«, unterbrach sie ihn. »Bist du - bist du der ›Fuchs?‹«

»Ob ich der ›Fuchs! bin?« höhnte er. »Meine Liebe, ich habe viele Talente, aber Banknoten fälschen kann ich nicht. Dazu gehört ein jahrelanges Studium und sehr viel Übung.«

»Aber du hast doch Falschgeld gehabt. Ich habe es ja gesehen. Einmal waren in deinem Zimmer zwei große Pakete . . .« Wells setzte sich auf das Bett und grinste.

»Nein, meine Liebe, ich bin kein Banknotenfälscher. Ich bin nur ein Rad in einer sehr komplizierten Maschine. Oder vielmehr, ich war ein Rad«, verbesserte er sich. »Jetzt sitze ich dank meiner Umsicht bereits an einem Hebel. Es ist eine sehr komplizierte Maschine mit einem ausgezeichneten Nachrichtendienst.

Und den werde ich auch noch in die Hand bekommen. Merke dir nur alle diese interessanten Dinge gut, damit du sie bei der nächsten Gelegenheit deinen Freunden erzählen kannst. Aber du wirst nicht sobald die Gelegenheit dazu haben. Mein Herr und Gebieter ist ein sehr schwieriger Mensch. Gestern abend fürchtete ich schon, er würde von mir verlangen, dich ganz aus dem Wege zu räumen. Glücklicherweise forderte er keine so drastische Maßnahme.«

»Was soll ich tun?« fragte sie leise.

Donald kannte sie gut genug, um zu wissen, daß sie jetzt wirklich Angst hatte. Ehe er sie aber freiließ, mußte er einen überzeugenden Beweis haben, daß sie ihre Torheiten nicht wiederholen würde.

»Zunächst wirst du einen Brief an Peter schreiben. Du hast mir ja oft genug gesagt, daß du in ihn verliebt bist, da wird dir diese Aufgabe ja nicht schwerfallen. Du wirst ihm auf einem Briefbogen des Hotels Continental in Berlin schreiben, er muß aber nicht in Berlin aufgegeben werden. Beginne mit dem Satz, daß du diesen Brief einem Schreiben an irgendeinen gemeinsamen Freund beilegst. Wen willst du da nennen? Erwähne ihn an die glücklichen Stunden, die ihr zusammen verlebt habt, mache eine Anspielung, daß es dabei nicht immer ganz harmlos zugegangen ist und weise auf die Gefahr hin, in der er schwebt. Dann bitte ihn, sofort zu dir zu kommen . . .«

»Willst du Jane eifersüchtig machen?«

Wells schloß müde die Augen.

»Zieh bitte keine schlaun Schlusfolgerungen. Da Jane ihren Mann nicht liebt, wird sie kaum die Möbel zerschlagen, wenn sie das liest.«

»Aber wann läßt du mich wieder frei? Diese Gefangenschaft ist schrecklich für mich, Donald; ich bin an ein tätiges Leben gewöhnt.«

»Du hast dich ja einmal mit Gymnastik befaßt«, spottete er,

»vertreibe dir doch die Zeit damit.«

Wells hatte nachts kein Auge geschlossen, aber nach einem Bad fühlte er sich so frisch und munter wie nach einem ausgiebigen Schlaf. Es gab viel zu tun. Er befand sich in einer Krise, und ein einziger falscher Schritt konnte ihn zugrunde richten.

Der Morgen brachte den Besuch von Inspektor Rouper. Der Beamte schien verärgert und war nervös. Während seiner langen Dienstzeit in Scotland Yard hatte es schon mehrere unangenehme Vorkommnisse gegeben, und wenn man ihm jetzt auf die Finger sah, konnten diese peinlichen alten Geschichten wieder ans Tageslicht gezogen werden.

»Ich glaube nicht, daß ich noch viel für Sie tun kann, Doktor«, begann er mürrisch. »Ich habe schon viel zu viel für Sie getan, und heute morgen habe ich bedauert, mich je mit dem Fall befaßt zu haben. Bourke hat sehr unangenehme Fragen an mich gerichtet - und er ist einer der Einflußreichsten in Scotland Yard. Ich kenne ihn seit zwanzig Jahren und weiß, daß er Clifton nicht schützen würde, wenn er nicht ganz sicher wäre, daß er unschuldig ist. Oder wenn er« - er blickte Wells scharf an -, »wenn er nicht ziemlich genau wüßte, wer den Mord beging.«

»Aber wer soll es denn sonst gewesen sein?« fragte Wells und hielt dem Kriminalinspektor sein Zigarettenetui hin.

»Das habe ich mich auch schon gefragt«, erwiderte Rouper und übersah die einladende Geste. »Wissen Sie, ich kenne Bourkes Methode. Bei der Staatsanwaltschaft nennt man ihn den ›Bomben-Bourke‹. Er sammelt alle Beweise, verrät nichts, bis der Fall für ihn ganz klar ist - und dann läßt er die Bombe platzen. Und noch etwas kann ich Ihnen sagen, Doktor: Bourke würde seinen eigenen Bruder nicht schützen, wenn der etwas auf dem Kerbholz hätte. Der Chefinspektor ist nicht bestechlich, selbst wenn man ihm zwanzig- oder fünfzigtausend Pfund anbieten würde. Ich mache mir erhebliche Sorgen ...«

»Sorgen? Sie?«

Rouper nickte. »Sie wissen nicht, wie viele Beamte schon auf Bourkes Veranlassung aus Scotland Yard hinausgeworfen wurden. Deshalb habe ich Angst vor ihm. Beim Präsidenten hat sein Wort ebensoviel Gewicht wie ein Eid.« Donald Wells lachte verächtlich.

»Und Sie denken, er wird jetzt über Sie herfallen, nicht wahr? Seien Sie kein Narr, Rouper. Sie haben nichts zu fürchten. Sie haben nach bestem Wissen und Gewissen Ihre Pflicht getan. Sie haben niemanden gedeckt, und Sie bemühen sich redlich, den Mörder den Behörden zu übergeben. Dafür kann man nicht aus Scotland Yard hinausgefeuert werden.«

»Aber wenn Clifton nicht der Mörder ist«, brummte Rouper verdrießlich, »sitze ich in der Tinte. Bei dem Fall gibt es viel, was ich nicht verstehe, Doktor. Sie haben mir gesagt, Clifton sei der Mörder, denn sie hätten ihn blutbefleckt im Bett liegen sehen. Sie haben behauptet, seine Frau habe seine Kleider mit nach London genommen, und ich würde sie in ihrer Wohnung finden. Außerdem haben Sie mir erklärt, es gebe ein Tagebuch, in dem er Aufzeichnungen über alle seine Falschgeldaktionen gemacht habe. Nichts davon hat sich gefunden. Ich habe dem Beamten, der den Mord von Sydenham aufzuklären hat, über alles berichtet, aber er sagte mir, er habe die Pistole nicht gefunden, und es gebe keinen Beweis dafür, daß Clifton sich in der Mordnacht in der Nähe von Radlows Haus aufgehalten habe. Woher wollen Sie denn wissen, daß er dort gewesen ist?«

Roupers Ton war entschieden feindselig, und zum erstenmal überkam Donald etwas wie eine böse Ahnung. Der Inspektor hatte ihn schon viel Geld gekostet, und er hatte immer geglaubt, ihn völlig in der Hand zu haben.

»Warum erstatten Sie denn keine Anzeige, wenn es wahr ist, daß Clifton Ihnen seine Morde gestanden hat?« fuhr Rouper grimmig fort.

Es lag Donald Wells auf der Zunge, zu erklären, daß er den

größten Teil der Nacht damit verbracht habe, eine solche Anzeige niederzuschreiben, daß er dieses Schriftstück dann aber nach reiflicher Überlegung verbrannt habe.

Statt dessen fragte er; »Gibt es etwas Neues über unseren Freund, den ›Fuchs‹?«

Bezeichnenderweise zögerte Rouper mit der Antwort. Sonst hatte er immer, ohne auch nur zu überlegen, die kostbaren Geheimnisse von Scotland Yard ausgeplaudert.

»Ja«, meinte er schließlich mürrisch. »Die französische Polizei behauptet, daß in der nächsten Woche in London oder Paris - ich weiß nicht mehr genau wo - eine große Zahl holländischer Banknoten in Umlauf gesetzt werden soll. - Übrigens, die Anderson soll wieder ganz vernünftig sein; ich hatte geglaubt, daß sie verrückt wird. Wußten Sie, daß Hate ihr Sohn war?« Donald schüttelte den Kopf.

»Ich habe es auch erst jetzt erfahren und war ganz verblüfft über diese Entdeckung«, sagte er, ohne jedoch den Inspektor überzeugen zu können.

Rouper fuhr direkt nach Longford Manor. Sein Auto stand schon vor der Tür. Donald wartete, bis er weg war, und ging dann in die Oxford Street. Er hatte eine wichtige Besprechung mit seinem Bankier, den er mit dem Verkauf aller seiner Wertpapiere beauftragte. Wells traf alle Vorbereitungen für den Zusammenbruch. Die Drohung, daß er seine Frau einen Monat lang eingesperrt halten würde, war nichts als Bluff. Wenn sich sein Plan in der nächsten Woche nicht durchführen ließ, brauchte er all sein Geld und noch mehr - seinen ganzen Verstand.

Marjorie war für ihn jetzt ein Problem. Er hatte in einem Wutanfall gehandelt, als er sie eingesperrt und die Nachricht verbreitet hatte, daß sie ins Ausland gereist sei. Marjorie hinter verschlossenen Türen war eine Gefahr. Wenn sie es darauf anlegte, konnte sie leicht vom Fenster aus die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Eine freie, ihm verbündete Marjorie dagegen konnte ihm

behilflich sein; sie war vielleicht der einzige Mensch, auf den er sich stützen konnte.

Zu Hause öffnete ihm sein Diener bereits in Straßenkleidern die Tür; der Mann wollte am Nachmittag in Urlaub gehen. Er berichtete, daß Rouper schon zweimal angerufen habe. »Er schien ziemlich erregt zu sein, Sir.«

Donald sah ihn bestürzt an.

»Erregt, meinen Sie? Nun, es ist gut, Frank. Wann werden Sie das Haus verlassen?«

»Um ein Uhr. Werden Sie auswärts speisen, Sir?« Wells nickte. »Ich gehe, wenn Sie fort sind.« Als der Mann aus seinem Zimmer im Souterrain heraufkam, stand Wells vor der Tür seines Arbeitszimmers.

»Ich habe Ihnen vierzehn Tage Urlaub gegeben, nicht wahr? Sie können mit drei Wochen rechnen. Sollte ich Sie früher brauchen, werde ich Ihnen telegrafieren.«

Er wartete, bis sich die Haustür hinter dem Diener schloß, und stieg dann langsam die Treppe zum Gefängnis seiner Frau hinauf.

Er rieß die Tür auf und sagte:

»Du kannst herauskommen.«

»Oh, Donald, Liebling, du bist also doch wieder vernünftig. Ich wäre bald verrückt geworden . . .«

Er ließ sie schwatzen, ohne sie zu unterbrechen, und ging ihr voraus in das kleine Eßzimmer. Eine kalte Mahlzeit stand auf dem Tisch. Donald öffnete eine Flasche Champagner und füllte ihr Glas. Sie sprudelte über vor Freude über ihre Befreiung.

»Es wäre sehr dumm von dir gewesen, mich oben eingesperrt zu halten. Du kannst mir doch vertrauen, Donald ...«

»Hast du den Brief entworfen?« unterbrach er sie.

Marjorie zog aus den Papieren, die sie mit heruntergebracht hatte, einen Bogen hervor, den sie beschrieben hatte.

»Natürlich - aber ich hoffe, es wird dich nicht verletzen«, be-

gann sie ein wenig nervös. »Du hast mir doch gesagt. . .«

»Halt den Mund!« herrschte er sie an. Er las den Brief Wort für Wort, strich einige Zeilen aus und fügte hier und da einen Satz ein. »Ausgezeichnet, aber du hättest mich nicht so herabzusetzen brauchen«, kritisierte er.

»Ich hielt es für geschickter«, bemerkte sie lächelnd.

»Du hast das Zeug zur Intrigantin, Marjorie. Ich werde aus dir etwas machen können. Nun iß, ich werde dir das Notwendige erzählen.«

Er selbst nahm nur wenig zu sich, trank aber den größten Teil des Champagners.

In einer Ecke des Speisezimmers stand ein kleiner Schreibtisch. Wells stand auf, ging in sein Arbeitszimmer und holte einige Briefbogen und Umschläge.

»Schreibe jetzt den Brief ab, und wenn du damit fertig bist, habe ich dir etwas zu sagen.«

Er setzte sich an den Tisch, rauchte eine Zigarette und wartete geduldig, bis sie den Brief abgeschrieben hatte. Dann las er ihn sorgfältig durch, faltete ihn zusammen und steckte ihn in den Umschlag, den sie schon adressiert hatte.

»Gut«, nickte er, »trink aus!«

»Du mußt aber den Zeitungen schreiben, daß ihre Meldung von meiner Auslandsreise falsch war! Ich kann doch nicht die ganze Zeit zu Hause sitzen.«

Sie zuckte zusammen unter dem Blick, den er ihr zuwarf.

»Du wirst mindestens fünf Tage zu Hause bleiben«, befahl er. »Wenigstens bis die Sache mit Peter zu einem befriedigenden Ende gekommen ist. Ich werde ihn heute sprechen. Ich muß dir verschiedenes anvertrauen, und das wird mir leichter, wenn ich weiß, daß du mit niemandem zusammenkommen kannst.«

»Schließlich hast du mir früher doch auch vertraut!« fuhr sie auf. Etwas von ihrem alten Selbstbewußtsein war zurückgekehrt. »Habe ich dich je verraten? Habe ich etwa der Polizei von Nun-

head erzählt, daß ich gesehen habe, wie du die Medizin für die alte Miss Stillmann zusammenbrautest? Habe ich ihr von den Flaschen erzählt, die du aus Indien kommen ließest . . .?«

»Nein«, erwiderte er ruhig, »denn wenn du es getan hättest, so hätte es der Polizei auch nicht viel genützt - eine Frau kann nicht gegen ihren Gatten aussagen.«

»Was hast du mit Peter vor?« fragte sie. »Was planst du?« Sein Ironisches Lächeln machte sie wütend. »Ich bin wirklich dieser ewigen Intrigen und Verschwörungen müde. Ich wünschte, wir hätten Nunhead nie verlassen! Ich war dort glücklich, bis es zu dieser Geschichte kam . . .«

»Gewiß. Aber diese Geschichte hat mich ruiniert. Und ich kann mich auch nicht erinnern, daß du dich in der Fünfzehn-Shilling-Wohnung besonders wohl gefühlt hättest. Aber du bist eine Frau und daher inkonsequent. Ich zürne dir deshalb nicht. Du bist fürs Wohlleben, Marjorie, liebst hübsche Kleider und gutes Essen. Ich glaube, was ich dir jetzt sagen werde, wird genügen, um dich zur Vernunft zu bringen. Wenn du mir nicht von ganzem Herzen und rückhaltlos zur Seite stehen willst, besteht für mich die Gefahr ernster Unannehmlichkeiten - so ernster Unannehmlichkeiten, daß ich mich gezwungen sehen könnte, das Land zu verlassen. In diesem Fall würde ich natürlich jeden Pfennig mitnehmen, den ich besitze, und du wärest dann auf dich selber angewiesen. Das heißt also, daß du arbeiten und bis an dein Lebensende in einem elenden Zimmer in Pimlico wohnen müßtest. Ich sehe dich im Geist vor einem Imbißladen stehen und zusehen, wie deine Bekannten von ehemals an dir vorbei zum Dinner fahren. Das wäre doch ein Leben, das dir kaum zusagte, nicht wahr, mein Schatz?«

Sie schauderte. Er kannte sie nur zu gut.

»Sei doch nicht so abscheulich, Donald. Ich will ja alles tun, was du verlangst! Aber wird es nicht etwas sehr Gefährliches sein, das gegen die Gesetze verstößt?«

Er schüttelte den Kopf.

»Eine Ehefrau kann nicht strafrechtlich verfolgt werden, wenn sie unter einem von ihrem Gatten ausgeübten Zwang gehandelt hat«, sagte er. »Ich lege meine Karten offen auf den Tisch, Marjorie. Meine Lage ist vielleicht so sicher wie die Bank von England, sie kann aber auch so kritisch werden, daß ich gezwungen sein könnte, aufs Festland zu fliehen. Ich brauche also deine Freundschaft und Hilfe und bin bereit, dafür zu zahlen.«

Er zog ein schmales Papier aus seiner Tasche und schob es ihr über den Tisch zu.

»Ich habe heute morgen zehntausend Pfund auf dein Bankkonto eingezahlt, um dich gegen alle Zufälle zu sichern.«

Er sah ihre Augen aufleuchten und unterbrach barsch ihre überschwenglichen Dankesbezeugungen.

»Ich kann auf dreierlei Weise aus der Lage Peter Cliftons Nutzen ziehen«, begann er. »Die eine will ich heute versuchen. Die zweite erscheint mir zu gefährlich, aber die dritte halte ich trotz aller Schwierigkeiten für durchführbar. Wahrscheinlich werde ich schon mit meinem ersten Versuch Erfolg haben; sollte das aber nicht der Fall sein, muß ich mich auf dich verlassen können.«

»Ich will ja alles tun, Donald - alles. Ich bin dir ja so dankbar, daß du mir das viele Geld geschenkt hast - ich hasse die Armut. Also, was soll ich tun?«

»Erstens - und das ist sehr wichtig - wirst du zu Hause bleiben und dich nicht sehen lassen. Das heißt, daß du die Arbeit eines Hausmädchens und einer Köchin auf dich nehmen mußt - aber nur für wenige Tage. Zweitens wirst du dich bereithalten, auf meine Weisung hin sofort in die Vereinigten Staaten zu reisen.«

Marjorie nickte. »Natürlich werde ich alles tun . . .« begann sie, aber Donald unterbrach sie:

»Ich werde die zehntausend Pfund auf fünfzigtausend erhöhen, wenn du brav und folgsam bist.«

Sein Ton war geradezu wohlwollend geworden, und er öffnete eine zweite Flasche Sekt. Sie saßen noch über eine Stunde zusammen, und Donald erklärte seiner Frau die verschiedenen Pläne.

Als er eben im Begriff war, das Haus zu verlassen, um die erste seiner beiden Verabredungen wahrzunehmen, schrillte das Telefon, Es war Rouper.

»Ich habe schon den ganzen Vormittag versucht, Sie zu erreichen.« Roupers Stimme klang ein wenig ungeduldig, aber es schwang etwas wie Triumph darin.

»Was ist geschehen?« fragte Donald rasch.

»Wir haben etwas gefunden.«

Wells horte ein nervöses Kichern - anscheinend hatte der Diener mit seiner Annahme recht gehabt, Rouper schien wirklich ziemlich aufgeregt zu sein.

»In dem ausgetrockneten Brunnen hinter dem Herrenhaus haben wir etwas gefunden! Ein Mann von der Ortspolizei kam auf die Idee, mit einer Laterne hinein zu leuchten - und was glauben Sie, hat er gesehen?«

Donald konnte es sich denken, schwieg aber.

»Eine Druckerpresse und gestochene Platten - mit einem Wort, eine vollständige Anlage zur Herstellung falscher Banknoten! Abgerundet wird das Ganze noch durch die Aussage des Gärtnersohnes. Er war am Abend vor dem Mord im Herrenhaus, um leere Milchflaschen abzuholen. Dabei hat er gesehen, wie Mr. Clifton etwas zum Brunnen trug.«

»Weiß es Bourke schon?«

»Bis jetzt noch nicht. Seine beiden Leute waren gerade ins Dorf gegangen. Aber natürlich erfährt er es noch heute. Ich habe inzwischen ein paar Arbeiter in den Brunnen steigen lassen, die alles heraufgeholt haben.«

Donald legte den Hörer mit einem schiefen Lächeln auf, aber er wußte nicht recht, ob diese Entdeckung ihm helfen oder scha-

den würde.

Er öffnete seinen kleinen Safe, nahm ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt heraus und steckte es in einen Briefumschlag. Es gab nur einen sicheren Platz für dieses vergilbte Blatt aus einer vor fünfundzwanzig Jahren erschienenen Nummer einer Provinzzeitung: den Stahlschrank eines Rechtsanwaltes.

Auf den Umschlag kritzelte er: »Privat! Meinen Papieren beizulegen und nicht zu öffnen!« Dann steckte er den Umschlag in ein anderes Kuvert und versiegelte es. In diesem Augenblick trat Marjorie ein.

»Hast du zu tun?« fragte sie. »Ich habe noch einmal darüber nachgedacht, was ich eigentlich damals zu Jane gesagt habe und wie ihre Reaktion darauf war. Gib dich keiner Täuschung über sie hin.«

»Wie meinst du das?« wollte Donald wissen.

»Jane ist nicht dumm, und ich glaube nicht, daß es so leicht sein wird, mit ihr fertig zu werden, wie du dir einbildest. Ich würde mich an deiner Stelle nicht darauf verlassen, daß Peter ihr gleichgültig ist. Ich bin sicher, daß sie ihn gern hat.«

»Unsinn!« meinte er verächtlich. »Sie verteidigt Peter nur aus einer Art von Pflichtgefühl.«

Marjorie schüttelte nachdrücklich den Kopf: »Sie hat ihn wirklich gern - und uns beiden traut sie nicht.«

»Nach allem, was du geschwätzt hast, ist das kein Wunder«, grollte Donald. »Aber sie hat auch ihren Vater gern, meine Liebe, und sie wird in jedem Fall seinen Rat befolgen, wenn sie vor eine Entscheidung gestellt wird.«

Aber Marjorie war nicht zu überzeugen: »Das erscheint mir äußerst fraglich.«

»Nun gut. Wahrscheinlich irrst du dich, aber ich werde mich vorsehen.«

Donald Wells hatte von weiblicher Intelligenz keine sehr hohe Meinung, und daher hatte er nicht damit gerechnet, daß Jane

Clifton seine Pläne durchkreuzen könne. Ärgerlich zuckte er die Schultern, adressierte rasch den an sie gerichteten Brief und steckte ihn in die Tasche. Jedenfalls würde er sie am Nachmittag aufsuchen. Und nachdem er Marjories Warnung gehört hatte, würde es ihm leichter fallen, sich ein Bild über sie zu machen.

Wells ging zum Postamt in der Wigmore Street und gab den Brief eingeschrieben auf. Seine Gedanken kreisten immer noch um Jane. Ein unerklärliches Unbehagen hatte ihn erfaßt. Er hatte das Gefühl, einem Irrtum erlegen zu sein - freilich nicht in bezug auf Jane Clifton.

Ein Taxi brachte ihn nach St. John's Wood. Er stieg vor John Leiths Haus aus und ließ den Chauffeur warten. Das Dienstmädchen sagte ihm, daß Leith im Garten sei. Donald hatte das erwartet.

Hinter dem Haus befand sich ein hübscher Garten, an dessen Ende ein kleiner Pavillon stand. John Leith ging gerade darauf zu, als er seinen Besucher kommen sah.

»Nun?« fragte er. Seiner Stimme fehlte die gewohnte Festigkeit; sie verriet eine Nervosität, die an ihm neu war.

Donald folgte ihm in das Gartenhäuschen und ließ sich seufzend in einen Rohrsessel fallen.

»Ich werde heute nacht das Orakel befragen«, sagte er leicht hin.

»Viel Spaß!« brummte John Leith.

Donald sah ihn erstaunt an.

»Ich habe mich oft gefragt, wie Sie in diese Organisation gekommen sind, John.«

John Leith zuckte die Achseln.

»Vielleicht haben Sie sich auch schon oft gefragt, wovon ich lebe«, spottete er. »Ich bin auf dieselbe Weise hineingekommen wie Sie - ich nehme es wenigstens an.«

Donald beugte sich vor und dämpfte seine Stimme.

»Haben Sie jemals den ›Fuchs‹ gesehen?« fragte er.

»Bewußt jedenfalls nicht«, erwiderte John Leith. »Vermutlich haben Sie und ich die gleichen Erfahrungen gemacht. Ich habe in jenem theatralisch aufgemachten Raum mit ihm gesprochen, habe sein Falschgeld verteilt und habe selber welches bis nach Bukarest geschafft.«

Wells zündete sich eine Zigarette an.

»Ich bin ein wenig beunruhigt«, sagte er. »In Sorge um mich, um Sie und um Jane.«

»Warum um Jane?« fragte John Leith hastig.

»Ich will Ihnen sagen, warum ich mir Sorgen mache.« Donald zog seinen Stuhl näher an Leith heran. »Angenommen, wir bringen die Sache in Gang. Angenommen, ich kann Peter überreden, daß er sich entmündigen läßt und die Verwaltung seines Vermögens Jane überträgt - können wir denn sicher sein, daß nicht der ›Fuchs‹ uns die Früchte unserer Arbeit entreißt?«

John Leith biß sich auf die Lippen.

»Ich weiß es nicht, aber ich habe auch schon darüber nachgedacht.« Dann barg er sein Gesicht in den Händen und stöhnte:

»Mein Gott, ich habe gedacht, alles würde rasch und ohne Schwierigkeiten durchzuführen sein. Aber daß Basil ermordet werden konnte, hatte ich nicht geahnt! Das ist entsetzlich! Geplant war doch nur, daß er verschwinden sollte und daß Sie einen Mord vortäuschen.« Jäh hob er den Kopf und sah den anderen scharf an: »Bei diesem Mord gibt es für meinen Geschmack zu viele Zufälle, Donald.«

»Ich kann nur wiederholen, daß er von Wilderern getötet worden ist«, bemerkte Donald ruhig. »Rouper ist derselben Meinung. Basil muß im Garten herumgeschlichen sein, und da hat ihn jemand niedergeschlagen, der dort Kaninchenfallen aufgestellt hatte.«

John Leith starrte ihn eine Zeitlang schweigend an. »Und Radlow? Ist der etwa auch von Wilderern getötet worden?« rief er aus. »Warum ist er denn ermordet worden, Donald? Ich bin ent-

setzt! Die Sache ist zu weit gegangen - und Radlows Tod macht mich ganz irre . . .«

Wells blieb völlig ungerührt:

»Mein lieber Freund, ich habe keine Ahnung. Ich weiß über Radlows Tod genauso wenig wie über den Tod von Basil Hate.«

Leith erhob sich und ging auf die Tür zu, als ob er den Raum verlassen wollte, kehrte aber plötzlich um.

»Ich wollte Sie schon immer fragen, wie Sie eigentlich in das Unternehmen hineingekommen sind. Vielleicht erzählen Sie mir das jetzt - und wie Sie sich eigentlich den Ausgang der ganzen Sache vorstellen.«

Donald Wells zögerte mit der Antwort. Er sah in John Leith nur ein ziemlich untergeordnetes Mitglied der Organisation, die seit über zwanzig Jahren Europa und Amerika schröpfte. Freilich war er für seine Dienste gut bezahlt worden, aber die Verachtung, die der unbekannte Chef für Leith empfand, drückte sich doch wohl eindeutig darin aus, daß gerade Jane zum Opfer ausersehen worden war. Und nicht einmal dagegen hatte sich der armselige Kerl, der doch ihr Vater war, zur Wehr gesetzt.

»Wahrscheinlich bin ich auf dieselbe Weise mit dem großen Mann in Verbindung gekommen wie Sie«, erklärte er, den Blick fest auf Leith geheftet. »Ich war damals in einer scheußlichen Situation, meine Gläubiger verlangten ihr Geld zurück, und ich war am Rande der Verzweiflung; da bot Blonberg mir ein sehr hohes Darlehen zu ungewöhnlich günstigen Bedingungen an. Ich war mir darüber klar, daß irgend etwas dahintersteckte, aber ich hatte keine Wahl. So ging ich in sein Büro in der Knowlby Street und wurde in diesem theatralisch ausgestatteten, verdunkelten Raum empfangen. Und da sagte er mir ganz brutal, daß er einen gebildeten Menschen als Verteiler für sein Falschgeld brauche. Ich bekam auf der Stelle tausend Pfund und die Anweisung, meine Praxis nach der Harley Street zu verlegen. Natürlich wußte er, daß ich nicht dorthin gehöre, aber es paßte zu seinen

Plänen.«

»Er hat Ihnen alles über Peter gesagt, nicht wahr?«

Donald Wells nickte.

»Und Sie haben dann den Plan ausgeheckt, Peter um sein Vermögen zu bringen und sich dazu Janes zu bedienen!«

»Haben Sie denn widersprochen?« höhnte Donald. »Mein lieber Herr, jetzt ist nicht der Augenblick, mir Vorwürfe zu machen. Ich bin ganz sicher, daß unser Vorhaben gelingen wird. Natürlich ist es etwas hart für Jane; sie wird durch die Presse gezerzt werden . . .«

»Sie liebt ihn«, bemerkte Leith gelassen.

Verdutzt starrte Donald ihn an.

»Unsinn! Warum sollte sie ihn lieben? Sie weiß doch eigentlich nichts weiter von ihm, als daß er ein Narr ist.«

»Sie liebt ihn«, wiederholte Leith. »Sonderbar! Ich hätte mir nie träumen lassen, daß Jane sich überhaupt verlieben könnte. Ich war verrückt, daß ich mich von Ihnen überreden ließ, aber die zwei Millionen haben mir den Kopf verdreht und - alles sah so einfach aus.«

Dann fuhr er zu Donalds Überraschung fort:

»Sie haben mir aber nicht alles gesagt, was Sie über Peter wissen! Irgend etwas verheimlichen Sie mir. Ich habe das Gefühl, daß Sie nebenbei auch Ihr eigenes Spiel spielen. Heraus mit der Sprache, was ist es?«

Donald zwang sich zu einem Lächeln.

»Ich verstehe Sie nicht . . .«, begann er, aber John Leith fiel ihm ins Wort.

»Sie führen etwas im Schilde, was nicht einmal der Chef weiß.« John Leith ließ ihn nicht aus den Augen. »Wenn ich sehe, daß ein Mann im Begriff steht, aus dem Lande zu fliehen, so muß ich annehmen, daß entweder die Gefahr größer ist, als ich weiß, oder daß er für seine eigenen Zwecke arbeitet. Ihre Bank hat während der letzten drei Tage alle Ihre Wertpapiere verkauft

- und Sie hatten heute eine lange Unterredung mit Ihrem Bankier.«

Donald war verblüfft, verbarg aber seine Bestürzung hinter einem lauten Lachen.

»Sieh da, der Spion des Großmächtigen! Vorzügliche Leistung! Nun, ich bewundere Tüchtigkeit immer, auch wenn sie gegen mich selbst gerichtet ist.«

John Leith schlug die Augen nieder.

»Ich tue nur meine Pflicht«, knurrte er mürrisch. »Ich bin heute nicht mehr jung genug, um ganz Europa zu bereisen und Falschgeld an den Mann zu bringen.«

»Nur keine Entschuldigungen«, meinte Donald lässig, erhob sich, entfernte einige Stäubchen Zigarettenasche von seinem Ärmel und rückte seine Krawatte zurecht. »Schlagen Sie sich aber den Gedanken aus dem Kopf, daß ich den Chef hintergehen will!« Dann fuhr er in schroffem Ton fort: »Ich werde Sie wissen lassen, wie Peter reagiert, obwohl das offenbar ganz überflüssig ist, denn sicher haben Sie in jedem Wandschrank einen Spion sitzen, der unsere Unterredung belauscht. Ich nehme an, daß Peter mit meinem Vorschlag einverstanden sein wird. Dann sind nur noch einige Formalitäten zu erledigen - und wir sind Millionäre!«

John Leith gab keine Antwort. Mit einem sonderbaren Blick sah er Donald Wells nach, der durch den Garten ging. Schließlich erhob er sich, trat an einen kleinen Wandschrank, nahm eine Flasche Kognak heraus und schenkte sich ein Glas ein. Mit einem Zug trank er es aus. Dann ging er ins Haus zurück, um eine telefonische Meldung entgegenzunehmen.

»Verzeihung, Sir«, sagte eine Stimme durchs Telefon, »ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß Mrs. Anderson in ihrem Schlafzimmer einen geladenen Revolver aufbewahrt.«

»Ich danke Ihnen«, sagte John Leith beinahe heiter.

Dr. Donald Wells klingelte an Peters Wohnungstür und wartete. Nach einer Weile läutete er noch einmal. Diesmal hatte sein Finger kaum den Klingelknopf freigegeben, als die Tür auch schon geöffnet wurde - aber nicht vom Butler, wie er erwartet hatte.

»Sie selbst, Jane? Was ist denn los? Hat Ihre Dienerschaft Sie verlassen?« begrüßte er sie gutgelaunt.

Sie antwortete nicht. Ein Blick auf ihr Gesicht genügte, um ihn erkennen zu lassen, daß sich mit Jane Clifton ein großer Wandel vollzogen hatte. Sie sah gereifter, fraulicher aus, und er schrieb dies sofort der Wirkung jenes bisher nicht in Rechnung gezogenen Faktors zu, den Marjone angedeutet hatte.

»Was ist mit Ihnen, Jane? Habe ich Sie vielleicht geärgert oder gekränkt?«

Sie schüttelte den Kopf: »Weder das eine noch das andere. Aber treten Sie doch ein, Doktor!«

»Doktor, Doktor! Seit wann bin ich ›Doktor‹ für Sie, Jane?«

Dann fiel ihm plötzlich eine Erklärung für ihr verändertes Benehmen ein.

»Oh, jetzt weiß ich, was los ist! Meine verehrte Gemahlin hat offenbar Stimmung gegen mich gemacht! Ich muß leider bekennen, daß Marjorie und ich nicht gerade ein Herz und eine Seele sind; an dem Tag, als sie nach Longford Manor kam, hatten wir einen ziemlichen Krach miteinander, und ich muß wohl annehmen, daß sie sich deshalb wenig freundlich über mich geäußert hat. Aber man darf Marjorie nicht zu ernst nehmen . . .«

»Gerade habe ich Peter gesagt, daß er auch Sie nicht zu ernst nehmen sollte«, unterbrach sie ihn. »Peter begeht nämlich den großen Fehler, daß er alle Leute für ebenso aufrichtig hält, wie er selbst es ist.«

Donald schien belustigt zu sein.

»Na, da scheint man ja von allen Seiten ganz hübsch über mich hergefallen zu sein«, lachte er. »Aber wo ist Peter?«

»In der Bibliothek. Ich werde ihm sagen, daß Sie hier sind, aber vorher möchte ich selbst über gewisse Dinge mit Ihnen sprechen. Wollen Sie nicht Platz nehmen?«

»Das klingt ja sehr bedeutungsvoll. Was gibt es denn?«

»Ist Peter geisteskrank?«

»Was für eine seltsame Frage! Ich würde sagen, beinahe jeder Mensch begeht gelegentlich närrische Dinge . . .«

»Ich frage Sie, ob Peter so sehr geisteskrank ist, daß seine Unterbringung in einer Nervenheilanstalt gerechtfertigt wäre?«

»Peters Gesundheit geht nur ihn allein etwas an, und ich denke nicht daran, ohne seine ausdrückliche Einwilligung darüber zu sprechen.«

»Dies ist eine Frage, die auch mich in hohem Maße angeht. Ich bin seine Frau und habe damit eine schwere Verantwortung übernommen. Nach den Bestimmungen der Gesetze stehen mir auch gewisse Rechte zu - vor allem bin ich berechtigt zu erfahren, wie es mit der Gesundheit meines Mannes steht.«

»Warum sprechen Sie nicht mit Ihrem Vater darüber?«

»Ich will aber mit Ihnen, als seinem Arzt, darüber sprechen«, unterbrach sie ihn, »und ich will ganz offen sein. Ich wünsche von Ihnen eine bestimmte Auskunft über Peter zu erhalten, ehe Sie mit ihm sprechen. Wenn Sie mir nicht auf der Steile sagen, was Peter Ihrer Ansicht nach fehlt, muß ich Sie ersuchen, das Haus sofort zu verlassen.« Dr. Wells starrte sie fassungslos an.

»Aber meine liebe Jane, was ist das für ein Benehmen gegen einen alten Freund des Hauses? Es gefällt mir auch gar nicht, daß Sie Ihren Vater so übergehen . . .«

»Ich muß Sie bitten, mich Mrs. Clifton zu nennen.« Donald Wells hatte begriffen, daß er sich in einer schwierigen, ja geradezu gefährlichen Lage befand. Aber er konnte seinen Ärger

nicht unterdrücken,

»Reden Sie keinen Unsinn!« fauchte er. »Sie brauchen sich gar nicht aufs hohe Roß zu setzen . . .«

»Ich will mich aber aufs hohe Roß setzen«, erwiderte sie kühl, »und ich will Ihnen ganz offen erklären, daß ich anmaßend genug bin, Peters Leben von heute an völlig in meine Hand zu nehmen.«

Es folgte ein langes Schweigen, das für Donald sehr peinlich war.

»Also gut«, erklärte er schließlich. »Dann muß ich Ihnen mitteilen, daß Peter geistig nicht normal ist. Sein Vater hat, wie Sie wissen, in geistiger Umnachtung einen Mord begangen und ist dann im Irrenhaus zu Broadmoor gestorben. Auch sein Großvater war geisteskrank, und ich habe allen Grund anzunehmen, daß Peter erblich belastet ist.«

»Woraus schließen Sie das?« fragte sie kalt.

Wells bewahrte mühsam seine Selbstbeherrschung.

»Aus verschiedenen Umständen, über die ich jetzt nicht sprechen will. Nur eines - ich bin überzeugt, daß Peter im Zustand der Unzurechnungsfähigkeit, also ganz unbewußt und ohne eine Erinnerung daran, ein schreckliches Verbrechen begangen hat.«

»Sie meinen wohl den Mord an Basil Hate?«

»Ja«, trumpfte er auf, »den Mord an Basil Hate! Und ich bin fast überzeugt, daß er auch das Verbrechen von gestern nacht auf dem Gewissen hat. Clewers, unsere erste Autorität auf dem Gebiet der Geisteskrankheiten, hat mit Peter gesprochen, und er ist zu der Überzeugung gekommen, daß plötzliche, gefährliche Ausbrüche durchaus möglich sind.«

»Etwas Derartiges haben Sie aber Peter nie gesagt.«

»Jedenfalls ist es die Wahrheit«, schleuderte er ihr entgegen. »Aber in allem Ernst, Jane, ich habe nicht die Absicht, meine Zeit damit zu verschwenden, die selbst für Ärzte häufig rätselhaften Vorgänge in einem kranken Gehirn mit einer jungen Da-

me zu besprechen . . .«

»Ich bin keine beliebige junge Dame, sondern Peters Frau«, wies sie ihn zurecht. Dann ging sie zu seiner Überraschung auf eine Tür zu und öffnete sie: »Ich werde Sie jetzt zu Peter führen.«

Sie gingen durch den Salon, und Wells bemerkte zu seiner Verwunderung, daß Jane am Nachmittag offenbar Gäste gehabt hatte, denn vier oder fünf benützte Teetassen standen auf einem großen Silbertablett. Sie klopfte an eine zweite Tür, und Peters Stimme rief:

»Herein!« Eine neue Überraschung für Donald war es, daß Jane nicht einmal den Versuch machte, ihn zu begleiten.

Peter schrieb, als der Arzt eintrat, legte aber sofort den Federhalter weg und erhob sich, um seinen Besucher zu begrüßen. Donald«, rief er munter, »Sie sehen etwas erhitzt aus. Haben Sie sich vielleicht mit Jane gezankt?«

»Ich will nicht gerade behaupten, daß sie streitsüchtig ist, aber etwas schwierig ist sie in ihrer augenblicklichen Stimmung wirklich«, brummte Donald und nahm die angebotene Zigarette. »Wer ist denn heute nachmittag hiergewesen? Vielleicht Bourke?«

Peter verneinte. »Jane hatte sich drei befreundete Herren zum Tee geladen. Es war eine ganz lustige Gesellschaft, und auch ich habe mich recht gut unterhalten, obwohl ich eigentlich nicht in der Stimmung bin, mit Menschen zusammenzukommen. Was gibt's, Doktor?«

Donald stand in seiner Lieblingsstellung vor dem leeren Kamin.

»Das war gestern nacht eine schlimme Geschichte!«

Peter sah ihn unsicher an. »Sie meinen Radlow?«

»Ja, ich meine Radlow.«

»Glauben Sie . . .?« Peter zwang sich, die Frage zu vollenden.

»Sie glauben doch nicht, daß ich mit der Sache etwas zu tun hat-

te?«

»Und was glauben Sie?« antwortete Wells mit einer Gegenfrage. »Jedenfalls will ich nicht nachforschen. Viel wichtiger ist die Entscheidung, die Sie in Ihrem eigenen und im Interesse Ihrer Frau jetzt treffen müssen, Peter. Leider besteht kein Zweifel mehr, daß Sie, um es schonend zu sagen, geistig nicht ganz normal sind - und ich fürchte, daß die Wahrheit über die Mordfälle doch noch ans Tageslicht kommt. Das würde dann eine sehr peinliche Gerichtsverhandlung geben! Es wäre das Beste, wenn Sie dem Unvermeidlichen durch einen freiwilligen Entschluß zuvorkämen.«

Peter hatte die Hände über der Schreibmappe gefaltet und hielt den Kopf gesenkt.

»Was soll ich tun?« fragte er leise.

»Zunächst einmal sollten Sie Jane beruhigen und zu der Überzeugung bringen, daß mein Vorschlag die einzige Möglichkeit ist, Sie vor einer Verurteilung wegen Mordes zu retten. Wir würden Sie durch mehrere Ärzte für geisteskrank erklären lassen und in einer geeigneten Anstalt unterbringen. Diese Maßnahme müßte vielleicht nur fünf oder sechs Jahre aufrechterhalten werden, denn nach dieser Zeit dürften die beunruhigenden Symptome bei entsprechender Pflege verschwunden sein.«

Eine Weile herrschte tiefe Stille, die nur durch das Ticken der Standuhr unterbrochen wurde.

»Mit anderen Worten«, begann Peter schließlich mit kaum hörbarer Stimme, »ich soll mich selbst für irrsinnig erklären?«

Wells nickte.

»Das könnte in aller Stille geschehen. Das Gericht würde Jane mit der Verwaltung Ihres Vermögens betrauen, und Sie könnten Janes Vater und mich zu Ihren Treuhändern ernennen.«

Peter blickte nicht auf. Wells beobachtete ihn aufmerksam und sah, wie sein Kopf langsam auf seine Hände niedersank.

»Mir liegt vor allem daran, Aufsehen zu vermeiden. Wenn wir

Sie in aller Stille für geisteskrank erklären und in einer Anstalt verschwinden lassen, wird die Polizei auch nach Aufklärung der Verbrechen keine Schritte mehr gegen Sie unternehmen. Sie müssen hier vor allem an Jane denken, mein armer Junge! Sie können doch nicht zulassen, daß sie als die Frau eines verurteilten Mörders gebrandmarkt wird.«

Der junge Mann am Schreibtisch hob sein abgezehrtes Gesicht empor und blickte dem andern in die Augen.

»Besteht denn gar kein Zweifel an meiner Schuld?« flüsterte er verzweifelt.

Donald schüttelte den Kopf.

»Keiner«, sagte er mit einer Bestimmtheit, die Peter erschauern ließ.

Eine Zeitlang saß er da, ohne zu sprechen, dann richtete er sich mit einem Seufzer auf.

»Gut. Bitten Sie Jane, herzukommen.«

Die junge Frau saß in dem kleinen Salon, in dem sie Donald empfangen hatte. Sie ließ sich weder Überraschung noch Besorgnis anmerken, als der Arzt sie mit gemessenem Ernst bat, ihm in die Bibliothek zu folgen, Immer wieder stockend, erklärte Peter ihr, wie er seine Lage sah. Jane lauschte, ohne ihn zu unterbrechen.

»Ich glaube, Donalds Plan ist die beste Lösung«, schloß Peter. »Es ist auch so noch schrecklich genug für dich, aber wir müssen uns eben den traurigen Tatsachen fügen. Du weißt, in welchem Zustand ich gestern abend heimgekommen bin, und du kannst dir wohl vorstellen, was sich ereignet hat.«

»War es Donalds Vorschlag, der dich zu diesem Entschluß gebracht hat?« fragte Jane. Peter wich ihren Blicken aus.

»Ja, er will alles erledigen, damit ich noch rechtzeitig untersucht werden kann. Du weißt doch, was das bedeutet?« Sie nickte.

»Ich weiß sehr gut, was das bedeutet: Donald und ein anderer

Arzt werden dich untersuchen und dich für unzurechnungsfähig erklären. Dann wird man dich in eine Anstalt bringen ...«

»Ich weiß einen für diesen Zweck vorzüglich geeigneten Ort«, fiel Wells ihr ins Wort, »ein schönes, kleines Landhaus, wo keine anderen Kranken untergebracht sind.«

Mit einer Handbewegung gebot ihm Jane zu schweigen.

»Ich vermute, Sir William Clewers wird der andere Arzt sein?«

Wells bejahte.

»Er ist die erste Autorität in unserem Fach«, sagte er enthusiastisch.

»Es gibt eine Menge Sachverständiger, die der Ansicht sind, daß er lieber nicht in seinem Beruf tätig sein sollte«, erwiderte Jane mit überraschender Ruhe, »weder als behandelnder noch als beratender Arzt. Manche gehen sogar so weit, zu behaupten, daß er hoffnungslos hinter der Forschung zurückgeblieben ist, daß er mehr trinkt, als ihm guttut, und daß er seiner Aufgabe schon lange nicht mehr gewachsen ist!«

Donald Wells riß verblüfft den Mund auf.

»Das ist eine niederträchtige Unterstellung«, protestierte er heftig. »Clewers ist einer der bekanntesten Irrenärzte der ganzen Welt!«

»Mein Liebling«, mischte sich Peter sanft in das Gespräch, »ich glaube wirklich, das solltest du Donald überlassen.«

»Wir haben die Sache schon lange genug Donald überlassen«, erwiderte Jane, »und mir geht dein Schicksal viel zu nahe, daß ich mich mit einem einseitigen Befund zufriedengeben würde. Woher wollen Sie eigentlich wissen, Dr. Wells, daß Peter wirklich geisteskrank ist? Haben Sie Symptome entdeckt, durch die er sich von gesunden Menschen unterscheidet?«

»Zweifellos«, antwortete Donald Wells. »Es gibt gewisse Absonderlichkeiten in seiner Rede, seinem Blick und seinem Gehen, die selbst dann seinen wahren Zustand verraten, wenn er, wie jetzt, vollkommen bei Vernunft ist. Ich habe das bisher nur

deshalb nie erwähnt, weil ich Peter nicht weh tun wollte.«

»Um Himmels willen, hört auf!« bat Peter. »Es ist eine furchtbare Geschichte, Jane, und je eher wir sie zum Abschluß bringen, desto besser!« Aber Jane hörte nicht auf ihn.

»Welche Art von Symptomen meinen Sie?« forschte sie weiter. »Würde jeder erfahrene Arzt sie sofort erkennen?«

»Jedermann, der einige Erfahrung mit Geisteskranken hat«, bestätigte Donald.

»Würden sie zum Beispiel einem Sir George Gratham oder einem Dr. Heinrich Strauß auffallen?« Sie nannte die Namen der beiden großen Psychiater mit so auffallender Betonung, daß Donald aufhorchte.

»Selbstverständlich!« gab er zur Antwort.

Überrascht sah er, daß ein Lächeln in ihren Mundwinkeln nistete.

Jane fuhr fort: »Und würde auch Sir Vardon Jackson Zeichen von Irrsinn an meinem Mann entdecken?«

Sir Vardon Jackson war unter allen großen Psychiatern der größte. Er wurde von allen medizinischen Fakultäten Europas und Amerikas als Autorität anerkannt, und sein Buch über Neurosen galt als klassisches Lehrbuch.

»Natürlich!« erklärte Donald. »Ich würde ja auch gern alle diese Kapazitäten zuziehen, wenn Sie das beruhigen könnte, aber ich halte es nicht für richtig, die furchtbare Wahrheit über die Ermordung Hates allzu vielen Personen bekanntwerden zu lassen.«

Jane antwortete eine Sekunde lang nicht, während das Lächeln noch immer ihre Lippen umspielte. Dann sagte sie langsam:

»Ich habe Ihnen diese Mühe erspart. Die drei Herren, deren Namen ich eben genannt habe, waren heute nachmittag hier!«

»Wie?« rief Peter erstaunt. »Waren das die Herren, die du zum Tee eingeladen hattest?« Jane nickte.

»Ja. Ich wollte mir Gewißheit über dich verschaffen. Ich habe

ihnen alles erzählt, was ich von dir wußte, und ich habe sie gebeten, mir vollkommen offen die Wahrheit zu sagen. Und jeder von den dreien hat mir versichert, daß du geistig ebenso gesund bist wie ich selbst.«

Ein peinliches Schweigen breitete sich aus. Langsam wandte Peter seinen Blick Donald Wells zu. In dessen hagerem Gesicht zuckte nervös ein Muskel, aber er sagte nichts.

Schließlich fragte Jane: »Würden Sie Ihre Ansicht noch immer auch diesen Herren gegenüber aufrechterhalten?«

»Ganz gewiß würde ich das«, zischte Wells in verhaltener Wut, »Ich kenne den Fall und kenne auch die Mordtaten. Peter hat mir sozusagen ja gestanden, daß er Basil Hate umgebracht hat. Ich gebe zu, daß es Größen in ihrem Fach sind, an die Sie sich da gewandt haben, aber sie wissen nichts Näheres von Peter und von den Umständen, unter denen sich die Morde zugetragen haben. Wie könnten sie auch nach einer so oberflächlichen Bekanntschaft den Geisteszustand Peters richtig beurteilen?«

»Gut«, erklärte Jane. »Ich will Ihrem Vorschlag meine Zustimmung nicht verweigern, wenn die drei Psychiater nach einer sorgfältigen Untersuchung Peter ebenfalls für geisteskrank erklären. Aber eines will ich Ihnen sagen, Dr. Wells« - ihre Stimme flüsterte nur noch -, »wenn Peter für unzurechnungsfähig erklärt werden sollte, werden meine Rechtsanwälte beantragen, daß das Vormundschaftsgericht vertrauenswürdige fremde Verwalter als Treuhänder für sein Vermögen bestimmt. Wie gefällt Ihnen das?«

Sie war also hinter seine Pläne gekommen! Schon seit Beginn ihres Gespräches hatte Wells das unheimliche Gefühl gehabt, daß hinter ihrer veränderten Haltung etwas mehr steckte als nur die durch Marjories Geschwätz hervorgerufene Feindseligkeit. Er hatte beabsichtigt, auch seinen Auftraggeber zu betrügen, aber alle diese Pläne mußten jetzt natürlich aufgegeben werden.

»Sie werden also Sir Vardon und den anderen Herren sagen,

daß Peter ein Mörder ist, nicht wahr? Sie werden Ihnen erzählen, wie die Leiche Basil Hates aussah und wie Sie Peter mit blutbefleckten Kleidern auf seinem Bett liegend gefunden haben, nicht wahr?«

»Das können Sie den Herren selbst mitteilen, denn Sie selbst wissen ja am besten, wie er in diesen Zustand geraten ist«, antwortete sie gelassen.

Nach dieser Äußerung mußte Wells erkennen, daß es für ihn kaum noch eine Möglichkeit gab, sein Spiel zu gewinnen. Doch verzweifelt suchte er noch einen Weg:

»Ich will Ihnen meine Karten offen auf den Tisch legen, Jane - Verzeihung: Mrs. Clifton . . .«

»Es wäre wohl passender, wenn Sie *mir* sagten, was Sie noch zu sagen haben«, ließ sich Peters ruhige und kühle Stimme hören. Er war nicht wiederzuerkennen - es war ganz so, als hätte der verstörte Mann, den Jane noch vor wenigen Minuten vor sich gesehen hatte, das Zimmer verlassen und ein anderer Mensch wäre an seine Stelle getreten.

»Na los, decken Sie Ihre Karten auf und lassen Sie sehen, wieviel falsche Trümpfe Sie im Spiel haben.«

Donald zuckte zusammen. Er war gewohnt, nach einem vorher genau ausgeklügelten Plan vorzugehen - jetzt mußte er innerhalb einer Sekunde völlig neue Entschlüsse fassen, und das verleitete ihn zu einer Unvorsichtigkeit.

»Wie hoch würden Sie Ihren Seelenfrieden einschätzen, Clifton?« fragte er mit frechem Grinsen. »Zahlen Sie mir hunderttausend Pfund, und Sie sind alle Ihre Sorgen los. Ich kann Ihnen ein neues Leben schenken, aber Sie müßten sich rasch entscheiden, mir den Lohn dafür zu geben.«

Peter riß die Tür zum Gang auf.

»Hinaus!«

Wells nahm seinen Hut. »Sie haben sich von Ihrer Frau beeinflussen lassen und vergessen ganz die Dienste, die ich Ihnen ge-

leistet habe . . .«

»Muß ich Sie daran erinnern, daß Ihre Dienste niemals selbstlos waren?« entgegnete Peter. »Ich will Ihnen nur bestätigen, daß ich mich der Meinung meiner Frau über Sie voll anschließe.«

Wells zögerte noch immer.

»Sie haben wohl vergessen, daß Ihre Frau als Mitschuldige verhaftet werden wird, wenn die Polizei die Wahrheit über den Mord an Basil Hate erfährt.« Er blickte mit hämischem Grinsen zu Peter.

Schweigend wies Peter den Arzt mit einer Handbewegung aus dem Zimmer. Dann folgte er ihm noch zum Haustor und warf es hinter ihm ins Schloß. Als er zurückkam, fand er Jane, befreit lachend, am Fenster lehnen. Er sah sie verwundert an, dann begann er selbst zu lachen. Jane wurde als erste wieder ernst.

»Jetzt geht es hart auf hart, Peter«, sagte sie.

Sie wußte, daß die Krise in Peters und ihrem Leben ganz nahe bevorstand, und daß sie es mit Gegnern zu tun hatten, die auch vor einem Mord nicht zurückschreckten. Nur über eine Frage hätte sie noch gern Klarheit erlangt: Warum war Basil Hate am Abend nach ihrer Hochzeit nach Longford Manor gekommen ?

Einer inneren Eingebung folgend, streckte sie die Hand zum Telefon aus, um John Leith anzurufen.

»Nun, Jane, wozu hast du dich entschlossen?«

Sie begriff im ersten Augenblick gar nicht, was ihr Vater eigentlich meinte.

»Ich mich entschlossen? Oh, du wußtest also, daß Donald Wells herkommen würde?«

Sie erhielt keine Antwort und wiederholte daher ihre Frage.

»Ja, ich wußte es. Was wird Peter tun?«

»Ich werde es dir sagen, Vater, wenn du mir vorher eine Frage beantwortest.«

»Ich werde dir jede Frage gern beantworten, Jane.« Aus seiner

Stimme klang ein Unterton von Überraschung, die sich in Bestürzung verwandelte, als sie fragte:

»Warum hast du am Abend nach meiner Hochzeit Basil Hate nach Longford Manor geschickt?«

Jane hörte, wie ihr Vater scharf die Luft einzog. Als er nach einer Weile wieder sprach, klang seine Stimme schärfer und schriller.

»Hat er dir das erzählt? Nun ... Ich wollte dich keiner Gefahr aussetzen . . . Von Seiten Peters, meine ich ... Bei der erblichen Belastung ... Ich dachte, es wäre gut, jemanden bei der Hand zu haben -«

»Ich verstehe, Vater. Du hast also gewußt oder dir doch wenigstens eingebildet, daß Peter wahnsinnig ist - und du wolltest trotzdem, daß ich ihn heirate!«

Sie wartete keine Antwort ab, sondern legte den Hörer auf. Das Telefon klingelte dann minutenlang, aber sie antwortete weder selbst, noch erlaubte sie Peter, für sie zu sprechen; und als eine halbe Stunde später John Leith in höchster Erregung selbst erschien, wurde ihm trotz stürmischen Klingelns nicht aufgemacht, weil Jane vom Fenster ihres Schlafzimmers aus sein Kommen bemerkt hatte.

Mr. Bourke saß am Schreibtisch und spielte mit dem Brieföffner. Inspektor Rouper teilte seine Aufmerksamkeit zwischen der Person seines Vorgesetzten und dem lebhaften Treiben am Themseufer, das er von seinem Platz am Fenster beobachten konnte. Auf dem Schreibtisch lag eine Anzahl Kupferplatten, die Bourke von Zeit zu Zeit mit größter Aufmerksamkeit betrachtete.

»Die Sache ist völlig klar, Sir«, behauptete Rouper. »Clifton hat irgendwie erfahren, daß wir eine Haussuchung vornehmen würden. Er hat also die Druckerpresse und die Platten weggeräumt und in den Brunnen geworfen. Wenn nicht zufällig ein Mann der Ortspolizei die Sachen dort entdeckt hätte, wären wir nie daraufgekommen.«

»Ich schon, Rouper«, sagte Bourke ruhig, »denn ich wußte oder nahm wenigstens an, daß sie dort sein mußten, und ich war bereits im Begriff, den Brunnen untersuchen zu lassen. Das Papier und die fertigen Banknoten sind natürlich verbrannt worden.«

»Von Clifton«, rief Rouper triumphierend.

»Höchstwahrscheinlich von Mr. Clifton«, stimmte Bourke zu.

Er war so höflich, daß Roupers Unbehagen von Minute zu Minute wuchs. Nichts deutete so sicher auf eine bevorstehende Entlassung hin, als wenn Chefinspektor Bourke eine besonders gnädige Laune zu haben schien.

»Es müssen dort eine Menge falsche Noten hergestellt worden sein, Rouper. Ich nehme an, daß der Raum von Mr. X oder Y oder Z, oder wie immer er heißen mag, Jahre hindurch benutzt worden ist. Übrigens, wie geht es Mrs. Anderson?«

»Ganz gut«, antwortete Rouper, ein wenig verwundert über die Frage. »Ich habe sie selbst zwar nicht wieder gesehen, aber ich

traf zufällig eines ihrer Dienstmädchen in der Harley Street - das heißt, in der Marylebone Road«, verbesserte er sich rasch.

»Bleiben wir nur bei der Harley Street, es klingt viel besser«, meinte Bourke mit einem harmlosen Lächeln. »Und das Mädchen hat erzählt, daß Mrs. Anderson sich wieder erholt hat?«

Rouper nickte. Er haßte seinen Vorgesetzten, wenn er sarkastisch wurde.

»Es ist auch meine Meinung, Sir, daß in Longford ein großer Teil des Falschgeldes gedruckt worden ist. Und wir wissen, daß Peter Clifton Jahre hindurch das Haus immer wieder vorübergehend gemietet hat. Wahrscheinlich gehört es ihm sogar.«

»Besitzer des Hauses oder doch wenigstens Vertreter des Besitzers ist Mr. Blonberg«, wies ihn Bourke zurecht. »Aber es stimmt, daß Mr. Clifton es schon öfter gemietet hat. Das gilt allerdings auch für andere Leute. Ganz gewiß sind beträchtliche Summen an Falschgeld aus dieser interessanten Werkstätte hervorgegangen. Aber die fünf Hundertpfundnoten, die Sie am letzten Freitag auf das Bankguthaben Ihrer Frau eingezahlt haben, waren doch echte Noten der Bank von England, nicht wahr?«

Bourke sprach in so sachlichem Ton, als handele es sich um eine ganz belanglose Bemerkung, aber Rouper zuckte zusammen.

»Fünf - fünfhundert?« stotterte er. »Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen, Sir.«

»Ich habe die Nummern der Banknoten und kann von den meisten sagen, woher sie stammen«, bemerkte Bourke mit einem kleinen Seufzer. »Sie kamen aus der Bank, bei der Dr. Donald Wells sein Konto hat, und gingen in die Bank, in der Ihre Frau ihr Geld hat. Das kam mir etwas merkwürdig vor, aber dann dachte ich mir, daß Sie vermutlich an Dr. Wells das Patent irgend eines neuen Heilmittels verkauft haben - und dagegen wäre natürlich nichts einzuwenden. Sollten Sie diese fünfhundert Pfund aber als Geschenk angenommen haben, so wäre das

ein schwerer Verstoß gegen die Dienstvorschrift und würde Ihr Erscheinen vor dem Direktor für Disziplinarangelegenheiten notwendig machen.«

»Ich habe ihm etwas verkauft.« Rouper hatte endlich seine Stimme wiedergefunden.

»Dieses Etwas muß aber schon sehr wertvoll gewesen sein«, neinte Bourke.

»Es war ein Bild - das Werk eines alten Meisters, das ich selber für ein Spottgeld erstanden hatte.«

»Ja, ja, die alten Meister sind die besten Meister, Rouper«, fuhr der Quälgeist fort. »Halten Sie sich das nur immer vor Augen. Der alte Herr und Meister hat Ihnen schon über achtzehn Jahre ein anständiges Gehalt gezahlt und wird Ihnen über kurz oder lang eine Pension gewähren. Da wäre es doch sehr töricht, die Pension des alten Herrn um der fünfhundert Pfund des neuen Herrn willen aufs Spiel zu setzen . . . Oder sind es gar tausend Pfund?«

Inspektor Rouper hörte schweigend zu; der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn.

»Was haben Sie mit diesen Dingen vor?« fragte Bourke und wies auf die Platten und die zerschlagene Druckerpresse.

»Ich habe einen Bericht darüber geschrieben«, erwiderte Rouper eifrig und fuhr mit der Hand in die Brusttasche.

»Einen Augenblick noch! Steht in dem Bericht etwas über Peter Clifton? Sie müssen wissen, daß ich in diesem Fall gegen ihn vorzugehen hätte. Wenn es ein gewöhnlicher Bericht ist, der nur besagt, daß die Sachen in einem Brunnen aufgefunden wurden, so ist alles in Ordnung. Wenn der Bericht aber Dinge enthält, durch die ich gezwungen wäre, ihn höheren Orts vorzulegen und an die Staatsanwaltschaft weiterzuleiten, so bin ich sehr besorgt - um alle!«

Sein Ton war zu vielsagend, als daß Rouper die Warnung hatte überhören können.

»Ich glaube, ich habe diesen Bericht nicht ordentlich geschrieben«, beeilte er sich zu erklären, »es wird besser sein, wenn ich ihn noch einmal durchsehe und einen neuen verfasse.«

Bourke nickte zustimmend.

»Der Weise ist immer vorsichtig«, sagte er bedeutungsvoll. »Ich hoffe nur, daß sich heute nacht noch etwas ereignen wird, das uns alle reinwäscht - allerdings mit Ausnahme des ›neuen Meisters!«

Als Rouper gegangen war, ließ Bourke sich mit dem Amtsleiter des Polizeilbezirks von London City verbinden. Es folgte eine geheime Unterredung mit dem Ergebnis, daß an diesem Abend fünfzig ausgesuchte Leute in den verschiedensten Gaststätten des Westends auf eine kleine Gruppe von Kurieren warteten, die die nouesten Erzeugnisse der geheimen Banknotenpresse entgegennehmen sollten.

Donald Wells kam nach St. John's Wood und fand John Leith als einen gebrochenen Mann vor. Wells brauchte nicht erst die Geschichte seines Mißerfolges zu berichten. Leith hatte sie bereits aus dem von seiner Tochter angeschlagenen Ton herausgehört. Erregt fuhr er den Arzt an:

»Sie müssen ihr etwas gesagt haben, Sie verdammter Narr, Alles, wofür ich gearbeitet habe, ist beim Teufel!«

»Gearbeitet haben Sie wohl immer nur für sich selbst, mein lieber John«, wehrte Donald kühl ab. »Es ist völlig sinnlos, daß Sie jetzt wütend werden. Überlegen wir lieber, was wir jetzt anfangen wollen. Den Plan, Peter ins Irrenhaus zu stecken und sein Vermögen einzukassieren, müssen wir wohl fallenlassen, aber es wäre mindestens noch eine Viertelmillion Pfund herauszupressen, wenn Sie nur Ihre dumme Eitelkeit aufgeben wollten.«

John Leith blickte rasch auf.

»Was meinen Sie damit?«

»Jane weiß oder vermutet wenigstens, welche Rolle Sie gespielt haben. Ich schlage daher vor, daß Sie zu Peter gehen und

ihm die Lage wahrheitsgetreu schildern. Sie können auch mich mit dieser Aufgabe betrauen. Ich glaube bestimmt, daß ich die Sache zu einem guten Ende führen könnte.«

»Was für eine Lage meinen Sie?« fragte John Leith ärgerlich.

»Ich meine, Sie sollten ihm sagen, was Sie wirklich sind: ein Verteiler falscher Banknoten. Sagen Sie ihm, daß Sie ins Ausland reisen und verschwinden möchten, um Ihrer Tochter keine Schande zu machen. Sie werden es schon verstehen, Ihre Opferbereitschaft recht rührend darzustellen, und Peter wird nicht knauserig sein.«

Leiths Lippen verzogen sich zu einem zähnefletschenden Grinsen.

»Also Sie meinen, Peter würde freigebig sein, und Sie könnten Ihren Anteil einstreichen? Sie sollten nicht vergessen, daß ich als Agent des ›Fuchses‹ genauso wenig ein freier Mann bin wie Sie, Wells. Ich kann London nicht ohne seinen Befehl oder seine ausdrückliche Erlaubnis verlassen.«

Donald lachte verächtlich.

»Ach was, der ›Fuchs‹ kann mich gern haben! Hier geht es um die eigene Haut. Und wenn wir aus Peter nichts herausholen können, so denken Sie daran, daß Jane hunderttausend Pfund eigenes Vermögen besitzt. Beeilen Sie sich, es rasch in Ihre Hände zu bekommen. Ich spüre, daß ein Gewitter im Anzug ist, und ich möchte für meinen Teil gern über alle Berge sein, ehe es losbricht.«

»Und was wollen Sie mit Marjorie anfangen?« erkundigte sich Leith.

Das war eine so unerwartet familiäre Frage, daß Donald unwillkürlich lachen mußte.

»Ich habe ihr heute morgen in einem Anfall von Geistesverwirrung ein Bankguthaben von zehntausend Pfund eröffnet. Um Marjorie brauchen Sie sich also keine Sorgen zu machen. - Aber werden Sie tun, was ich Ihnen gesagt habe?«

John Leith rückte unruhig auf seinem Sessel hin und her.

»Ich könnte es mir niemals verzeihen, wenn ich es täte«, meinte er unschlüssig.

Dennoch verließ Donald ihn befriedigt und in der Überzeugung, daß der von ihm gesäte Same keimen und reiche Früchte tragen würde.

Er hatte vergessen, seine Schlüssel mitzunehmen. Bei dem Gedanken, daß Marjorie sie gefunden haben könnte, überschlich ihn ein Unbehagen. Aber kaum hatte er geklingelt, so öffnete sie ihm auch schon die Tür. Sie hatte ihn offenbar erwartet.

»Es war schrecklich, so allein im Haus. Ich habe förmlich das Gruseln gelernt«, beklagte sie sich. »Hast du einen erfolgreichen Tag gehabt?«

»Außerordentlich erfolgreich«, meinte er sarkastisch und ging in sein Arbeitszimmer. Er fand seine Schlüssel in der Lade seines Schreibtisches und nahm sie zu sich.

»Es ist ein Brief für dich gekommen«, übergab ihm Marjorie einen Umschlag. »Ein Bote hat ihn gebracht; er scheint wichtig zu sein.«

Daß es ein Schreiben von Bedeutung war, erkannte er auf den ersten Blick. Nur ein Mensch schrieb ihm auf solchem Papier. Er schickte Marjorie mit der Weisung fort, eine Flasche Sekt aus dem Keller zu holen, und riß den Briefumschlag auf. In diesem steckte ein zweiter und in diesem noch einer. Der Absender war überaus vorsichtig, denn jeder der Briefumschläge trug den Namen Donalds und in großen Buchstaiben den Aufdruck ›Privat!‹. Der Brief selbst war, wie die Adresse, mit der Maschine geschrieben und enthielt weder Datum noch Anrede oder Unterschrift. Donald las und war entzückt.

Dem Brief lag ein winziger Schlüssel bei. Der Arzt las das Schreiben nochmals durch, um sich seinen Inhalt einzuprägen. Der Abend konnte nun doch recht unterhaltsam und nutzbringend werden. Schließlich warf er den Brief ins Feuer, steckte

den Schlüssel zu sich und schürte die Glut so lange, bis nichts mehr von dem Papier zu sehen war. In diesem Augenblick kam Marjorie mit einer Flasche und zwei Gläsern zurück.

»Du verbrennst wohl die Zeugen einer geheimen Schuld?« scherzte sie.

Donald konnte es nicht ausstehen, wenn sie witzig wurde. Aber er war in guter Laune und lächelte sie gnädig an. Da bemerkte er, daß ihre Hand zitterte, als sie den Wein eingoß.

»Mit scheint, du bist auch etwas erregt, wie?«

»Ja, ich bin nervös, aber ich weiß wirklich nicht, warum.«

»Na, beruhige dich nur«, redete er ihr freundlich zu. »Übrigens kann ich dir sagen, daß deine kleine Intrige überflüssig geworden ist. . .« Er griff in seine Brusttasche und zog ihren Brief an Peter hervor, den er gleichfalls ins Feuer warf.

»Ein guter Feldherr versteht es, sich sofort jeder Veränderung in den Verhältnissen des Feindes anzupassen«, erklärte er, »und die Maus will nicht in die Falle gehen. Jane ist verliebt in den Narren! Du hast recht gehabt.«

»Und das bricht mir das Herz!« meinte sie spöttisch, dann fuhr sie in ganz verändertem Ton fort: »Ich glaube, daß sie ihn wirklich gern hat, Donald, und daß es mich in eine recht unangenehme Situation gebracht hätte, wenn der Brief in ihre Hände gefallen wäre.«

»Nun, das war doch gerade beabsichtigt«, entgegnete er kühl.

Um acht Uhr ging Donald aus. Marjorie ließ sich in einen Sessel sinken und betupfte ihre feuchte Stirn mit einem Taschentuch.

Sie hatte zwei Stunden unerhörter seelischer Anspannung hinter sich. Donald hätte jeden Augenblick in seinen Safe schauen und entdecken können, daß der Umschlag, in den er das am Morgen abgehobene Geld gesteckt hatte, nichts mehr enthielt als Zeitungspapier . . .

Sie kleidete sich rasch um, packte ihre Reisetasche und warf

noch einen Blick auf das Fahrscheinheft, das sie sich besorgt hatte. Jetzt wollte sie wirklich die Reise aufs Festland machen, auf der sie sich nach Donalds Angaben bereits befand.

Marjorie war eben im Begriff, das Haus zu verlassen, als jemand gegen die Haustür hämmerte. Eiligst lief sie in das Arbeitszimmer Donalds zurück, um durch die herabgelassenen Rolläden einen Blick auf die Straße zu werfen. Auf der Vortreppe standen zwei Männer, und auf dem Gehsteig hatte ein uniformierter Schutzmann Posten gefaßt.

Sie riß ihre Handtasche auf, nahm die Banknoten heraus und verbarg sie rasch in einer Tasche, die sie in ihr Unterkleid genäht hatte. Erst dann öffnete sie das Tor, um Mr. Bourke einzulassen.

Für Peter Clifton hatten dieser Nachmittag und Abend einen Zauber besessen, wie er ihn nie zuvor kennengelernt hatte. Er und Jane aßen früh zu Abend, und er entdeckte dabei ein ganz neues Wesen: eine heitere, gelöste, echt weibliche Jane, die es glänzend verstand, ihn die tragische Atmosphäre vergessen zu lassen, in der er sich schon seit Tagen bewegt hatte. Wohl ein dutzendmal wollte er von der häßlichen Wirklichkeit sprechen, aber jedesmal brachte sie ihn mühelos davon ab.

In der Bibliothek hatten sie ihren Kaffee eingenommen, und danach stöberte Jane in den Bücherregalen. Plötzlich fragte sie ihn ein wenig zögernd: »Darf ich dich etwas fragen, Peter?«

»Gewiß«, antwortete er. Peter saß mit der Pfeife im Mund in einem tiefen Klubsessel und hatte ein Buch auf den Knien.

»War dein Vater ein großer Gelehrter?«

»Ich glaube schon. Warum fragst du danach? Ach so, du hast sein Buch gefunden, nicht wahr? Merkwürdig, daß es gerade von Banknotenfälschungen handelt. Er war in seiner Jugend Chemiker, erfand eine neue Art der Bearbeitung von Stahl und machte sich damit ein Vermögen.«

Jane blätterte in dem Buch und fand es begreiflicherweise recht uninteressant, da es nur technische Abhandlungen enthielt.

»Hast du jemals« - sie zögerte doch, ihm diese Frage zu stellen-, »hast du jemals Lust gehabt, Banknoten zu fälschen?«

»Um Himmels willen, nein! Ich würde dabei Todesängste ausstehen!«

Er hatte das fast schroff gesagt und bemühte sich, auf ein anderes Thema überzugehen.

»Aber wenn du wolltest, wärest du doch imstande, die Platte für eine Banknote zu stechen, nicht wahr?«

»Jane, mein Liebling, laß uns von etwas anderem reden.«

»Peter, mein Liebling, ich muß aber immer daran denken.«

Sie hörte ein Geräusch in der Halle.

»Das ist die Post«, stellte sie fest, ging hinaus und kam mit einem Pack Briefe zurück, die sie auf dem Tisch ausbreitete.

»Natürlich alles für dich«, überflog sie die Anschriften. »Doch halt, da ist auch ein Brief für mich.«

Sie riß die Augen auf, als sie die Handschrift erkannte.

»Wie merkwürdig! Von Donald!«

Jane öffnete hastig den Umschlag - es befand sich ein zweiter darin, der den Vermerk trug: »Meinen Dokumenten beizulegen und nicht zu öffnen.« Darunter stand der Name eines ihr bekannten Rechtsanwaltes.

Jane war sich keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß es sich hier um einen Irrtum handeln mußte - vermutlich hatte Donald diese Papiere in einen falsch adressierten Umschlag gesteckt. Doch ohne zu zögern riß sie auch den zweiten Umschlag auf und zog seinen Inhalt heraus. Es war ein alter, vergilbter Zeitungsausschnitt, der offenbar so häufig auseinander- und wieder zusammengefaltet worden war, daß er fast schon zerfiel.

Auf dem freien Rand entdeckte sie einige Zeilen in der zierlichen Handschrift Dr. Wells'. Wie sie sich erinnerte, war er ein peinlich ordentlicher Mann, der gern alles aktenmäßig belegte. Auf dieses Blatt hatte er geschrieben:

»Ein seltsamer Zufall ließ mich drei Wochen nach Peters erstem Krankenbesuch auf dieses Zeitungsblatt stoßen, in das einige alte Bücher eingewickelt waren. - Cumberland Herald.«

»Cumberland?« rief Peter. »Wie sonderbar! Meine Mutter lebte in Cumberland, unsere ganze Familie stammte daher.«

Der Zeitungsausschnitt enthielt folgenden Artikel:

MR. ALEXANDER WELERSON GESTORBEN

Tiefbetrübt geben wir Nachricht vom Hinscheiden Mr. Alexander Welersons, der viele Jahre in Carlisle wohnte und einer der bedeutendsten Chemiker unserer Zeit war. Mr. Welerson war eben von einem kurzen Aufenthalt in der Schweiz zurückgekehrt. Auf der Heimfahrt vom Bahnhof scheute ein Pferd und warf den leichten Wagen eine hohe Böschung hinab. Die Verletzungen Mr. Welersons waren so schwer, daß sie seinen Tod herbeiführten. Der Verblichene hinterläßt seine Frau und ein erst drei Monate altes Kind.

Infolge eines seltsamen Zufalles wohnte sein gleichnamiger Vetter, der Eisenindustrielle Alexander Welerson aus Middlesbrough, zur Zeit des Unfalles bei ihm. Man nimmt an, daß der Verunglückte seinen Verwandten zu sich gerufen hatte, um ihm Versuche mit einem neuen, überaus vortheilhaften Schmelzverfahren vorzuführen.

Die beiden blickten einander schweigend an. Jane wies auf das Bild, das dem Artikel beigelegt war: eine recht kunstlos ausgeführte Zeichnung, die einen etwa dreißigjährigen Mann darstellte.

»Ist das dein Vater?«

Peter schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er, »nicht der Vater, den ich kannte. Aber was ist denn da noch angeheftet?«

Sie wandte das Blatt um. Auf der Rückseite war ein kleinerer Ausschnitt aufgeklebt. Er stammte aus einer Novembernummer der gleichen Zeitung und lautete:

OHNE NAMENSWECHSEL

Mrs. Alexander Welerson, die Witwe des ver-

storbenen Alexander Clifton Welerson, hat sich am Dienstag in aller Stille mit dem gleichnamigen Vetter ihres ersten Mannes verheiratet. Mr. und Mrs. Welerson haben sich in Begleitung des sieben Monate alten Kindes der jungen Frau aus erster Ehe an die Riviera begeben.

»So!« Janes Stimme zitterte ein wenig. »Jetzt kennst du das Geheimnis, das Wells dir für hunderttausend Pfund verkaufen wollte!«

Er war wie vor den Kopf geschlagen und unfähig, einen Gedanken zu fassen.

»Ich verstehe das nicht«, murmelte er.

»Peter«, flüsterte die junge Frau mit vor Erregung heiserer Stimme, »du bist der Sohn des verunglückten Alexander Welerson und nicht der jenes Mannes, der im Irrenhaus von Broadmoor starb! Daher schrieb dieser in seinem Testament, du sollest danach streben, deinem verdienstvollen Vater ähnlich zu werden.«

Bevor sie noch wußte, wie ihr geschah, lag sie in seinen Armen. Er preßte sie fest an sich, drückte seine Wange an die ihre und wagte kaum zu atmen.

Vor Glück kamen Jane die Tränen, und sie stammelte: »Jetzt wird alles gut, Peter . . .«

In diesem Augenblick hörten sie die schrille Stimme Marjories, die gleich darauf ins Zimmer gewirbelt kam.

»Marjorie - Sie? Ich dachte, Sie sind in Deutschland . . .?«

Aber Marjorie hatte nur Augen für Peter; sie kam auf ihn losgestürzt und packte seinen Arm.

»Peter!« stieß sie gehetzt hervor. »Die Polizei ... Sie sind in mein Haus eingedrungen . . . Bourke!«

Sie war so außer Atem, daß sie kaum die Worte hervorbringen konnte.

»Wo ist Ihr Mann?« fragte Peter schnell.

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich weiß es nicht... Er ist ausgegangen ... Ich wollte auch gerade gehen, als Bourke kam. Er hat alles durchsucht. Sie suchen Donald. Oh, Peter, wissen Sie, was Bourke sagte?« Sie preßte die Hand auf ihr wildklopfendes Herz, als wollte sie es beruhigen. »Er sagte: ›Wenn Sie den ›Fuchs‹ kennen, so sagen Sie ihm, daß wir ihn heute abend fassen werden!‹«

Jane blickte bestürzt von Marjorie auf ihren Mann. Weshalb hatte Bourke diese Warnung ausgesprochen? Ihr wurde schwindlig, aber sie riß sich zusammen. Sie mußte Vertrauen haben! Gerade jetzt!

»Warum warnt Bourke den ›Fuchs‹?«

»Wie soll ich das wissen?« antwortete Marjorie ärgerlich. »Kennen Sie den ›Fuchs‹, Peter? Ist es etwa Donald? Es ist wirklich schrecklich. Was soll ich nur tun?«

»Sie können bei uns bleiben, wenn Sie wollen«, forderte Jane sie auf.

Aber Marjorie lehnte ab. »Nein, ich kann nicht hierbleiben. Vielleicht stößt Donald etwas zu, und ich möchte ...« Sie suchte nach dem richtigen Wort. »Ich muß wissen, was mit ihm geschieht, ich muß ihm helfen. Ich habe etwas gutzumachen an ihm, Jane.«

Sie war einem Zusammenbruch nahe, und Jane führte sie in ihr Schlafzimmer. Ein Glas Wasser schien sie jedoch zu ermuntern, und Jane ließ sie allein, um Peter zu suchen.

»Jetzt geht es ihr schon besser . . .«, begann sie, als sie die Bibliothek betrat, aber Peter war nicht mehr da. Sie ging in sein Zimmer, aber auch hier fand sie ihn nicht. Dann hörte sie, wie das Haustor zuschlug. Als sie in die Halle lief, stieß sie auf den Butler.

»Mr. Clifton hat soeben das Haus verlassen. Er hat es sehr eilig gehabt, denn er hat weder Mantel noch Hut mitgenommen«,

sagte der Mann bestürzt. Jane ließ ihn stehen und eilte auf die Straße, aber Peter war nicht mehr zu sehen.

Rasch ging sie in Richtung Pall Mall; dicht beim Carlton Club war ein Taxistand, und vielleicht hatte Peter hier einen Wagen genommen. Ihre Vermutung erwies sich als richtig, sie konnte Peter noch wegfahren sehen. Jane fragte den nächsten Chauffeur in der Reihe: »Können Sie mir sagen, wohin der Herr fährt, der eben eingestiegen ist?«

»In die Knowlby Street, Miss.«

Der Name der Straße kam ihr zwar bekannt vor, sie wußte im Augenblick jedoch nicht, woher. Als der Chauffeur aber dann erklärte, daß diese Straße in der Nähe von Marylebone Lane liege, erinnerte sie sich plötzlich. Knowlby Street - dort war Mr. Blonbergs Kontor.

Jane stieg in den Wagen und ließ sich zunächst in ihre Wohnung fahren, um Mantel und Hut zu holen. Marjorie trat ihr weinend in den Weg und überfiel sie mit allerlei Fragen, doch Jane wehrte sie eilig ab.

Sie sprang wieder in das Taxi und befahl: »Ans Ende der Knowlby Street. Dort warten Sie auf mich.«

Zu dieser späten Stunde schien die Knowlby Street vollkommen menschenleer zu sein. Jane ging die stille Gasse hinab und blieb vor dem Haustor einigermaßen unschlüssig stehen. Welchen Grund sollte sie für ihren späten Besuch angeben? Vielleicht hatte sie in ihrem Eifer eine Dummheit gemacht. Dennoch drückte sie auf den Klingelknopf. Es rührte sich nichts. Sie läutete nochmals, aber wieder ohne Erfolg. Da hörte sie ein Auto kommen. Sie blickte sich um und sah, daß am anderen Ende der Straße ein Wagen hielt; eine umfangreiche Frauengestalt schob sich heraus. Es war Mrs. Anderson.

Jane entfloh und versteckte sich im nächsten Hauseingang.

Mrs. Anderson hatte viele Jahre in Gemeinschaft mit einem mordgierigen Wahnsinnigen gelebt und war dadurch selbst an

den Rand des Irrsinns geraten. Doch als sie jetzt gegen den Protest ihres Arztes das Krankenlager verließ und aufstand, war sie völlig bei Vernunft. Schließlich war sie ja noch Herrin im eigenen Haus.

Mrs. Anderson hatte einen unangenehmen Brief erhalten. Ein Bote hatte ihn gebracht, und sie las ihn nun schon zum drittenmal.

»Ich muß Sie ersuchen, mir das Geld zurückzuzahlen, das Sie mir schulden. Ich erwarte Sie zur gewohnten Stunde am gewohnten Ort. Da Ihr Sohn jetzt tot ist, kann er nicht mehr der Erbe seines Vaters sein, Sie werden also kein Geld mehr erhalten. Ihr Sohn ist an seinem Schicksal selbst schuld; Sie haben ihm meine Warnung übermittelt, aber er hat sie nicht beachtet. So mußte er sterben. Von Ihnen erwarte ich umgehend das entliehene Geld zurück. B.«

Mrs. Anderson holte aus einer versperrten Lade die große Armeepistole hervor, die Basil ihr geschenkt hatte. Wegen der Länge des Laufes ging sie nicht in ihre Handtasche. Sie zog daher einen Pelzmantel an, der eine genügend große Tasche in seinem Seidenfutter hatte.

Blonberg! Blonberg hatte ihr gedroht und hatte seine Drohungen verwirklicht. Er mußte von Peter abhängig sein. Jahre und Jahre war sie zu ihm gegangen und hatte sich auf Grund ihrer Erbansprüche Geld von ihm ausgeborgt. Er wußte alles über Basil und Peter und über Alexander Welerson. Er war ihr Feind - er hatte Basil bedroht... Und Basil war von Peter ermordet worden.

Blonberg sollte um Gnade winseln. Auf den Knien sollte er vor ihr liegen. Bis zu der gewohnten Besuchsstunde hatte sie noch zwei Stunden Zeit vor sich. In fortwährendem Grübeln über al-

les Unrecht, das sie erlitten hatte, verging die Zeit wie im Fluge. Endlich wankte sie aus dem Haus, denn ihre Beine wollten den Dienst versagen. Aber sie fand gleich ein Taxi, und als sie am Ziel angekommen war, schlug es neun Uhr von den Kirchtürmen. Es regnete in Strömen.

Mrs. Anderson läutete am Haustor, hörte das Schnappschloß aufspringen und trat ein. Keuchend arbeitete sie sich die steile Treppe empor. Vor der Tür im obersten Stockwerk blieb sie ein Weilchen stehen, um zu verschnaufen. Dann trat sie, mit ihrer nassen Hand den Kolben der Pistole umklammernd, in den Vorraum. Wie gewöhnlich war er nur matt erleuchtet. Das Heiligtum Mr. Blonbergs lag vollkommen im Dunkel. Sie tastete sich zum Tisch vor und setzte sich ächzend auf den Stuhl.

Flüsternd fragte sie: »Sind Sie da?« Sofort erhielt sie in gedämpftem Ton Antwort.

»Ja, ich bin hier. Haben Sie das Geld mitgebracht?«

»Mein Sohn . . .«, begann sie unsicher.

»Ihr Sohn war ebenso verrückt wie Ihr Gatte«, unterbrach sie der Unsichtbare kalt. Da erwachte ihre Wut von neuem und verlieh ihr Kraft.

»Sie haben ihn in sein Unglück getrieben«, schleuderte sie ihm entgegen.

»Reden Sie keinen Unsinn! Basil Hate ist gewarnt worden. Er hatte ganz klare Aufträge bekommen, ist aber über seine Befugnisse hinausgegangen . . .«

»Und deshalb haben Sie ihn umgebracht?« schrie sie. »Sie sind ein Mörder, ein ganz gemeiner Mörder . . .«

Ein grelles Licht flammte auf und blendete sie. Der Mann mußte vor sich eine starke Lampe stehen haben, die er plötzlich eingeschaltet hatte. Mrs. Anderson sprang auf, warf den Sessel um und schoß zweimal in die Dunkelheit hinter der Lampe.

Aus der Finsternis drang ein Stöhnen zu ihr. Sie krallte sich an der Drahtwand fest, um nicht umzusinken.

»Jetzt hast du, was du verdienst, du Verbrecher!« stieß sie hervor, dann schwankte sie aus dem Zimmer. Mehr stürzend als laufend, kam sie die Treppe hinab und erreichte das Haustor. Sie öffnete das Schnappschloß und riß die Tür auf.

»Achtung! Sie hat eine Pistole!« hörte sie jemand rufen, dann umfing sie ein starker Arm, und die Waffe wurde ihrer Hand entwunden. Mrs. Anderson gewann noch den wirren Eindruck, daß viele Männer vor dem Tor standen, dann fiel sie ohnmächtig in die Arme des Polizeibeamten, der sie festgehalten hatte.

»Schafft sie gleich ins Krankenhaus«, befahl Bourke. »Drei Mann folgen mir. Vom Schießeißen wird nur im äußersten Notfall Gebrauch gemacht!«

Jane Clifton hatte gesehen, wie Mrs. Anderson das Haus betrat. Es vergingen einige Minuten, aber die Frau kam nicht wieder heraus. Plötzlich bog eine Gruppe von Männern um die Ecke und näherte sich lautlos dem Haus. Jane erkannte Bourkes untersetzte Gestalt, und das Herz schlug ihr bis zum Halse. Was sollte das alles?

Die Männer schienen leise miteinander zu beraten, in einem von ihnen glaubte sie Rouper zu erkennen. Plötzlich krachten knapp hintereinander zwei Schüsse. Jemand im Hause hatte geschossen, und Peter befand sich darin!

Jetzt versuchte Bourke anscheinend, in das Haus zu gelangen, aber im gleichen Augenblick flog das Tor auf, und eine hysterisch kreischende Frau rannte mitten in den Knäuel von Männern hinein.

Es war Mrs. Anderson. Jane lief außer Sichtweite der Polizeibeamten über die Straße zu ihrem wartenden Taxi, aber offenbar hatte den Chauffeur die Neugierde in die Nähe des Hauses gelockt. Es blieb ihr nichts anderes übrig als seine Rückkehr abzuwarten, und voller Unruhe sah sie sich nach einem Platz um, wo sie sich vor Bourke verbergen konnte. Eine enge, gepflasterte Seitengasse, die anscheinend zu einem Hinterhof des Büroge-

bäudes führte, schien ihr Zuflucht bieten zu können. Gerade hatte Jane sich dahin zurückgezogen, als sie das Hupen eines Autos hinter sich hörte. Sie drehte sich um und hatte gerade noch Zeit, sich an die Wand zu drücken, als auch schon ein aus dem Hof kommender Wagen an ihr vorbeiraste. Sie konnte den Fahrer deutlich erkennen: Es war ein glattrasierter Mann mit einer Tonpfeife zwischen den Zähnen. Doch dann fiel ihr Blick auf das Gesicht neben ihm.

Es war Peter! Sekundenlang starrte die junge Frau wie versteinert in die Augen ihres Gatten.

»Peter!« schrie sie auf.

Er aber wandte sich rasch ab. Und ehe sie noch zur Besinnung kam, war das Auto schon um die Ecke gebogen und außer Sicht. Sie starrte ihm noch immer nach, als ihr Taxifahrer zurückkam.

»Es hat einen Skandal in diesem Haus gegeben, Miss«, berichtete er völlig außer sich. »Angeblich ist jemand erschossen worden.«

Sie nickte. »Fahren Sie mich nach Hause«, sagte sie schließlich.

Bourke stieg als erster die enge Treppe hinauf. Er hielt sich nur kurz damit auf, das allgemein zugängliche Büro Blonbergs im dritten Stockwerk zu durchsuchen, und machte sich dann auf den Weg zu den darüber gelegenen geheimen Räumen, deren Vorhandensein er schon lange vermutet hatte.

Dem Vorzimmer widmete er nur einen kurzen Blick, dann stürzte er sich durch den blendenden Lichtkegel gegen die Wand aus Drahtgeflecht. Mit seinem Taschenmesser schnitt er ein Loch in das feinmaschige Netz, um einen Halt für seine Hand zu finden, dann hängte er sich mit seinem ganzen Gewicht daran, bis das Geflecht von der Deckenleiste abriß.

Bourke stieß den Tisch zur Seite und fand hinter dem Drahtnetz einen zweiten Tisch stehen, der Kante an Kante an den anderen herangeschoben war. Bourke drehte die starke Handlampe

mit Reflektor um und ließ den Scheinwerfer durch das Zimmer schweifen.

Auf einer Wandbank hockte ein Mann in vorgebeugter Stellung. Sein Kopf hing zwischen den Knien herab, die Arme waren auf den Boden gestützt, als sollten sie ihn am Fallen hindern. Der Chefinspektor hob den Mann an den Schultern empor, dabei fiel sein Kopf nach hinten: Bourke sah in das leblose Antlitz des Arztes Dr. Donald Wells.

»Hm! Das dachte ich mir!« murmelte Bourke.

Mit Hilfe eines anderen Mannes hob er den Leichnam von der Bank, suchte die Mauer dahinter ab und fand einen Knopf, auf den er einen Finger preßte. Sofort sprang eine kleine Tür auf, und Bourke sah die Kabine eines kleinen Aufzugs hinter sich, gerade groß genug, um zwei Personen zu fassen.

»Schicken Sie sofort nach dem Polizeiarzt. Übrigens, Rouper, Sie haben doch wohl im Hinterhof Posten aufgestellt?«

Rouper fuhr erschrocken zusammen.

»Ja, Sir«, log er und nahm sich vor, bei der ersten Gelegenheit davonzuschlüpfen und sein Versäumnis wiedergutzumachen.

Diese Gelegenheit ergab sich, als Bourke den Aufzug betrat und auf einen der zwei Schaltknöpfe drückte, die darin angebracht waren. Der Aufzug setzte sich rasch in Bewegung und fuhr mit großer Schnelligkeit abwärts bis in einen Raum hinunter, der nach Bourkes Schätzung im Keller liegen mußte.

Er öffnete die Tür und sah, daß er sich in einer Garage befand. Es stand zwar kein Wagen darin, doch standen leere Benzinfässer herum, und die Drehbank in einem Winkel mußte erst vor kurzer Zeit benutzt worden sein.

Der Chefinspektor öffnete das Tor und kam in den Hinterhof, in dem ein Chauffeur seinen Wagen wusch. Er war sehr mitteilksam, bis Bourke sich als Beamter von Scotland Yard zu erkennen gab.

»Diese Garage ist an einen Taxifahrer vermietet, Sir, den man

den ›alten Joe‹ nennt. Ich habe ihn übrigens heute abend schon gesehen.«

»Wie lange ist das her?« erkundigte sich Bourke.

»Noch keine zehn Minuten. Er ist hier hinausgefahren und hatte einen Fahrgast im Wagen.«

Der Mann konnte den Fahrgast viel genauer beschreiben als den Chauffeur, und Bourke erkannte mühelos in ihm Peter Clifton. Jetzt war er ganz froh, daß Rouper vergessen hatte, den Hinterhof bewachen zu lassen, so daß Peter nicht angehalten worden war.

Den alten Joe kannte niemand in der Umgebung näher. Er arbeitete hauptsächlich nachts, so daß ihm nur selten jemand begegnete.

Bourke ging in die Garage zurück, sperrte die Tür ab und fuhr mit dem Aufzug wieder in das Zimmer hinauf, wo sich der Mord ereignet hatte.

»Die Posten im Hinterhof sind auf ihren Plätzen, Sir«, meldete Rouper.

»Danke! Ich habe gesehen, wie Sie sie aufgestellt haben«, antwortete Bourke ironisch.

Er warf einen Blick auf seine Uhr.

»Warten Sie hier, bis der Polizeiarzt kommt. Lassen Sie dieses Büro genau durchsuchen und beschlagnahmen Sie alle Papiere«, befahl er. »Sie werden nicht lange warten müssen; ich schicke einen Mann her, der den Fall in die Hand nehmen wird.«

»Ich bin doch hier«, protestierte Rouper gekränkt.

»Das genügt mir nicht«, erwiderte Bourke mit beleidigender Offenheit. »Ich werde mich jetzt auf die Suche nach Peter Clifton machen.«

Als Jane heimkam, meldete ihr der Butler, daß Mrs. Wells gleich fünf Minuten nach ihr die Wohnung verlassen habe. Sie habe sich ein Taxi kommen lassen und den Chauffeur angewiesen, zur Waterloo-Station zu fahren.

»Ist Mr. Clifton schon nach Hause gekommen?«

»Nein, gnädige Frau.«

»Hat er auch nicht angerufen?«

Auch das verneinte der Diener.

Jane blieb also gar nichts anderes übrig, als zu warten. Nach kaum einer halben Stunde fand sich ein Besucher ein.

»Ich habe gedacht, ich müsse doch einmal nachschauen kommen«, meinte Bourke betont gleichgültig. »Ist Peter noch nicht zu Hause?«

»Nein, er ist eben ausgegangen, um im Park etwas Luft zu schöpfen. Sie müssen an ihm vorbeigekommen sein.«

Mr. Bourke lächelte verschmitzt.

»Wie oft hat mir nicht schon die Frau irgendeines ›schweren Jungen‹ gesagt, ihr Mann sei gerade ausgegangen, während er in Wirklichkeit die ganze Zelt im Keller versteckt war!«

»Peter ist aber nicht im Keller versteckt«, antwortete sie hitzig. »Er hat gar keine Ursache, sich zu verbergen. Sie sind doch nicht etwa gekommen, um ihn zu verhaften?«

Bourke schüttelte den Kopf.

»Durchaus nicht, ich wollte nur einen gemütlichen Abend mit ihm verbringen«, antwortete er, und seine Stimme klang keineswegs sarkastisch. »Carlton House Terrace hat etwas ungemein Beruhigendes für mich. - Sind Sie übrigens auch aus gewesen, Mrs. Clifton?«

»Nein«, behauptete sie kühn, »das heißt, nur einen Augenblick, um einen Brief einzustecken.«

Bourke blickte nachdenklich zur Zimmerdecke hinauf.

»Ich strengte gerade mein Gedächtnis an, um mich zu erinnern, ob es in der Knowlby Street einen Briefkasten gibt«, meinte er halb zu sich selbst. »Aber es wird schon einer dort sein, wenn Sie es sagen.«

»Sie müssen mich für eine schreckliche Lügnerin halten«, bekannte sie reumütig.

»Es ist die Pflicht jeder Frau, zum Wohl ihres Gatten zu liegen«, stellte der anscheinend sehr unmoralische Mr. Bourke fest. Er fügte hinzu: »Übrigens habe ich selbst Sie nicht gesehen, wohl aber einer meiner Leute.«

»Ich muß Ihnen etwas zeigen«, sagte Jane, die sich plötzlich wieder der Zeitungsausschnitte erinnerte. Er folgte ihr in die Bibliothek und las die beiden Artikel.

»Das ist das fehlende Glied in der Kette«, bemerkte er mit einem Ausdruck höchster Zufriedenheit. »Was für ein Schurke war doch dieser Doktor! Ich hätte ihn schon gestern verhaften sollen!«

»Wells? Hat denn der den Mord begangen?«

»Beide Morde und wahrscheinlich noch einige mehr. Die meisten großen Mörder können nicht mehr davon lassen, wenn sie einmal begonnen haben.«

»Haben Sie ihn verhaftet?«

Bourke schüttelte den Kopf.

»Aber warum denn nicht?« fragte sie entsetzt.

»Weil Mrs. Anderson dem Henker die Arbeit abnahm!«

Er fühlte, wie sie krampfhaft nach seinem Arm griff, und streckte seine Hand aus, um sie zu stützen.

»Ist er tot?« flüsterte Jane.

Bourke nickte.

»Erschossen.«

»Das also waren die Schüsse, die ich gehört habe. Und Sie sind ganz sicher, daß es Mrs. Anderson getan hat?«

»Ganz sicher. Sie hielt die Pistole noch in der Hand, als sie die Treppe herabkam, und hat es auch nicht geleugnet.«

Donald Wells tot! Jane war fassungslos.

»Ich kann es noch gar nicht glauben.«

In diesem Augenblick trat Peter ein. Er warf dem Kriminalbeamten einen fragenden Blick zu und vermied es offensichtlich, seine Frau anzusehen.

»Ist Ihnen Ihr Spaziergang gut bekommen?« fragte Bourke ruhig.

»Ja.« Die Antwort war schroff und schien weitere Fragen unterbinden zu wollen.

»Dem Taxichauffeur ist es wohl gelungen, London zu verlassen?«

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Ich frage nur so«, bemerkte Bourke, dann fuhr er, ernster werdend, fort: »Ich will Ihnen in Gegenwart Ihrer Frau sagen, was ich zu sagen habe, Clifton. Sie hatten mir vor einiger Zeit eine große Summe Geldes angeboten, und ich hatte sie zurückgewiesen. Ich sagte damals, daß kein Mensch zwei Herren dienen könne - aber inzwischen habe ich nichts anderes als eben das getan. Ich habe deswegen zwar kein schlechtes Gewissen, aber mein Pflichtgefühl ist ziemlich ausgeprägt - und deshalb werde ich noch heute nacht mein Entlassungsgesuch beim Yard einreichen ... Bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Für die Bemessung meines Ruhegehalts macht die kurze Zeit, die ich vor Vollendung meiner Dienstzeit abgehe, nicht viel aus. Ich muß gestehen, daß ich ständig in Angst gewesen bin, Rouser oder sonst irgend jemand könnte dahinterkommen, was ich eigentlich tat - vermutlich hätte ich dann nicht nur überhaupt keine Pension bekommen, sondern wäre wahrscheinlich für mindestens zwölf Monate eingesperrt worden. Aber ich hatte Glück, genauso wie Sie Glück hatten, Clifton. Und falls Sie mir am Tag meiner Entlassung ein Geschenk machen wollen, werde ich es annehmen!«

»Sie sollen . . .«, begann Peter eifrig.

Aber Bourke unterbrach ihn mit einer abwehrenden Handbewegung.

»Nennen Sie keine Summe, es könnte mich leichtsinnig machen!«

»Warum wollen Sie jetzt Ihren Dienst quittieren?« fragte Peter. »Ich weiß wohl, daß Ihre Güte gegen mich Sie schon oft hätte Ihre Laufbahn kosten können; aber jetzt hat es sich doch gezeigt, wie recht Sie immer hatten . . .«

»Alles schön und gut, aber es gibt da eine gewisse Geschichte von einem Taxifahrer, und deswegen muß ich abdanken«, meinte Bourke, geheimnisvoll, und dann ging er.

Noch lange, nachdem er sie verlassen hatte, saßen Jane und Peter schweigend beisammen.

»Verzeih, daß ich vorhin so an dir vorbeigefahren bin«, begann Peter schließlich, »aber . . .«

»Bitte, sprich nicht davon«, bat sie ihn. Beide versuchten krampfhaft, eine alltägliche Unterhaltung zu führen und waren einem Zustand geistiger Erschöpfung nahe, als Bourke plötzlich wieder auftauchte.

»Es tut mir sehr leid, Sie noch einmal stören zu müssen«, entschuldigte er sich mit zerknirschter Miene, was verriet, daß er etwas recht Angenehmes zu berichten hatte. »Ich habe die fehlenden Blätter von Radlows Aussage gefunden.«

Er zog aus seiner Jackentasche einige Bogen Papier hervor. Weder Peter noch seine Frau fragten, wie sie in seinen Besitz gekommen waren; beide wußten nur zu gut, daß sich die Papiere noch vor zwei Stunden in der Tasche von Donald Wells befunden hatten.

Er überreichte die Blätter Peter, der sie schweigend las und darin die Bestätigung fand, daß Alexander Welerson die Witwe seines gleichnamigen Veters geheiratet hatte. Es hieß darin:

»Die Dame erholte sich nie ganz von dem schweren Schlag, den der Tod ihres Mannes für sie bedeutet hatte. Während ihrer Krankheit heiratete Mr. Welerson in einem seiner Anfälle periodischen Irreseins ein Mädchen namens Anderson, das früher als Köchin in seinen Diensten gestanden hatte. Zwei Jahre lang, bis zum Tod seiner Gattin, führte Alexander Welerson ein Doppelleben. Die Anderson gebar ihm einen Knaben, der vermutlich den Keim zu dem heimtückischen Leiden seines Vaters geerbt hatte. - Von allem Anfang an aber liebte Mr. Welerson geradezu leidenschaftlich den Sohn seiner Frau aus ihrer ersten Ehe. In seinen lichten Augenblicken bereute er es heftig, sich mit der Anderson eingelassen zu haben. Er ließ sich von seiner gesetzmäßigen Gattin versprechen, ihren Sohn nie wissen zu lassen, daß er nicht wirklich sein Vater sei, und gebot mir aus dem gleichen Grunde, ihm nicht die Heiratsurkunde sehen zu lassen. Ich habe jedoch Grund anzunehmen, daß alle diese Tatsachen Mr. Basil Hate bekanntgeworden sind, der im Auftrag des Dr. Donald Wells entsprechende Nachforschungen durchführte . . .«

Peter las die Papiere durch und reichte sie dann seiner Frau.

»Wells wußte offenbar, daß Radlow diese Aussage schriftlich niederlegen wollte«, erläuterte Bourke. »Sie erinnern sich, daß er an jenem Nachmittag zweimal angerufen wurde. Das erstemal schlief er, das zweitemal ging er selbst an das Telefon, und offenbar war er der Meinung, mit Peter zu sprechen - in Wirklichkeit war aber Wells am Apparat.

Als Wells sicher war, daß Radlow mit nichts zurückhalten würde, entwarf er den Plan für seine Gegenmaßnahmen. Er muß

sich in Longford Manor befunden haben, als er telefonierte. Wells wußte, daß Peter immer Zigaretten rauchte, wenn er allein in seinem Wagen fuhr; so lag der Gedanke nahe, ihn durch Unterschlebung präparierter Zigaretten zunächst zu betäuben. So verfuhr er denn auch. Er folgte Peter in einem anderen Wagen. Sobald er sah, daß Peters Auto an den Straßenrand fuhr und anhielt - ein sicheres Zeichen dafür, daß er sich unwohl fühlte und das Bewußtsein verlor -, sprang Wells zu ihm in den kleinen Wagen. Er gab dem ohnmächtigen Mann rasch zwei Injektionen, schob ihn neben den Fahrersitz und setzte sich selbst hinter das Lenkrad, um Peter nach Sydenham zu bringen. Er schnallte den Bewußtlosen mit einem Riemen in sitzender Stellung fest, um nicht aufzufallen, falls ihnen eine Verkehrsstreife begegnen sollte. Diesen Riemen fand ich am Boden des Wagens, Sie werden sich daran erinnern, Mrs. Clifton. Wells hatte seinen Plan mit teuflischer Schlauheit ausgeklügelt: Er beabsichtigte, den alten Radlow zu töten und den Verdacht auf Peter zu lenken. Vermutlich hatte er damit gerechnet, daß der Anwalt mit der Niederschrift seiner Aussage schon fertig war, aber er überraschte Radlow, als dieser noch beim Schreiben war, und schoß ihn nieder.

Der Mord an Basil Hate war vermutlich nicht vorausgeplant. Aber Hate gefährdete durch sein unbesonnenes Vorgehen das genau überlegte Projekt, nach dem Peter für irrsinnig erklärt und die Verwaltung seines Vermögens in die Hände der Bande gespielt werden sollte.« Bourke schüttelte nachdenklich den Kopf und bemerkte abschließend: »Wirklich einer der besten Pläne, die je von einem Verbrechergehirn entworfen worden sind.«

Dann nahm er die Papiere wieder an sich und wandte sich zum Gehen.

Nachdem der Chefinspektor sie verlassen hatte, schwiegen beide längere Zeit, dann raffte Jane all ihren Mut zusammen. Sie trat hinter Peters Stuhl und legte ihm die Hände auf die Schul-

tern.

»Peter«, fragte sie leise, »ist mein Vater entkommen?«

Er nickte. »Ich hoffe es wenigstens.«

Wieder trat eine Pause ein, dann flüsterte sie:

»Er war der ›Fuchs‹, nicht wahr?«

Peter holte tief Atem: »Ja, Jane. Es tut mir sehr leid, daß du es nun doch erfahren mußt. Mir wurde es in dem Augenblick klar, als ich meine Platten auf dem Tisch neben der geheimen Druckerpresse gefunden hatte. Er muß sie dort vergessen haben. Als ich zufällig die geheime Werkstatt entdeckte und mir die Zusammenhänge deutlich wurden, war ich außer mir vor Entsetzen.«

Jane antwortete nicht, und Peter nahm ihre Hand und hielt sie fest.

»Er war ein wirklicher Meister auf seinem Gebiet. Jahrelang hat er am Aufbau seiner Organisation gearbeitet; seine Agenten wurden ihm durch Blonberg zugeführt, der sich als Geldverleiher viele Menschen gefügig machen konnte. So lernte er übrigens auch Mrs. Anderson kennen, und durch diese wiederum Basil Hate. Wie ich in diesen Kreis hineingeraten bin, weißt du - es war ein seltsamer Zufall, der mich zu Dr. Wells geführt hat.«

Jane fragte fast unhörbar: »Wer hat dir das alles erzählt?«

»Er selbst.«

Sie erhob sich jäh und verließ das Zimmer.

»Ich komme bald wieder«, rief sie ihm mit erstickter Stimme in der Tür noch zu, ohne ihn anzublicken.

Geduldig wartete Peter vor dem niedergebrannten Kaminfeuer. Nach einer Stunde kam sie zurück. Sie war mit ihrem Kimono bekleidet, und man sah es ihr kaum an, daß sie die ganze Zeit geweint hatte.

Sie setzte sich auf die Armlehne seines Sessels und schmiegte ihren Kopf an seine Schulter.

»Jetzt wollen wir aber von etwas anderem sprechen, Peter«,

flüsterte sie.